A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Kunſt und Leben.

Kunst und Leben.

Aus Friedrich Förster's Nachlaß.

Herausgegeben

von

Hermann Riehe.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

1301

A D
B'BL. UNIV.
LONAC,

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die nachfolgenden Jugenderinnerungen aus dem Leben Friedrich Förster's, so wie die auf Goethe bezüglichen Aufsätze sind von mir unverändert dem literarischen Nachlaß des Verstorbenen entnommen. Sie sind, wie ich annehmen darf, wohlberechtigt, auch in weiteren Kreisen ein bleibendes und höheres Interesse zu beanspruchen. Dasselbe wird nicht nur durch die persönliche Theilnahme begründet, die wir einem so vielseitig und reichbegabten Schriftsteller schenken, sondern in gleichem Grade durch die frische, charakteristische und durchweg reizvolle Schilderung von Personen und Zuständen, die uns lebendig anzieht und fesselt. Die Gabe scharfer Beobachtung und die liebenswürdige Art leichter und anmuthiger Plauderei, wie sie Förster so eigenthümlich war, sind hier auf das Behaglichste gesellt. Daß diesem anscheinend harmlosen Geplauder zuweilen doch auch der rechte und tiefste Ernst einer freien Gesinnung innewohnt, kann uns nur um so mehr mit ihm befreunden.

Es iſt gewiß zu bedauern, daß gerade ein Mann wie Friedrich Förſter, der durch ein halbes Jahrhundert in literariſcher, artiſtiſcher und ſocialer Beziehung im Mittelpunkt des geiſtigen Verkehrs von Berlin ſtand und welchen gleichzeitig darüber hinaus ſo zahlreiche perſönliche und ſchriftſtelleriſche Verbindungen begünſtigten, ſeine biographiſche Hinterlaſſenſchaft mit dieſen fragmentariſchen Aufzeichnungen abſchloß. Wie hätte er das treffliche Material, das ihm ſo voll zu Gebote ſtand, zu einer inhaltreichen, ausführlichen Selbſtbiographie, zu einer Schilderung namentlich Berliner Zeitgenoſſen und Verhältniſſe ſo bedeutend verwerthen können! Es wird mir, wie ich hoffe, vergönnt ſein, dies ſpäter noch, wenn auch in Kürze, in einer Geſammtdarſtellung ſeiner wichtigſten Lebensmomente und Beziehungen nachzuholen.

Berlin, im November 1872.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

I. Aus der Jugendzeit 1

II. Goethe:

1. „Die Weltseele." Ein Vortrag 164

2. Erinnerungen aus Gesprächen mit Goethe 184

I.

Aus der Jugendzeit.

Unter welcher Conſtellation ich am 24. September 1791 geboren wurde? Mir iſt davon niemals etwas bekannt geworden, und der geneigte Leſer wird es mir Dank wiſſen, daß ich ihn mit Mars und Venus, Saturn und Jupiter und ihren Gegenſcheinen verſchone. Jedenfalls haben bei meiner Geburt günſtige Geſtirne geleuchtet; nicht aber waren es jenſeitige, himmliſche Mächte, die einen Einfluß auf mein Leben ausgeübt, denn in früher Jugend ſchon erkannte ich, daß an jeden, der ſich eine freie Lebensbahn eröffnen will, jener bedeutungsvolle Zuruf gerichtet iſt: „in deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne!“ Auch mit abgeſtorbenen Stammbäumen, vom Roſt verzehrten Wappen, verrotteten Diplomen berühmter oder berüchtigter Ahnen werde ich den Leſer verſchonen, eben ſo wenig ihn mit Erzählungen aus der Kinderſtube und Knabenzeit langweilen. — „Ein Fluß,“ bemerkt Friedrich der Große, „erhält erſt dann Bedeutung und nimmt unſer Intereſſe in Anſpruch, wenn er ſchiffbar wird.“ Darf ich mir geſtatten, dies auf den Lauf meines Lebens anzuwenden, ſo wird es gerechtfertiget erſcheinen,

daß ich meine Erzählung da beginne, wo das Schifflein flott wird und der flotte Bruder Studio die hohe Schule zu Jena bezieht.

Wie aus dem Haupte Jeus im Götterſaale
Mit Helm und Schild und Speer Minerva ſprang,
So ich als flotter Burſch aus enger Schaale
Geſtiefelt und beſpornt mit Schlägerklang!

Dieſe einengende Eierſchaale, welche nach ſiebenjähriger Brutzeit der junge Kampfhahn durchpickte, war das, zu jener Zeit mit Ruhm genannte, allerwärts als vorzüglich anerkannte Gymnaſium der Haupt- und zeitweiſe Reſidenzſtadt zu Altenburg im Herzogthum Sachſen-Gotha-Altenburg. Der Director, Kirchenrath Dr. Matthiä, ein ausgezeichneter Schüler Heyne's in Göttingen, hat ſich durch ſeine griechiſche Grammatik, durch Herausgabe der Trauerſpiele des Euripides, eine Sammlung griechiſcher Hymnen und Elegieen um die Kenntniß der griechiſchen Literatur ein großes Verdienſt erworben und ſeine, von pedantiſcher Philologie freie, Lehrmethode weckte in ſeinen Schülern Begeiſterung für die Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen Griechenlands, die ewigen Vorbilder für Alle, welche in ſich den Beruf fühlten, ſich der Wiſſenſchaft und der Kunſt zu widmen. Dies wurde weſentlich noch dadurch unterſtützt, daß Matthiä in der, von ihm gegründeten Klaſſe „Selecta“, in welche nur diejenigen aufgenommen wurden, welche zwei Jahre in der Prima ſich ausgezeichnet hatten, vorbereitende philoſophiſche, archäologiſche und äſthetiſche Vorträge für das akademiſche Studium hielt. „Ich habe Ihnen,“ ſagte er mir, als ich mich bei ihm verabſchiedete, „in Ihr Stammbuch

einen Geleitsspruch für das ganze Leben geschrieben; an diesem halten Sie fest.“ Dies ist er:

Felix, qui potuit rerum cognoscere causas,
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari*).

Viele Jahre hindurch, nachdem ich Gymnasium und Universität verlassen und Lebensbahnen beschritt, auf denen es leicht geschehen konnte, von der Richtung nach dem vorgesteckten Ziele abzuirren, hat mein besonnener, väterlicher Freund durch seinen Zuruf:

„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!“ — —

in schwierigen Lagen mich aufrecht erhalten.

Von nicht minder bedeutendem, in mancher Beziehung entscheidenderem Einfluß auf meine Ausbildung während der Lehrjahre, die wohl richtiger Lernjahre heißen sollten, war Professor Messerschmidt, der einst primus omnium in Schulpforta gewesen, eine stupende Belesenheit in den griechischen und römischen Classikern besaß und sattelfest in Grammatik, Rhetorik und Prosodie war. Er stellte uns die Aufgabe, alzäische und sapphische Oden des Horaz in das Griechische in demselben Versmaße zu übersetzen, und verlangte, daß wir die griechischen und lateinischen Dichter,

*) Glücklich, wer ihn erkannt, der Dinge verborgenen Urgrund,
Jegliche Furcht verbannt, das unerbittliche Schicksal
Kämpfend sich unterwarf und des geizigen Acherons Todfluth.
(Acheron, ein Fluß der Unterwelt, wird „geizig“ genannt, weil er von dem, was ihm zugeführt wurde, nichts wieder herausgab.)

die er mit uns las, auf der Stelle in dem Versmaße des Originals wiedergäben. Ich und ein zweiter Mitschüler, Namens Meurer, welcher als Oberpfarrer in Grüneberg in Schlesien verstorben ist, leisteten hierin die Möglichkeit. In seiner äußeren Erscheinung war Messerschmidt ein genialer Cyniker, für weiße Wäsche besaß er keine Leidenschaft, auf Rock und Weste fehlte es oft an Knöpfen, niemals aber an Fettflecken, auf seinen Bart, welcher nur des Sonntags unter die Klinge genommen wurde, bildete er sich etwas ein, da ihm die schönsten und geistreichsten Damen der Gesellschaft „als Ritter Blaubart" manches grauenhafte Schmeichelwort sagten, wie denn in der That sein Bart einen so tiefblauen Schimmer hatte, wie er mir nie wieder zu Gesicht gekommen ist. Die Damen aber, zumal die älteren, nahmen an seiner ungeordneten Toilette keinen Anstoß, da er diese durch geistreich lebhaftes Gespräch, durch improvisirte Sonette und Triolette und andere poetische Spenden vergessen machte. Seine Gedichte fanden Aufnahme in Musenalmanachen und Zeitblättern für Unterhaltung; seine dichterische Begabung fand auch in den ihm ferner stehenden Kreisen verdiente Anerkennung. Ich faßte für ihn eine so große Zuneigung, daß ich mir seine sehr eigenthümliche Handschrift aneignete; ich begleitete ihn auf seinen einsamen Spaziergängen in Feld und Wald, wo ihn dann oft ein „raptus", wie Beethoven es nennt, ergriff und er in dithyrambischer Begeisterung griechische und deutsche Gedichte improvisirte. Er fühlte sich dann als ein von göttlichem Wahnsinn Ergriffener und wiederholte mir öfter den Vers:

*Πολλοι μεν ναρθηκοφοροι, παυροι δε τε βακχοι**).

Leider iſt dieſer reichbegabte Lehrer, als er in ſpäteren Jahren die Begeiſterung mehr aus dem Weinſchlauche des Bacchus, als aus dem eigenen Geiſte ſchöpfte, in beklagenswerther Weiſe zu Grunde gegangen.

Den vollſtändigſten Gegenſatz gegen den genialen Meſſerſchmidt bildete der pedantiſch-proſaiſche Profeſſor Ramshorn, welcher ſich indeſſen dennoch durch ſeine lateiniſche Grammatik einen geachteten Namen bei allen Schulmännern erworben hat. Er konnte uns Monate hindurch mit den Regeln über den Gebrauch von „sui, sibi, se“ und ejus abquälen. Ihm war in Prima der Unterricht in der Weltgeſchichte anvertraut, welcher bei ihm darin beſtand, daß er uns in der einen Stunde Paragraphen diktirte, welche wir Wort für Wort auswendig lernen und in der nächſtfolgenden Unterrichtsſtunde, wie Dorfkinder den Katechismus, herſagen mußten. Dem Gedächtniſſe prägten ſich allerdings die facta ein, und noch heut bin ich im Stande die Geſchichte der Völkerwanderung herzuſagen, alſo anhebend: „Das Signal zur großen Völkerwanderung gaben die Hunnen, ein kalmükkiſches Volk, urſprünglich in der heutigen Mongolei gebürtig“ u. ſ. w.

Eine wahrhaft komiſche Erſcheinung war der Profeſſor der Mathematik und Phyſik Döhler, ein wohlunterrichteter, was die Phyſik betraf, mit den neuen Entdeckungen fortgeſchrittener Lehrer, an dem jedoch, in Betreff der äußeren

*) Viele tragen die Narthe (Opferkraut) zum Altar, doch nur Wenige ſind bachantiſch begeiſtert.

Erſcheinung und Bildung die letzten fünfundzwanzig Jahre — er mochte ein angehender Sechziger ſein — ſpurlos vorübergegangen waren. Sein Haupt bedeckte eine gepuderte und pomadirte Haarbeutelperrücke mit über den Ohren gerollten Locken, einen kleinen dreiſpitzigen Hut trug er mehr unter dem linken Arm, als auf dem Kopfe. Für eine jede der vier Jahreszeiten hatte er einen beſonderen Anzug. Mit Frühlings Anfang erſchien er in pfirſichblüthenem Tuchfrack und Beinkleid, für die Sommerzeit war der Anzug aus einem leichteren Stoffe, es ſchien Leinwand zu ſein, mit ſchwarz und weißen Punkten, unter dem Namen „Kümmel und Salz“ bekannt; für den Herbſt war die Farbe des Ochſenblutes gewählt, für den Winter die Farbe der erſtorbenen Kohle und ein Pelz-Rockelaure von Carmoiſin. Da er auf dem Hauſe, welches ſein Eigenthum war, ſich eine Sternwarte gebaut hatte, wo man ihn bei hellem Mondſchein und in heitren Sternennächten Beobachtungen machen ſah, galt er, wenn auch nicht für einen Wettermacher, ſo doch für einen Wetterpropheten. Stundenlang ſchloß er ſich in einem abgelegenen, dunklen Zimmer ein, was ihn in den Ruf brachte, er bereite daſelbſt Zaubertränke, richte eine ſchwarze Katze als Gehilfin ab und unterhalte Einverſtändniß mit einigen Beſenreiterinnen des Blocksberges. Ein paar unternehmenden Wagehälſen von uns war es gelungen, bis zu dem geheimen Zaubergemach ſich durchzuſchleichen. Sie hören Hundegebell und Katzenmiau, ein Getrampel wie von Bocksfüßen, vernehmen deutlich die Stimme des Profeſſors, der bald wie zur Treibjagd aufruft, bald Ruhe gebietet, worauf tiefes Schweigen eintritt. Je unheimlicher den beiden

Schülern zu Muthe wird, desto mehr steigert sich ihre Neugier. Als der Lärm der wilden Jagd aufs Neue beginnt, bezeichnet ihnen ein Lichtstrahl eine Spalte in der Thüre, und sie erblicken zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Magister Matheseos auf einem großen Wiegenpferde sich schaukelnd, welches er mit einer Knallpeitsche antreibt, wodurch seine Gesellschafter, der Mops und die Katze, zu allerhand Sprüngen, Gebell und Geheul veranlaßt werden. Er pflegte einen solchen Spazierritt vor Tisch zu machen, um den Appetit zu erregen, nach Tisch, um die Verdauung zu befördern.

In Secunda wurden wir, als ich in das Gymnasium eintrat, (1805) mit „Er" angeredet; nur die jungen Herren vom Adel, welche außerdem das Vorrecht genossen, auf der ersten Bank zu sitzen, wurden mit „Sie" und „Herr von" aufgerufen. Der Haselstock, baculus, für den noch sechzig Jahre später die hinterpommerschen und mecklenburgischen Junker schwärmen, war abgeschafft. Unserem alten Mathematikus war indeß die Handhabung des Rohrstockes so geläufig geblieben, daß er öfters noch mit dem Arme ausholte und wenigstens pantomimisch Streiche austheilte. Im Uebrigen hielt er sich durch Schimpfwörter, wie sie Aristophanes nicht kühner zusammengesetzt, dafür schadlos, daß er nicht mehr Schläge austheilen durfte. Von den Schlagwörtern, deren er sich bediente, ist mir das eine im Gedächtniß geblieben: „er ist ein rechter Ochsen-Esels-Flegelskopf! und hat so rechtschaff'ne Eltern! Wer ist doch gleich sein Vater?" — In gleicher Weise wurden wir Secundaner von dem Director Börner behandelt, welcher ebenfalls noch

eine große Lockenperrücke trug. In den Nachmittags-Lectionen der heißen Sommertage wußten wir guten Vortheil von seiner Furcht vor Gewittern zu ziehen. Einer von uns verstand es vortrefflich, mit nassem Finger an der Thüre den rollenden Donner nachzumachen; blieb dies noch ohne Erfolg, so wurde ein Schwefelfaden angezündet, und kaum daß der Geruch davon bis zum Katheder gedrungen war, rief der geängstete Director: Kinder! ein Gewitter ist im Anzuge, es schwefelt schon! Primus, bet' er das „pater noster!" Die Lection wurde geschlossen, und wir rückten lustig zum Baden oder Ballspiel aus.

An den rohen Vergnügungen und Zechgelagen der Bierbrüder, die in gemeinen Spelunken die ihnen streng verbotene Pfeife qualmten, fand ich niemals Gefallen. Für meine sittliche und gesellschaftliche Ausbildung war es mir sehr förderlich, daß ich an zwei einheimischen Mitschülern, Alfred von Thümmel, Sohn des Ministers, und Franz von Trützschler, Sohn des Kanzlers und Kammerpräsidenten, zwei mir durch das ganze Leben hindurch bewährte Freunde gefunden hatte. In den Familien beider Freunde war ich wie Kind im Hause, nahm an ihren Tanz-, Fecht- und Reitstunden Antheil, gewöhnte mich mit vornehmen Leuten umzugehen, legte die den jungen Leuten eigene Blödigkeit jungen und älteren Damen gegenüber ab, und der arme Predigersohn spielte zwischen den Excellenzen und gnädigen Herrschaften eine ganz anständige Figur. Da der Herzog von Altenburg in Gotha residirte, war kein Hof bei uns; nur zur Zeit des Landtages bezog der Herzog auf einige Wochen das schöngelegene, durch den Prinzenraub berühmte Schloß.

Den getreuen Unterthanen war dann allergnädigst gestattet, von einer, über dem Speisesaal angebrachten Gallerie zuzusehen, wie sich Serenissimus, Geheime Räthe und sämmtliche Hofstaaten von dem Schweiße der Unterthanen nährten, welcher für sie in Austern, Fasanen, Gänseleberpasteten, Rheinwein und Champagner verwandelt worden war. — Der besondern Gunst zweier, bei Serenissimus in höchsten Gnaden stehender Hofbedienten erfreute ich mich, sie waren: der Oberhofhühnerstopfer und der Schneckenmäster; beide steckten mir manchesmal einen guten Bissen zu, jedoch könnte ich nicht sagen, daß ich den, in ihrem Gehäus mit feinstem Gewürz, Trüffeln und anderem Kraut eingepasteteten Schnecken einen besonderen Geschmack abgewonnen hätte.

Wenn auch nicht für coursähig am Altenburger Hofe erklärt, so wurde ich doch in Gesellschaft meiner hochadeligen Freunde am Hofe der Herzogin von Kurland in Löbichau, ihrem nur zwei Stunden von Altenburg entlegenen Schlosse, eingeschmuggelt. In Thümmel's Hause war ich gehöriger Maßen eingeschult worden; es wurde hier nur französisch gesprochen. Ein Emigrant, Marquis Cotlosquet, war Sprachlehrer und führte bei Tisch die Unterhaltung, an auswärtigen Gästen fehlte es nie; unter diesen nahmen die Erzählungen des Bruders des Ministers, des berühmten Verfassers der Reisen in das südliche Frankreich, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Der geistreiche Humorist nöthigte durch die Erzählung seiner, selbst in der leichtfertigen französischen Sprache oft an das Bedenkliche streifenden, frivolen Abenteuer die Damen, sich hinter ihre Fächer, die zwar das Gesicht, nicht aber das Gehör deckten, zu verstecken, bis Frau

von Thümmel durch irgend eine Frage ernſteren Inhaltes dem cher beau frère in die Rede fiel.

Die gnädige Excellenz hielt auf eine ſtrenge Beobachtung der Etikette; zum Handkuſſe gelangten nur höhere Hofchargen und Geheime Räthe; die jüngeren Damen und ſelbſt die eigenen Kinder küßten den Spitzen-Aermel des Kleides; wir anderen Staubgeborenen mußten es uns für die höchſte Ehre ſchätzen, den Saum des Kleides aufzunehmen und mit unſeren bürgerlichen Lippen zu berühren.

Bei weitem ungezwungener bewegte ſich die Geſellſchaft an dem kleinen Hofe der verwittweten Herzogin von Kurland, welche — la toilette fait tout — noch in vorgerückterem Alter den Rang der Schönheit ihren durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Töchtern ſtreitig machte. Zwei Feſtlichkeiten, zu denen meine beiden jungen Freunde mich mitgenommen, ſind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

Im October 1808 hatte der Kaiſer Alexander der Herzogin ſeinen Beſuch in Löbichau angemeldet. Er kam von Erfurt, wohin ihn Napoleon zur Verabredung über die Theilung der Welt, wie man erzählte, beſchieden hatte. Um von den Schnitzeln und Spähnen, welche dabei abfallen würden, etwas zu erſchnappen, hatten ſich vier deutſche Könige, vier Großherzöge, 34 Fürſten und die Miniſter ohne Zahl — nur England fehlte — eingefunden. — Die Nacht war ſchon angebrochen, als die in der Ferne losgebrannten Böller die Ankunft an der Grenze des Gebietes der Herzogin verkündeten. Die von der Hauptſtraße nach dem Schloſſe einbiegende Chauſſee war mit Pechpfannen und mit in die

Erde eingesenkten, mit brennendem Pech gefüllten Töpfen erleuchtet. An der aus Tannenzweigen aufgebauten, mit Kränzen und bunten Laternen behangenen Ehrenpforte wurde der hohe Gast von den Dorfbewohnern und der Schuljugend mit Hurrah! und Vivat hoch! empfangen; unter dem Geläut der sehr bescheiden bimbambaumelnden Kirchenglocken zog der Selbstherrscher aller Reussen in das hellerleuchtete Schloß ein. An der Treppe empfing ihn mit ihren Töchtern und Gefolge die Herzogin, welche der Kaiser der Reihe nach herzhaft umarmte und küßte. Er imponirte uns allen durch seine gedrungene hohe Gestalt und gewann sich alle Herzen, insonderheit die der Damen, durch seine Freundlichkeit. Der Ausdruck seines Gesichtes war charakterlos, verblasen, und den Mangel des Bartes konnte der gepuderte Zopf nicht ersetzen. Von seiner damaligen Erscheinung ist mir, außer dem allgemeinen Eindrucke, nichts weiter in der Erinnerung zurückgeblieben, als — auch die Nase hat ein gutes Gedächtniß — der widrige Moschusduft, der ihn, und der mir weit angenehmere Juchtengeruch, der sein Gefolge umgab. Da unser Einer mit seinen jungen Freunden an die Marschalltafel, oder wohl auch an den Trompetertisch verwiesen war, hatten wir nicht das Glück, von Sr. Majestät lebhaft geführten Gesprächen etwas zu vernehmen. Nur soviel erfuhren wir nach der Abreise des Kaisers am folgenden Tage, daß er nicht genug Worte der Bewunderung für Napoleon zu finden gewußt, und wie glücklich er sich preise, an ihm einen so mächtigen und großen Freund gewonnen zu haben. War doch, wie wir in den später erschienenen Berichten über jenen Congreß lesen, Alexander

von der Liebenswürdigkeit Napoleons so bezaubert worden, daß er bei einer Vorstellung im Theater, als Talma in Racine's Trauerspiele Oedipus in der Rolle Philoctets zu Dinas die Worte sprach: L'amitié d'un grand homme est un bienfait d'un Dieu! die Hand des gekrönten Advokatensohnes, der damals noch den Titel: „Kaiser der französischen Republik" führte, ergriff und sie zu küssen sich erniedrigte.*)

Bei den Besuchen in Löbichau verweilte die Familie Thümmel gewöhnlich ein paar Tage auf ihrem, an der Straße nach Ronneburg gelegenen Gute Nöbdenitz. Hier wurde das Frühstück in dem inneren Raume einer tausendjährigen Eiche, deren Stamm hohl geworden war, eingenommen. Der Minister hatte hier einen runden Marmortisch und Moosbänke für zehn Personen — Crinolinen gab es nicht — aufstellen lassen. In einer letztwilligen Verfügung hatte er bestimmt, daß er innerhalb dieser Eiche begraben werde, was auch geschehen ist.

Eine zweite Veranlassung, im Gefolge meiner jungen Freunde nach Löbichau zu fahren, gaben Festlichkeiten, welche zu Ehren des Herzogs Emil August von Gotha veranstaltet wurden. Eine komischere Erscheinung wie diese Durchlaucht ist mir in meinem ganzen Leben nie wieder zu Gesicht gekommen. Er war damals wohl schon ein Mann von reifen Jahren, verwendete aber die Toilettenkünste des Boudoirs einer Pariser Modistin darauf, für eine weibliche Schönheit

*) Erst am 22. October 1808 erschien das Decret, durch welches die Benennung „République française" durch „Empire français" beseitigt wurde.

zu gelten. Es war von ihm bekannt, daß er einst als Fanchon verkleidet mit dem Leierspiel der Savoyardin die Leipziger Messe besucht und auf Classig's Kaffeehause, in Auerbachs Keller, in der blauen Mütze und anderen Kneipen gute Geschäfte gemacht hatte. Er trug eine blonde Locken-perrücke, schielte ganz verzweifelt, war roth und weiß geschminkt, unter einem rosaseidenen Gilet schimmerten Blonden am feinen Battistchemisett, dessen Brillantknöpfe absichtlich gelöst waren, um die Wellenlinien des Schwanenhalses und des Busens sehen zu lassen; an den schöngeformten Fingern seiner alabasterweißen Hände rosige Nägel, so lang, daß man hätte Kämme daraus schnitzen können. Insonderheit erschien Se. Durchlaucht am Frühstückstische in vollständiger Damentoilette, mit einem Morgenhäubchen von den feinsten Brüsseler Kanten, Mantille, Spitzenkragen und dergleichen Aermeln, die jedoch sehr kurz waren, da er seine Oberarme für die schönsten Gliedmaßen seines Körpers hielt. Als eine der anwesenden Damen einen Blick nach den unteren Partien richtete, warnte er scherzend, da es Gefahr bringe, wenn man sich nicht an den, den höheren Regionen angehörenden Schönheiten Melusinens begnüge. — Uebrigens mußte man dem Herzoge Witz und selbst einen Anflug von dem Humor Jean Pauls zugestehen, mit dem er eine Zeit lang in sehr freundschaftlichem Verkehr stand, den er aber mit einem allerhöchst unhöflichen Briefe abbrach. — Einige seiner Witze, welche er bei Tafel losließ, sind mir im Gedächtniß geblieben. Als der Minister von Thümmel es als einen Beweis, daß der französische Soldat dem deutschen nicht blos an Gewandtheit, sondern auch an Stärke über-

legen ſei, erzählte: er habe in dem Cirque Franconi in Paris einen Franzoſen geſehen, welcher einen jeden ſeiner zehn Finger in einen Gewehrlauf geſteckt, dieſe in die Höhe gehoben und ſie mindeſtens fünf Schritt weit getragen habe, bemerkte der Herzog: „das will nicht viel ſagen; ich weiß von einem anderen tour de force zu erzählen. Sie erinnern ſich, Thümmel, im Zeughauſe der Friedensburg zu Gotha ſtanden zehn metallene Zwölfpfünder. Einer meiner Geheimen Räthe, noch dazu nicht einer der ſtärkſten, hat mit einem jeden ſeiner zehn Finger ein ſolches Feldſtück aufgehoben und ſie in aller Stille bis nach Paris geſchleppt.“ Den Näherſtehenden war bekannt, daß der Miniſter, als ihm zu einer Reiſe, welche er im Auftrage des Herzogs nach Paris machen mußte, die nöthigen Gelder fehlten, jene metallenen Zwölfpfünder verſilberte. Der Herzog war unermüdlich im Aufgeben von Charaden, die er mitunter ſehr ſpöttiſch an anweſende Perſonen richtete. Einem Kammerherrn von Seebach gab er das Worträthſel auf: Zwei Silben; die erſte ein großes, die zweite ein kleines Waſſer, das Ganze ſehr trocken. Einer der anweſenden Damen, allerdings aus ſeiner nächſten Umgebung, gab er eine franzöſiſche Charade zu errathen auf: „le premier vous n'avez pas, le deuxième et le troisième vous n'avez pas, le tout c'est votre teint.“ — Auch er war, wie Alexander, unerſchöpflich in Ausrufen der Bewunderung Napoleons, des großen Frankenkaiſers, wie die Welt ſeit Karl dem Großen keinen auf dem Thron erblickt habe. Und dennoch hatte er ihm „nur abgeguckt, wie er ſich räuſpert, wie er ſpuckt.“ — Als nach der Schlacht von Jena Napoleon den Herzog an ſeinen Wagenſchlag

kommen ließ und ihn fragte: „Wie groß, Monsieur de Gotha, iſt Ihr Land?“ gab dieſer deutſche Herzog zur Antwort: „So groß, wie Ew. Majeſtät es befehlen.“ Und als bei einer Mittagtafel während des Congreſſes zu Erfurt der Herzog dem Kaiſer in ſtummer Bewunderung, ohne irgend eine Speiſe zu berühren, gegenüber ſaß und dieſer bemerkte: „eh bien, Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von der Luft?“ entgegnete Emil Auguſt: „Verzeihen Ew. Majeſtät, ich lebe von den Strahlen der Sonne!“

Die Eindrücke, welche ich damals als kaum dem Knabenalter entwachſen empfing, trugen weſentlich dazu bei, mein Gefühl für Vaterland und Freiheit zu wecken und in den Fürſten und ihrem Hofadel die Verräther Deutſchlands zu erkennen. Dieſe Erinnerungen haben bis in mein vorgerücktes Alter vorgehalten, ſo daß ich fünfzig Jahre ſpäter in der von mir verfaßten „Neueren Geſchichte“ (Bd. IV. S. 334) bei dem Berichte über den Congreß zu Erfurt bemerke: „Welch ein Herbeigerumpele und Geraſſele der Hofkarreten und Galawagen aus allen Reſidenzen des weiland heiligen, römiſchen Reichs! Das Sprüchwort ſagt: wo das Aas iſt, ſammeln ſich die Adler! hier hätte man es umdrehen können; ſo ſehr hatte ſich die Welt verkehrt. Während in den Herzen der Niedrigſten des Volkes Gift und Galle kochte, uns alle das Wehgeſchrei der Schmach und Rache durchglühte, drängten ſich die von Napoleon mit Kronen und Herzogshüten ausgeſtatteten Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürſten des Rheinbundes mit ihren Hunderten von Generalen, Miniſtern, Diplomaten, Hofmarſchällen, Kammerherren und was dergleichen mehr, gleißend und glitzernd in dem, dem armen

Volke abgepreßten Golde in den Vorzimmern des ſtolzen Frankenkaiſers und überboten Einer den Andern in Erweiſung niederträchtigſter Unterwürfigkeit.“

Kehren wir wieder zu den ſtilleren Feſten nach Löbichau zurück. Von witzigen Bemerkungen des Herzogs von Gotha iſt mir auch dieſe noch im Gedächtniß geblieben. Man ſtritt über die Vorzüge Wiens vor Berlin, für welche letztere Stadt die Gräfin Eliſa von der Recke, eine Schweſter der Herzogin, das Wort nahm. Der Herzog fiel den Streitenden in die Rede und ſagte: „Ich mag weder von Berlin noch von Wien etwas wiſſen, ſeitdem ich die mikroſkopiſchen Unterſuchungen über die Verſchiedenartigkeit des Staubes in den beiden Hauptſtädten kennen gelernt habe. In Berlin beſteht der Staub aus ſcharfen Quarzkörnchen, geräth man dazwiſchen, wird man zerrieben wie von Mühlſteinen; in Wien beſteht der Staub aus Kalkſteinkörnchen mit Widerhaken, die uns in Stücke zerreißen. Wir wollen uns vor Berlin ebenſo, wie vor Wien hüten. Niemand meint es beſſer mit den deutſchen Fürſten, als der große, der angebetete Kaiſer!“ und nun ſtrömte ſeine Rede in den ungemeſſenſten Huldigungen. — Noch einer Feſtlichkeit in Löbichau will ich gedenken, bei welcher ſich das, in das Herz von Deutſchland eingedrungene Franzoſenthum ganz beſonders kund gab. Es war dies die Verlobungsfeier der jüngſten, kaum vierzehn Jahr alten Tochter der Herzogin mit Herrn de Perigord, dem Neffen Talleyrands. Das ſchön aufblühende Kind hatte wohl keine Ahnung davon, daß ihr ſchon nach Verlauf weniger Jahre eine einflußreiche Stellung an der Hand ihres Oheims, des Fürſten Talley-

rand, des Obermeisters in der Kunst des Luges und Truges, zu Theil werden würde. Den lebhaftesten Eindruck auf mich machten die schönen Augen der Braut, welche durch ihr wunderbares Feuer den Glanz der Diamanten des Diadems, welches der Onkel aus Paris mitgebracht hatte, überstrahlten. Welchen Zauber ein seelenvolles Auge auszuüben vermag, hab' ich damals wohl zum Erstenmale in meinem Leben erfahren. Diesen Zauber bewahrten die Augen der, später als Herzogin von Dino und Sagan zu einer Weltberühmtheit erhobenen Fürstin bis in ihr spätestes Alter, wo ich Gelegenheit hatte, ihr öfter in Berlin in den geselligen Kreisen der Familie Radziwill zu begegnen. Es machte ihr Vergnügen, sich der schönen Jugendzeit zu erinnern, welche sie einst in Löbichau verlebt hatte. „Wenn Sie," bemerkte sie einmal in einer Matinée, in welcher die Gräfin Rossi (Henriette Sontag) Gretchen's Arien und Lieder sang, „bei meinem Verlobungsfeste gegenwärtig waren, werden Sie sich wohl noch eines höchst originellen Orchesters erinnern, welches die Tanzmusik ausführte?" — „Nun, das interessirt mich," sagte die Gräfin Rossi, „lassen Sie hören." — „Dies Orchester," berichtete ich, „bestand aus acht bis zehn Instrumenten, sämmtlich von einem einzigen Manne gespielt, welcher damit einen Lärm vollführte, als ob die große Musikbande einer Wachtparade aufspielte." Die nähere Beschreibung gab die Herzogin von Dino: „Der Spielmann saß vor einer, auf einem Gestell mit Rädern stehenden, Orgel mit Claviatur, deren Blasebälge er mit den Füßen trat. Auf dem Kopfe trug er einen Helm mit dem türkischen Halbmonde und dem Janitschaaren-Roßschweif mit Cimbeln

und Glöckchen. Eine riesige Papagenopfeife war ihm mundrecht auf der Bruſt befeſtigt, daneben eine Trompete angebracht, mit dem rechten Ellbogen ſchlug er die große Trommel, mit dem linken den Triangel. Mit den Knieen ſchlug er die Becken, und was an den Knöcheln und Füßen noch für Inſtrumente befeſtigt waren, erinnere ich mich nicht mehr.“ — „Auch ich,“ entgegnete ich auf Befragen, „weiß darüber nähere Auskunft nicht zu geben; wohl aber iſt mir der 15. März 1809 als eine meiner ſchönſten Erinnerungen aus jener Zeit unvergeßlich geblieben.“ —

Von Löbichau nahm ich damals auf längere Zeit Abſchied; doch bin ich funfzehn Jahre ſpäter daſelbſt zu wiederholten Malen freundlichen Einladungen der Herzogin dahin gefolgt. —

Unterdeſſen war die Zeit herangerückt, wo die Abgangsprüfungen am Gymnaſium beſtanden wurden. Obſchon ich erſt ſiebenzehn Jahre zählte, hatte ich mich mit Berufung darauf, daß ich zwei Jahre in Prima, ein Jahr in Selecta geſeſſen, zur Prüfung gemeldet. Dieſe wurde glücklich beſtanden und mit verſchiedenen „perbene's“ und „bene's“ das Zeugniß der Reife der noch ſehr grünen Pflanze ausgeſtellt. Aus dieſem Zeugniß erfuhr ich nun auch, daß man mir einige Anlage zur Dichtkunſt zutraute. „Inprimis,“ heißt es darin, „ingenium ejus aptum fuit ad poesin in sermone germanico tractandam.“ — Da es jedenfalls nur ſehr ſchülerhafte Verſuche geweſen ſein können, von denen meine Lehrer Kenntniß genommen, ſo darf ich ihnen doch in meinem gegenwärtig hohen Alter zugeſtehen, daß ihr freundliches Zutrauen ſie nicht getäuſcht hat. Eines

beſonderen Beifalles meiner Gönner hatte ſich ein, für den Redeactus zur Geburtstagsfeier des Herzogs 1809 verfaßtes Gedicht zu erfreuen; es hieß: „Die Gaben der Götter“ und war eine gewagte Nachbildung der „Götter Griechenlands“ von Schiller, nur mit dem Unterſchiede, daß ich mich nicht in Klagen über den Untergang der ſchönen Götterwelt erging, vielmehr die Olympier als noch in voller Macht und Herrlichkeit die ſchöne Welt regierend und durch ihre Gaben die Menſchheit erfreuend, feierte. Einer komiſchen Scene muß ich hierbei gedenken. Wir Redner traten auf einem etwas erhabenen Tritt auf und hatten vor uns in erſter Reihe die Conſiſtorial-Präſidenten und Räthe, den Bürgermeiſter, die Senatoren und wer ſonſt zu den Gönnern des Gymnaſiums gehörte. Da mein Vortrag den Schluß machte, fand ich bei meinem Auftreten ſchon einen und den anderen der hochadeligen und hochedlen Zuhörer durch die langen lateiniſchen und griechiſchen Reden in Morpheus Arme geſunken, noch bevor ich dieſen Gott herbeigerufen. Ganz beſonders ſtörte mich der wohlbeleibte Herr Bürgermeiſter, der nicht blos eingenickt war, ſondern von Zeit zu Zeit die Rolle des Vaters der Stadt mit der eines ſchnurrenden Katers vertauſcht hatte. Da gab ein guter Gott mir es ein, den Schläfer durch ein wirkſames Mittel zu wecken. Als ich den Wettſtreit Pallas Athene's mit Poſeidon, wie jene die Menſchen mit dem Oelbaum, dieſer mit dem Roß beſchenkt, ſchilderte, trat ich bei der Stelle:

Seinen Dreizack der Erderſchütterer
Mit gewaltiger Hand
Stößt in das Land!

Da ſpringt aus der Erde dampfendem Schooß
Bäumend und ſchäumend das glänzende Roß;

ſo heftig auf die hohlen Bretter auf, daß der hochedle und hochweiſe Herr Bürgermeiſter, „geweckt aus ſchweren Träumen“, wie Leonore um's Morgenroth auffuhr und dabei zu nicht geringem Ergötzen der Zuhörerſchaft ſeine Perrücke verlor. Da ich gleich darauf in meinem Gedicht die Götter des Olymps ein homeriſches Gelächter aufſchlagen ließ, machte der Herr Bürgermeiſter gute Miene zum böſen Spiel und lachte ſelbſt herzlich mit. Director Matthiä aber, der als ein Helfer in der Noth an der Seite der Rednerbühne ſaß, ſagte mir, nachdem der Actus vorbei war: Sie haben mir einen großen Gefallen erwieſen, ich konnte während der, durch Poſeidon's Dreizack veranlaßten Pauſe die erſte Prieſe in Ruhe nehmen.

Eine überraſchende Freude hatte ich meinem guten Vater, welcher zu der Schulfeierlichkeit nach der Stadt gekommen war, durch den Vortrag meines Gedichtes gemacht, da es das erſte war, von welchem er Kenntniß erhielt. Als bei dem Mittagſchmauſe, zu welchem der Director die Redner und auch meinen Vater eingeladen hatte, einer der Anweſenden zu ihm ſagte: „ja, ja, Herr Paſtor, Ihr Fritz hat eine poetiſche Ader;“ bemerkte ein Anderer: „das ſei kein Wunder, das habe er von dem Papa, der ja in Altenburg von jeher als Dichter bekannt und auf dem Parnaß eben ſo gut wie auf der Kanzel zu Haus ſei.“ — So erfuhren denn bei dieſer Gelegenheit zu beiderſeitiger Ueberraſchung der Vater und der Sohn, daß ſie beide für Dichter galten, ohne daß einer den anderen es bis jetzt hatte merken laſſen.

Bei näherer Erkundigung hörte ich, daß mein Vater, während er als Candidat der Theologie Hauslehrer bei dem Kanzler Rothkirch von Trach war (1783 bis 85), als Gelegenheitsdichter bei festlichen Veranlassungen, sowohl öffentlichen, wie häuslichen, vielfach in Anspruch genommen worden war. Ein Bändchen „Geistliche Lieder und Oden" waren unter seinem Namen gedruckt erschienen, von denen mehrere in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen worden sind. Zu einer Oper: „Der Prinzenraub", zu welcher jene berühmte Entführung der Prinzen Ernst und Albert aus dem Schlosse zu Altenburg durch den Ritter Kunz von Kauffungen den Stoff gegeben, hatte der Vater den Text geschrieben. In diesem Singspiele hatte er einem unserer Ahnherrn, einem Kohlenbrenner Brix Förster, eine Hauptrolle zugetheilt; dieser war nämlich einer jener braven, handfesten Köhler, welche die Ritter mit ihren Schürbäumen „derb gedroschen und getrillt" und die Prinzen befreit hatten, wofür sie von dem Kurfürsten den Zunamen „Triller" erhielten und zu turnierfähigen Rittern ernannt wurden. Aus jener Zeit mag auch wohl die Stiftung eines „Trillerschen Stipendiums" herrühren, welches mir selbst noch während meiner Studienzeit gewährt worden ist. — Ohne sich als Verfasser zu nennen, was ein hohes Consistorium übel vermerkt haben würde, hatte er auch einige Romane geschrieben, von welchen mir nur zwei: „Die Husarenbeute" und „Die Familie Hartenkampf" bekannt geworden sind. Da er als ein großer Verehrer des „alten Fritz" seinen Stoff aus der Zeit des siebenjährigen Krieges entnommen, fand er an dem Hofbuchdrucker Decker in Berlin einen Ver-

leger, welcher ihm — nach damaligen Verhältniſſen ſehr ſplendid — den gedruckten Bogen mit einem Dukaten honorirte.

Als ich um die Zeit meines Abganges zur Univerſität in der ziemlich ausgeſtatteten Bibliothek meines Vaters vergeblich nach den, von ihm verfaßten Romanen und Gedichten geſucht hatte und ihn bat, mir ſie nachzuweiſen, erhielt ich zur Antwort: Mein lieber Sohn, als ich einmal in Jena Schiller bat, er möge die Güte haben, mir auf einige Tage die erſte Ausgabe der Räuber, welche auf dem Titel das Motto führt: „In tyrannos!“ zu leihen, erhielt ich von ihm die Antwort: „Beſchter Freund, Sie müſſe von keinem Autor eines ſeiner Werke leihen wollen; mit ſehr vielen Büchern kann man dienen, aber von ſeinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten.“ Nach meinen Schriften, lieber Fritz, ſuchſt Du bei mir vergebens. — Bei dieſer Veranlaſſung erfuhr ich nun, daß mein Vater, welcher in den Jahren 1787 bis 1800 Prediger in Münchengoſſerſtädt, einem zu dem Amte Camburg an der Saale gehörigen altenburgiſchen Dorfe, nur zwei Stunden von Jena entfernt, war, die Vorleſungen von Schiller beſucht und deſſen perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte. Seine ſchwärmeriſche Verehrung für den gefeierten Dichter veranlaßte ihn, mir in der Taufe Schillers Taufnamen: „Chriſtoph Friederich“ zu geben. Hierüber erhielt ich erſt jetzt von ihm, unter der ſcherzhaften Bemerkung: „et nomen omen habet“, Aufklärung. Auf ſein Verlangen mußte ich ihm mein ſogenanntes Scriptenbuch geben, worin ſich die in lateiniſcher, griechiſcher und deutſcher Sprache

verfaßten Gedichte und Aufsätze befanden. Bei zwei größeren Gedichten: „Sarpedon und Patroklos“ und „Herakles“ hatte Professor Messerschmidt, der ein entschiedener Verehrer Goethe's war, mehrmals an den Rand mit großer, rother Schrift geschrieben: Schiller! Schiller! „Das soll ein Tadel sein,“ bemerkte mein Vater, „solchen Tadel kannst Du Dir schon gefallen lassen. Freilich blos schillern darf Dein Gedicht nicht, halte Dich von Nachahmung fern, aber sein Geist sei mit Dir!“ Von der großen Verehrung meines Vaters für Schiller darf auch dies ein Zeugniß sein, daß er von dem Dorfe Langenleuba-Niederhain, wohin er als Prediger 1800 berufen worden war, einen gewagten und gewaltigen Courierritt auf einem Ackergaul nach dem zehn Stunden entfernten Leipzig unternahm, um der ersten Aufführung von der Jungfrau von Orleans beizuwohnen. — Unvergeßlich ist mir auch die Erinnerung an eine schöne Sommernacht geblieben, in welcher der Vater mir und einer älteren geist- und liebevollen Schwester im Mondenschein unter einer, in voller Blüthe stehenden Linde: „Freude! schöner Götterfunken!“ vortrug.

In früheren Jahren waren die Dichtungen der sogenannten Sturm- und Drangperiode, insonderheit Werthers Leiden, nicht ohne Einwirkung geblieben. Unter den, in dem Nachlasse meiner Mutter gefundenen Briefen aus der Zeit ihres Brautstandes befinden sich einige, in der Ueberschwenglichkeit des Gefühls jener Zeit geschriebene Gedichte. In einem derselben schreibt der verschmähte Liebhaber:

Ja, stürb' ich auch zu Deinen Füßen,
Dann sollst Du es, Luise, wissen,

Welch' treues Herze Dich verehrt.
Die Freiheit, Dir mein Leid zu klagen,
Ob Du mich lieben wirst? zu fragen,
Iſt der Gefahr zu ſterben werth.

Endlich war es meiner Schweſter geglückt, auf irgend einem verbotenen Wege ſich den langerſehnten, ſchwer verpönten Roman „Die Leiden des jungen Werther" zu verſchaffen. Wir verſchlangen es mit Begier, weit von Hauſe entfernt in dichtem Walde. Wir waren verwundert, von der ſo ſehnlichſt erwarteten Gefährlichkeit in dem Buche nichts zu finden. Mir wurde mein Homer nur noch lieber, ſeit mir Werther das Verſtändniß über dieſen Dichter der griechiſchen Götter- und Heldenwelt eröffnet, und meine Schweſter fühlte ſich glücklich, ein getreues Bild ihrer häuslichen Wirkſamkeit in Charlotten zu finden, da ſie, eben ſo wie dieſe, für eine zahlreiche Sippſchaft jüngerer Geſchwiſter zu ſorgen hatte. Freilich gegen das Ende des Romans gewannen Theilnahme und Rührung ſo ſehr die Uebermacht, daß wir eines dem anderen das Buch übergaben, wenn die Thränen die Stimme erſtickten. Längere Jahre hindurch trug ich eine kleine Ausgabe beſtändig bei mir, keinen Maimonat ließ ich vorüber, ohne auf einem Raſenplatze unter Birken und Linden die Briefe zu leſen; jede Perſon, jedes Geſpräch, jede Stelle in dem Hauſe des Amtmanns Buff und in Garbenheim waren mir ſo bekannt, als ob ich dort zu Hauſe wäre. Und dies ſollte in nicht zu ferner Zeit in Erfüllung gehn. —

Bevor ich als flotter Burſche Studio nach Jena abſegelte, wurde mir der langgehegte Wunſch erfüllt, nach Dresden zu

reiſen. Da ich bereits die ſehr beſchränkten Mittel meines Vaters zur Ausſtattung für Jena in Anſpruch genommen hatte, konnte mir für Dresden nur ein ſehr knappes Reiſegeld bewilligt werden. Der Weg, den ich zurückzulegen hatte, betrug zwölf Meilen hin und eben ſo viel zurück; ich gedachte vierzehn Tage bis drei Wochen auf dieſe Reiſe zu verwenden, in meinem Geldbeutel befanden ſich in landesüblichen Münzſorten nicht mehr als fünf Thaler und einige Groſchen; ich war demnach auf's „Fechten“ angewieſen, jedoch in anſtändigſter Weiſe, indem ich auf verſchiedenen Stationen bei Befreundeten gute Aufnahme zu finden hoffte und in Dresden mich als Gaſt bei einer Tante angemeldet hatte. Nach dem berühmten Elb-Athen zog mich eine unwiderſtehliche Sehnſucht, die Sammlung der Antiken und die Mengſiſchen Gypsabgüſſe zu ſehn. Dieſe Sehnſucht war durch Homer geweckt und durch die Begeiſterung, mit welcher mein poetiſcher Freund und Lehrer Profeſſor Meſſerſchmidt darüber dithyrambiſirte, geſteigert worden. „Die Götter Griechenlands“, „die Klage der Ceres“, „die Kraniche des Ibikus“ von Schiller; „Prometheus“, „die Braut von Korinth“ und Monologe aus „Iphigenia“ von Goethe waren für mich Dichtungen der Erbauung und Erhebung, ich deklamirte ſie gern bei öffentlichen Veranlaſſungen, oder lieber noch auf einſamen Spaziergängen im Walde. Ein glückliches Gedächtniß kam mir ſehr zu Statten, ſo daß ich längere Stellen aus der Iliade und Odyſſee, Chöre aus Sophokles, Oden des Horaz und Elegien des Properz auswendig — ſollte richtiger heißen: inwendig — wußte und bis auf dieſen Tag (21. Decbr. 1865) noch

weiß. Eine wunderbare Zauberkraft wohnt dieſen Gedichten bei; durch ſie werden, wenn man ſie laut recitirt, alle trüben und böſen Gedanken verſcheucht und der unerträglichſte aller böſen Geiſter, die Langeweile, gebannt. Auf Einzelhaft und und Einſperrung war ich gefaßt und vorbereitet; geſtatteten die Kerkermeiſter keine Bücher, das hätte mich wenig bekümmert, ich trug meine Dichter an einem Orte, wo ſie in Sicherheit waren, und meine Geſpräche mit ihnen würde kein noch ſo feingenaster geheimer Schnüffler erlauſcht haben.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen trat ich, von dem Segen des Vaters und der vielgeliebten Mutter, die mir heimlich noch einen Mutterpfennig zuſteckte, geleitet, die Wanderſchaft an. In meinem Torniſter befand ſich außer einiger Wäſche und Mundvorrath, Leſſing's „Laokoon", den ich wiederholentlich geleſen, und der mich als Prieſter in die Hallen der Götter einführen ſollte. Nach dreiſtündigem Marſch von meinem Vaterdörfchen Langenleuba erreichte ich meine erſte Station für heut, das an der Mulde ſchöngelegene Schloß des Grafen Einſiedel. Ein älterer Bruder von mir war hier Wirthſchafts-Inſpector, und ich gab ſeinem Wunſche gern nach, hier einige Raſttage zu machen. Der Graf, ſchon bei Jahren (er hatte die 70 bereits überſchritten), war noch rüſtig genug, um mich auf eine Terraſſe zu geleiten, von wo aus man eine vortreffliche Ausſicht auf das Thal hatte, durch welches die Mulde in gewundenem Lauf zwiſchen bewaldeten Felſenufern rauſcht. Ein Rudel weißer Hirſche lagerte behaglich in dem, von dem Grafen im engliſchen Stil angelegten Park. Auf einem Rondeel vor dem Schloſſe ſtand eine Statue des Apolls von Belvedere in der

Größe des Originals; es war zum ersten Male, daß ich dieses Götterbild höchster Schönheit sah. Den alten Herrn freute die Bewunderung, welche ich lebhaft äußerte, um so mehr, als er sich rühmen konnte, daß diese Statue der erste größere Versuch sei, den er in der, von ihm angelegten, Eisengießerei in Mückenberg mit Herstellung von antiken Bildwerken gemacht habe. „Sie haben," sagte der Graf, „so eben das Gymnasium verlassen, und da wünschte ich wohl zu hören, was gegenwärtig die gelehrten Herren diesem Apollo für eine Situation zugetheilt haben?" — „„Unser Professor,"" antwortete ich, „„hat uns auf Winckelmann verwiesen, welcher ihn in dieser Statue als den Besieger des Drachen Python, welcher das Orakel zu Delphi bewachte, dargestellt findet."" „Ich erinnere mich," bemerkte der Graf, „sehr wohl der schönen Beschreibung, welche der berühmte Archäolog davon in seiner Geschichte der Kunst gegeben hat, und diese war es, welche mich veranlaßt hat, von allen Göttern des Olymps Apollo auszuwählen; Sie finden in meiner Bibliothek ein Prachtexemplar, welches mir Winckelmann zu der Zeit, als ich noch Minister war, verehrt hat. Ich bin begierig, die Stelle wieder nachzulesen; schade, daß wir nicht das Buch hier zur Hand haben." — Hier kam mir nun mein gutes Gedächtniß zu Statten. Ich hatte früher einmal jene wundervolle Beschreibung zum Deklamiren gewählt und konnte sogleich beginnen, dieselbe wörtlich vorzutragen.

Der Herr Minister, welcher sich auf einer, mit Moos bekleideten Bank gegenüber niedergesetzt hatte, bezeigte mir seinen Beifall dadurch, daß er mich einlud, bei ihm zu Mittag zu essen.

Ueber Tafel wurde ich durch mancherlei Fragen meines freundlichen Wirthes veranlaßt, allerhand Schulweisheit, die eine noch ganz frischgebackene war, auszukramen. Das Gespräch über Apollo wurde fortgesetzt, und da, nach dem Vorgange Winckelmann's, die Allegorie in der Erklärung der Mythologie eine Hauptrolle spielte, war ich darin wohlbewandert und wußte den Kampf Apollo's mit dem Drachen Python, als den Sieg des wissenden Gottes über die rohe Naturmacht auszulegen. Das Gespräch lenkte sich dann auf den Kampf der alten und neuen Götter, und wie letztere mit Hülfe der Titanen die alten Götter vom Throne gestoßen. „Ein ähnliches Schauspiel, wir können's vielleicht auch ein Trauerspiel nennen," bemerkte der edle Graf mit gehobener Stimme eines Propheten, „wird in unseren Tagen und vor unseren Augen aufgeführt, und wir sind Zuschauer und Mitspieler dabei. Die alten Götter sind die Könige par la grace de Dieu, und die neuen Götter sind die Könige par la grace du peuple. Was die griechischen Dichter gefabelt, wird gegenwärtig zur Wirklichkeit. Unsere alten Götter regierten im Mittelalter gestützt auf die Ritterschaft und den Heerbann, sie können in unseren Tagen ihre bedrohte Herrschaft nur aufrecht erhalten durch einen bevorzugten Adelstand und durch stehende Heere. Die neuen Götter führen das Volk en masse, nachdem sie den Unterschied der Stände aufgehoben, gegen die alten Götter; gegen den Geburtsadel führen sie die Industrie, den Gewerbefleiß, den Handel. Meiner Geburt, meinem Verhältniße zum Hofe und — offen gestanden — meinem Vorurtheile nach stehe ich auf Seite der alten Götter; aber — weiß Gott,

wie es gekommen iſt, mit meinen Unternehmungen fechte ich bereits unter den Fahnen der neuen Götter, und kommandire eine Brigade von Titanen und Cyklopen, mit ſo übermenſchlicher Kraft ausgerüſtet, daß ſie es mit der Rieſenſchaar Jupiters wohl aufnehmen würden.“ — „„Titanen?““ fragte ich verwundert. — „Wollen Sie, junger Akademiker,“ bemerkte der Graf, „nähere Bekanntſchaft mit meinen Cyklopen machen, ſo laſſen Sie ſich einen Beſuch meiner Eiſengießerei in Mückenberg empfohlen ſein. Ein Spaziergang nach Tiſch ſoll Sie hernach zur Unterwelt führen, wo Sie das Rad des Siſyphus in vollem Umſchwunge ſehen werden. Beſorgen Sie jedoch nicht, daß ich ſo großen Aufwand gemacht habe, um einen armen Sünder von der Ewigkeit der Höllenſtrafen zu überzeugen. An dem, von mir aufgerichteten Schwungrad finden Sie keinen Siſyphus angebunden, es hat etwas Beſſeres zu thun: es ſetzt zwanzigtauſend Spulen einer Baumwollenſpinnerei in Bewegung. In einem zweiten Fabrikgebäude finden Sie eine Schafwollenſpinnerei im Gange und daneben ein drittes, für Tuchweberei, wozu meine eigenen Merino-Schäfereien, wie die meiner Herren Nachbarn in Rochsburg, Glaugau und Waldenburg die Wolle liefern. Endlich fangen wir an klug zu werden und verkaufen unſere Rohſtoffe nicht mehr an das Ausland, und bezahlen für die daraus dort verfertigten Fabrikate enorme Summen.“ — „„In dieſer Beziehung,““ bemerkte einer der Gäſte, „„hat ſich der Kaiſer (man nannte damals Napoleon ſchlechthin ſo) ein großes Verdienſt um die inländiſche Induſtrie durch ſein Continental-Syſtem erworben, indem wir hierdurch genöthigt werden, unſere Roh-

ſtoffe, insbeſondere Eiſen, Wolle, Flachs, Hanf und was dergleichen, nicht mehr an die Engländer zu verkaufen, ſondern im eigenen Lande Fabriken anzulegen.““ Das Geſpräch nahm nun ſeine Richtung auf die Politik, auf den als unvermeidlich bevorſtehenden Krieg (1809) gegen Oeſtreich, aus welchem der Kaiſer mit neuen Lorbeeren geſchmückt, ſiegreich hervorgehen werde. Der Sohn des Grafen, der ſich ſpäter während des Befreiungskrieges 1813 bis 15 als einen der eifrigſten Anhänger Napoleons erwieſen hat, ließ ſich als ein Bewunderer des großen Kaiſers vernehmen. Mir iſt noch ſehr wohl erinnerlich, daß dieſer ſächſiſche Staatsmann für ſeinen König Auguſt und deſſen Königreich ſehr große Roſinen im Kopfe, aber nicht im Sacke, hatte. „Für Sachſen,“ äußerte er, „könne es kein größeres Glück geben, als wenn die deutſchthümlichen Parteigänger in Preußen den König dazu drängen würden, im Bunde mit Oeſtreich ins Feld zu ziehen. Dann würde von dem Könige von Preußen im glücklichſten Falle nur noch der Marquis von Brandenburg übrig bleiben.“ — „Dann wird auch,“ bemerkte ein Anderer, „die Verbindung mit unſerem Großherzogthum Warſchau dadurch hergeſtellt werden, daß wir, wie es ja ſchon 1807 des Kaiſers Plan war, Schleſien erhalten.“ — „Nicht minder angemeſſen,“ bemerkte ein Dritter, „dürfte es ſein, daß unſere Herren Miniſter dafür ſorgen, daß das Vogtland und Henneberg in näheren Anſchluß an das Hauptland gebracht werden; die kleinen ſächſiſchen Herzöge, die Fürſten von Reuß, Greiz, Schleiz, Schwarzburg, Rudolſtadt und wie der Krimskrams weiter heißt, müſſen mediatiſirt werden.“ Ein Vierter bat, nach aufgehobener

Tafel eine Karte von Deutschland auf den Tisch zu legen, wo man sich mit Hülfe eines Rothstiftes über die neuen Abgrenzungen verständigen könne.

Bemerken will ich noch, daß von dieser Gesellschaft das Gespräch von Herren und Damen in französischer Sprache geführt wurde. Die Sprache der Höfe und der vornehmen Welt war schon vor der Revolution die Sprache der deutschen Höfe und der vornehmen Welt, sie drang, seit die republikanischen und später die napoleonischen Heere den Rhein zu wiederholten Malen überschritten, auch in die tieferen Schichten der Bevölkerung. Hätten nicht Lessing, Goethe und Schiller durch ihre Dichtungen, Fichte durch seine „Reden an die deutsche Nation", Jahn durch sein „deutsches Volksthum", Arndt durch seine Spott- und Schmähllieder die deutsche Jugend und die, noch nicht von der Franzosensucht angesteckte, Volksmasse daran gemahnt, „an das Vaterland, das theure, sich anzuschließen", die deutsche Freiheit zu retten, den deutschen Ruhm wieder herzustellen, unsere Kaiser und Könige, unsere Großherzöge und Fürsten, unsere Grafen und Barone würden, wie sie selbst schon längst in der Vergötterung Napoleons und „der großen fremden Nation" untergegangen waren, das gesammte Volk mit in diesen Abgrund gezogen haben.

Gegen solche Verderbniß war ich von frühester Jugend an dadurch geschützt, daß mein Vater, der sich rühmte: „den alten Fritz" während des siebenjährigen Krieges zweimal begrüßt zu haben, ein Deutscher von echtem Schrot und Korn war und die Franzosen und ihren Kaiser als die Unterdrücker des Vaterlandes von Grund der Seele haßte

und verabſcheute. Er hatte uns Knaben von früher Kindheit an in dieſer Geſinnung erzogen, und ich erinnere mich, daß er mir, als ich bei ihm Hannibal's Leben von Cornelius Nepos überſetzte, ſagte: „Du wirſt, ohne daß ich Dir, wie Hamilkar, der ſeinen Sohn am Altar den Römern ewigen Haß ſchwören ließ, einen Eid abnehme, dem Vaterlande getreu, den Franzoſen und ihrem Kaiſer ein geſchworener Feind ſein und bleiben.“ Mit ſeinem Schwager, dem Bruder meiner Mutter, Dr. Hans Königsdörfer, kam er hierüber oft in lebhaften Streit. Dieſer war früher ein großer Verehrer Bonaparte's, ſo lange dieſer General der Republik war und für dieſe Propaganda in ſiegreichen Waffen machte. Die Verehrung ſeines Lieblingshelden hatte aufgehört, ſeitdem dieſer ſich die Alleinherrſchaft angemaßt hatte, dagegen hielt er an ſeiner Bewunderung der franzöſiſchen Nation, ihrer Revolution und Republik mit Leidenſchaft feſt. Die republikaniſchen Lieder waren vom Rheine her auch in deutſcher Sprache bis in das innere Deutſchland verbreitet worden. Mir iſt davon eine Scene im Gedächtniß geblieben, die ich als ein Knabe von etwa 12 bis 14 Jahren erlebte. Mein republikaniſcher Onkel nahm mich zu einem Vogelſchießen der Bürgerſchützen nach Merane, einem Städtchen im ſächſiſchen Erzgebirge mit. Es mochte in der Zeit ſein, wo Bonaparte's Ruhm als General der Republik in voller Blüthe ſtand. Ihm, Moreau, Bernadotte und anderen Generalen wurden Vivats gebracht. Robespierre und Murat wurden als Freiheitsmänner gerühmt und außer der Marſeillaiſe noch andere republikaniſche Lieder geſungen, darunter war auch das berüchtigte: „Ça ira!“ aus dem ich folgende Strophe behalten habe:

Ça ira! ça ira! wie es am Rhein erklingt,
Hoch in den Lüften die Fahne der Freiheit schwingt!
Nieder Tyrannenbrut!
Färbt eure Schwerter mit Aristokratenblut!
Gott in Gedanken,
Gott mit uns Franken,
Brüder haut Wuth!

Mit fürchterlichem Gebrüll sangen die angetrunkenen Bürgerschützen dies Lied, dessen Melodie sich mir so eingeprägt hat, daß ich es noch heut zu singen im Stande sein würde.

Kehren wir aus diesem demokratischen Bürgerschützen-Vogelschießen-Tumulte zur aristokratischen Excellenzen-Tafel nach Wolkenburg zurück. Mit verhaltenem Ingrimme vernahm ich die, von hohen sächsischen Staatsdienern und Offizieren dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und Vernichter der deutschen Nationalität gespendete Verherrlichung. Nur um so fester wurzelte in meinem patriotischen Herzen das Gefühl der Rache und des Franzosenhasses. Daß wir die, uns so schmachvoll aufgelegten, Ketten brechen würden, war in dem heranwachsenden Geschlechte ein heilig gehaltener Glaube. Damals stand all unsere Hoffnung auf Oestreich, auf den Erzherzog Karl, auf Tyrol, auf einen Volksaufstand in Preußen; für mich, als ein kaum 17 Jahr altes Bürschchen, war die Zeit noch nicht gekommen, in die Reihen der Vaterlandsbefreier einzutreten.

Als ich mich bei dem alten, würdigen Grafen Einsiedel verabschiedete und ihm sagte, daß ich auf meiner Wanderung nach Dresden einige Zeit in Freiberg verweilen würde, empfahl er mir, da er sich von meinem Interesse für seine Spinnmaschinen und Eisengießereien überzeugt

hatte, mich von meinen Freunden mit den verſchiedenen, dort bei dem Bergbau erſt neuerdings in Betrieb geſetzten Maſchinen, insbeſondere mit einer, aus England unlängſt angekommenen Dampfmaſchine, der erſten, welche nach Teutſchland gekommen ſei, bekannt zu machen.

Mein Bruder erhielt Erlaubniß, für mich ein Pferd aus des Grafen Marſtalle ſatteln zu laſſen und mich bis nach Chemnitz zu begleiten, von wo ich dann über Oederan am folgenden Tage Freiberg erreichen würde. Die Beſorgniß vor der Tageshitze, zugleich auch die Berechnung, ein Nachtquartier im Gaſthofe in Chemnitz zu ſparen, waren Veranlaſſung, daß wir unſeren Ritt um die Mitternachtſtunde antraten. Der Himmel war bedeckt, doch arbeitete ſich der Mond, „gleich einem kühnen Schwimmer“, durch die, ſich gegen ihn aufthürmenden Wolken hindurch und beleuchtete, bald mit vollem Angeſichte, bald nur mit einem Auge blinzelnd, Feld und Wald. Zur Unterhaltung erzählte mir mein Bruder eine ſchauerliche Mordgeſchichte, welche ſich vor Jahresfriſt auf einem nahegelegenen Edelhofe zugetragen. Ein ſchönes zwanzigjähriges Bauermädchen hatte den Gutsherrn aus Rache, daß er ſie verführt und ſie auf eine höchſt brutale Weiſe mit ihrem Kinde, das ja auch das ſeine war, dem Elende preisgegeben, ermordet. Sie hatte ihm in dem Walde aufgelauert und mit einem Jagdgewehr erſchoſſen, dann mit ſeinem Waidmeſſer das Kind gemordet, war aber, als ſie im Begriff war, ſich ſelbſt das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen, durch herbeigeeilte Holzfäller ergriffen worden. Sie war zur Hinrichtung durch das Rad verurtheilt, die Strafe vor etwa acht Tagen vollzogen und der

zerſchlagene Leichnam auf das Rad angekettet worden. Unſer Weg führte ganz nahe an dem Felde vorüber, auf welchem auf dem Gemäuer des Rabenſteines ſich die Säule mit dem Rade und dem, darauf mit Ketten angeſchloſſenen, Leichnam der Hingerichteten befand. Aus der Ferne vernahmen wir das Gekrächze der in Schaaren in den Lüften umherſchwärmenden Aasvögel, und der uns entgegenwehende Wind trug uns peſtilenzialiſchen Modergeruch entgegen. Wir trabten raſch zu; da, mit einem Male, ſcheute mein Pferd und machte einen gewaltigen Seitenſprung. Als es gelungen war, das ſcheugewordene Thier einigermaßen zu beruhigen, bot ſich uns eine mit unheimlichem Grauen uns erfüllende Geiſtererſcheinung dar. Oben auf dem Rade ſahen wir zwei ſchwarze Geſtalten mit Hörnern und Krallen, welche mit gieriger Eil ſich um den Leichnam zu ſchaffen machten, um denſelben in Stücke zu reißen und den vier Winden Preis zu geben. Am Fuße des Rabenſteines an der uns zunächſt zugewendeten Seite bemerkten wir eine hohe weiße Geſtalt, welche beſchäftigt war, aus einem vor ihr ſtehenden Korbe Blumen zu ſtreuen, bald hinauf nach dem Rad, bald ſeitwärts zur Linken und Rechten. — Hier will ich nun ſogleich bemerken, daß ich von früheſter Jugend an das Gefühl der Furcht nie gekannt habe, daß vielmehr, je wagehalſiger das Unternehmen, je drohender die Gefahr, ich deſto entſchloſſener vorging. Mochte mir dieſe Furchtloſigkeit, die ſich oft wohl auch in übermüthigem Leichtſinn zeigte, angeboren oder anerzogen ſein, ſie iſt mir in vielen bedrohlichen Momenten ſehr zu Statten gekommen. Mir war in der That in dem Gefecht und der Schlacht nie wohler zu Muth, als wenn

die Gewehr- und Kanonenkugeln in unſere Kolonnen einſchlugen und wir mit gefälltem Bajonett im Sturmſchritt vorgingen. Bei meinen, allerdings nur kurzen Seereiſen nach England, Frankreich, Italien und den Oſtſee-Inſeln, bin ich nur des Nachts in die Cabinen hinabgeſtiegen; am Tage aber hielt ich bei dem heftigſten Gewitterſturm und andonnerndem Wellenſchlag auf dem Deck aus, wobei ich, da ich von der Seekrankheit verſchont blieb, je hohler und höher die See tobte, ein deſto größeres Vergnügen empfand. Auch auf der Menſur bei den Herausforderungen auf Hieb und Stoß war es mir immer um ſo erwünſchter, je mehr Gegner ſich mir gegenüber ſtellten. Schon dem Knaben riefen die Spielkameraden, wenn es etwas Wagehalſiges auszuführen gab, zu: „Fritz allemal voran!“ — Beides, der Muth, wie die Feigheit, ſind natürliche Anlagen; man ſollte ſie dem Einen weder zur Ehre, noch dem Anderen zur Schande anrechnen, und wir ſtimmen Schiller bei:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
„Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.“

Diesmal hieß es nun wieder: „Fritz allemal voran!“ und ohne mir lange zureden zu laſſen, nahm ich mein Pferd feſt in die Zügel und ritt ſcharf drauf los; mein Bruder blieb nicht zurück. Ueber die vermeinte Geiſtergeſellſchaft wurden wir alsbald aufgeklärt. Die beiden Teufel, welche ſich mit der Hingerichteten auf dem Rade zu ſchaffen machten, waren zwei Scharfrichter-Knechte, beauftragt, den Leichnam, durch welchen die Luft verpeſtet wurde, herabzunehmen und zu vergraben. Der Engel am Fuße des Rabenſteines, welcher Blumen ſtreute, war der Schimmel

des Scharfrichters, welchem ein Korb mit Klee, der eben in voller Blüthe ſtand und mit Kornblumen und rothen Mohnblumen, ſogenannten Klatſchroſen untermiſcht war, vorgeſetzt war, aus dem er mit großem Appetite das Grünfutter herausholte, dabei zur Rechten und Linken Blumen ſtreute und als weiße Engelgeſtalt uns zuwinkte. Jetzt gaben wir unſeren beiden Rappen die Sporen und jagten in ſauſendem Galopp von dannen.

Nach Verlauf von vielen Jahren fand ich Veranlaſſung, Goethe dieſes nächtliche Abenteuer zu erzählen. Er hatte eben die von Cornelius gezeichneten, ihm gewidmeten Illuſtrationen zum Fauſt erhalten, unter denen ſich ja eine ähnliche Scene gezeichnet findet. Die dazu gehörenden Verſe ſind:

Nacht, offen Feld.
Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.
Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.
Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust.
Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.
Eine Hexenzunft.

Faust.
Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.
Vorbei! vorbei!

Ich erlaubte mir (es war vielleicht 1822) gegen die Darſtellung von Cornelius die Bemerkung, daß er unmöglich die tiefe Bedeutung der Dichtung hier verſtanden habe. Der Dichter, ſo ſchien es mir, habe wohl im Sinne gehabt, den

Rabenſtein, auf welchem am nächſtfolgenden Tage Gretchen ihr Haupt auf den Block legen ſollte, durch blumenſtreuende Engel weihen zu laſſen. Statt deſſen giebt uns Cornelius einen Teufels- und Hexenſpuk, womit Mephiſtopheles Fauſt belügen und betrügen will und deshalb mit: „Vorbei! vorbei!“ eiligſt mit ihm davon reitet. — „Mich haben,“ bemerkte Goethe, „die beiden vortrefflich galoppirenden Reiter auf den ſchnaubenden Roſſen ſo in Anſpruch genommen, daß ich die Scene auf dem Rabenſteine noch nicht mit Bedacht angeſehen habe; Sie mögen wohl das Richtige getroffen haben.“ —

In früher Morgenſtunde erreichten wir die regſame Fabrikſtadt Chemnitz, von wo ich nach eingenommenem Frühſtück, mit dem wohlgefüllten Schultorniſter auf dem Rücken, den Wanderſtab in der Hand, die weitere Reiſe über Oederan nach Freiberg fortſetzte, welches ich, ohne eine andere Einkehr, als unter einer ſchattigen Buche, und ohne einen anderen Labetrunk, als den ich mit der Hand aus einer kühlen Waldquelle ſchöpfte, am ſpäten Abend erreichte. Mein mehrjähriger Stubenkamerad auf dem Gymnaſium in Altenburg, der Bergſtudent Eduard Gottſchalk, erwartete mich und nahm mich mit herzlichſter Bruderfreundſchaftlichkeit, die wir uns gegenſeitig bis in unſer hohes Alter bewahrt haben, bei ſich auf. Meine fünf Thaler in Reiſekaſſe waren noch immer unangerührt.

Aus der Zeit dieſer meiner erſten Fußreiſe haben ſich mehrere „Wanderburſchenlieder“ erhalten, von denen nachſtehendes hier eine Stelle finden möge.

Der flotte Wanderburſch.

Ich bin ein flotter Wanderburſch
Und hab' ich auch kein Geld,
Allüberall
Durch Berg und Thal
Find' ich ein gaſtlich Zelt.

„Zur goldnen Sonne" heißt das Schild,
Da kehr' ich früh ſchon ein,
Der Perlenthau
Auf grüner Au
Iſt mir der liebſte Wein.

Das zweite Gaſthaus liegt im Wald,
Genannt „zum grünen Baum."
Den Tiſch gedeckt
Und hingeſtreckt
Auf ſammetweichen Raum.

Und auf dem Baum ein Sängerchor,
Das jodelt früh und ſpat;
Frau Nachtigall
Mit ſüßem Schall
Singt Alles gleich vom Blatt.

Und kommt der Abend nun heran
Winkt mir „der goldne Stern",
Und wie er winkt
Und wie er blinkt,
Ich folg' ihm gar zu gern.

Da wird nicht lang erſt angeklopft,
Feinsliebchen ruft: herein!
Die mir vertraut
In's Auge ſchaut,
Gewiß, da kehr' ich ein.

Dieſem Liedchen verdankte ich meine erſte Bekanntſchaft mit Theodor Körner, welcher als Leipziger Student der Rechte, ſeinen Freiberger Studiengenoſſen von Dresden aus

einen Beſuch machte. Die eigne Bänkelſängerei meines Liedes gefiel ihm nicht; ich ſchrieb es ihm in ſeine Briefſtaſche, und am nächſten Tage ſang er es nach ſeiner Compoſition mit Begleitung der Guitarre vor. Von der Scene, wie er den Freunden am Schenktiſch in Bergmannstracht ſeine Lieder vorträgt, entwarf er eine flüchtige Zeichnung in ſchwarzer Tuſche und gab ſie mir für mein Stammbuch, in welchem ich ſie noch verwahre. Für ſeine Familie in Dresden gab er mir einen Empfehlungsbrief, da er ſelbſt ſofort wieder nach Leipzig zurückreiſte, wohin er mich einlud, da die Univerſität im nächſten Jahre ihr vierhundertjähriges Jubiläum feiern werde.

Durch meinen Freund und Herzensbruder Eduard Gottſchalk, welcher mit Leib und Seele der eifrigſte Bergmann geworden war, wurde ich in das Leben und Treiben der edlen Knappſchaft eingeweiht. Schon als mein Schulkamerad beſaß er ein ausgezeichnetes Geſchick in der Handhabung mechaniſcher Inſtrumente und einen praktiſchen Erfindungsgeiſt. Er brachte manche Stunde, während welcher ich die griechiſchen und lateiniſchen Präparationen für ihn machte, in den Werkſtätten der Tiſchler, Drechsler, Schloſſer, Uhrmacher und Mechaniker zu. Von ſeinen Verſuchen will ich nur anführen: zwei große, aus Wachstaffet mit Fiſchbeinſtäbchen gemachte Flügel, wobei ihm die Fledermaus als Norm diente, deren Körperſchwere und Verhältniß der Ausdehnung ihrer Schwingen er genau berechnet hatte. Wir brachten es jedoch damit nicht weiter, als wie mit einem Fallſchirm; der freie Flug gelang nicht. Beſſeren Erfolg hatte der Bau eines Bootes mit zwei Räderſchaufeln

zu beiden Seiten anſtatt der Ruder; damals freilich noch ohne Dampf, doch durch Kurbel und Kammrad zu bequemer Schnellfahrt conſtruirt. Andere Erfindungen waren in jener, durch Napoleon und ſeine Schergen an Verfolgung und Einſperrung ſo reichen Zeit, auf Befreiung aus dem Gefängniß berechnet. Auf dem Rathhauſe zu Altenburg wird die Strickleiter aufbewahrt, welcher ſich der edle Ritter Kunz von Kauffungen bei dem berühmten und berüchtigten Prinzenraube bediente. Nach dieſer wurden einige Exemplare in verbeſſerter und handlicherer Arbeit verfertigt. Als das größte Meiſterſtück aber mußten die, aus Uhrfedern gefertigten Miniaturſägeblättchen gelten, mit welchen die ſtärkſten Eiſenſtäbe vergitterter Fenſter, die ſtärkſten Ringe der Handſchellen und Feſſeln durchſägt werden konnten. Und dieſe Befreiungs-Inſtrumentchen waren ſo fein, daß ſie in einem, mit einem Charnier verſehenen Pflaumenkerne Raum hatten, von welchen man innerhalb des Mundes ſehr wohl zwei unbemerkt unterbringen konnte.

Hier nun, in Freiberg, hatte mein Eduard den angemeſſenſten Boden für ſeine Neigung und Befähigung gefunden. Zwei Jahre war er bereits hier und daher mit dem Bergbau über und unter der Erde vertraut. Eine bergmänniſch wiſſenſchaftliche Aufgabe: die Wegeſcheidekunſt betreffend, nöthigte ihn, jeden Tag früh 6 Uhr ſich am Richtſchacht der Fundgrube „Beſcheert Glück“ hinter den drei Kreuzen, welche eine Stunde von der Stadt entlegen war, „zum Anfahren“ einzufinden, wobei ich jedesmal ſein Begleiter war, ebenfalls mit Bergkittel und Arsleder angethan, das Grubenlicht, Schlägel und Eiſen im Ledergurt.

Während aber mein Freund, wie es in der Ordnung war, das Leben des Bergmannes von der practiſchen Seite auffaßte, hatte es für mich einen hohen poetiſchen Reiz. In eine Teufe von zwölfhundert Lachter ſtiegen wir auf den ſchmalen Leitern hinab, neben uns zur Rechten und Linken die Geſtänge, welche die Grubengewäſſer bis zum Stollen, die erzhaltigen Steine bis zu Tage förderten. Wenn der Ruf: „Angezündet!“ aus den nahen oder entfernteren Gängen erſchallte, dann beeilte ſich ein Jeder, eine gedeckte Stellung zu gewinnen, und alsbald verkündete der Donner wiederholter Kanonenſchläge, daß die, mit Pulver gefüllten Bohrlöcher das Geſtein losgeſprengt hatten. — Von allen Seiten kamen die Bergleute herbei, die geſprengten Steine zu beſichtigen, zu ſondern und in dem Rollkaſten, der Hund genannt, in den Gängen weiter bis zu der Stelle zu bringen, wo ſie durch Waſſerkraft und an einem der Stollen durch eine unlängſt aus England angekommene Dampfmaſchine zu Tage gefördert wurden.

Am liebſten verweilte ich ganz allein an der neugeſprengten Stelle; einen verführeriſchen Zauber übte auf mich der blendende Glanz der mit Schwefelkies beſtreuten Kryſtalle, die ich für pures Gold hielt, und die mehr oder minder mächtigen blei- und ſilberhaltigen Adern, das roth- und weißgüldene Erz und was ſonſt noch an Achaten, Granaten und Amethyſten mich anſchimmerte. Erwartungsvoll blickte ich die entfernteren Aushöhlungen, und mehr als einmal glaubte ich die blitzenden Augen eines, die Schätze bewachenden, Drachen zu erblicken.

Bald war ich in dem Bergmannsleben zu Haus und

eingeweiht in die Sitten und Sprache dieſer, in dürftigſter Armuth lebenden Arbeiter, welche Millionen zu Tage fördern und dabei in Hunger und Kummer ein nothdürftiges Daſein friſten. Dabei grüßen ſie uns mit einem heitren: „Glück auf!“ wenn wir kommen; verabſchieden wir uns mit dem Zurufe: „Macht geſund Schicht!“ dann erhalten wir den Gegenruf: „Das gebe Gott! fahren Sie geſund aus!“

Auch mit den Arbeiten über den Gruben zur Scheidung des edlen Metalles von Geröll, taubem Geſtein und Schlacken machte Eduard mich genau bekannt. Das für werthvoll erkannte Geſtein wurde in den Hammerwerken zerkleinert, auf den Stoßheerden geſchlemmt, dann kam es in die Schmelzöfen, zuletzt in das Amalgamirwerk, wo die großen Kübel mit Queckſilber ſtehen, welches die eigenthümliche Eigenſchaft beſitzt, aus der ihm zugeführten Miſchung das Silber zu verſchlucken, Zink, Blei, Kupfer und anderes minder edle Metall unangetaſtet liegen zu laſſen; allerdings ein Appetit, den wir ehrlichen Menſchenkinder mit dem Queckſilber theilen.

Von großem Intereſſe für mich war der Beſuch einiger Vorleſungen des weltberühmten Mineralogen Werner über Geognoſie, in welchen ich die erſten Aufſchlüſſe über die Bildung der Erdrinde erhielt, welche inſofern von großem Einfluſſe auf meine bald zu beginnenden theologiſchen Studien waren, als ſie mich auf das Unzweifelhafteſte davon überzeugten, daß die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte eine erhabene Dichtung, keineswegs aber den Anſpruch machen dürfe, in der ſyſtematiſchen Naturwiſſenſchaft, insbeſondere in der Aſtronomie und Geologie in Betracht gezogen zu werden.

Es war dies die erſte Erſchütterung, welche mein bisheriger Glaube an die Wahrheit „des Wortes Gottes“, wofür ein jeder Buchſtabe der heiligen Schrift mir in unbefangener Weiſe gegolten, erfuhr.

Werner, obwohl in einſeitiger Befangenheit auf der Seite der Neptuniſten ſtehend, welche dem Waſſer ausſchließlich die Bildung und den gegenwärtigen Zuſtand der Erdrinde zuſchrieben, während die Plutoniſten und Vulkaniſten in dem Feuer den mächtigſten Factor bei der Bildung der Geſteine und ſomit des ganzen Knochengerüſtes des Erdkörpers anerkannten, gewann einen ſo großen Ruf, daß ſein Name Schüler aus allen Ländern herbeizog, ſo daß man damals an den Wirthstafeln in Freiberg engliſch und franzöſiſch, ruſſiſch und türkiſch, ſpaniſch und portugieſiſch, vor allem aber, da viele Amerikaner und Engländer hier ſtudierten, engliſch ſprechen hörte; auch ſämmtliche deutſche Dialekte waren vertreten. In England wurde damals von den Schülern und Verehrern Werners eine „Wernerian Society“ gegründet, welche bis auf den heutigen Tag noch beſteht. Als eine echt deutſche Beſonderheit wurde von dem, damals bereits im ſechzigſten Jahre ſtehenden Profeſſor angeführt, daß er, obſchon er der Begründer eines neuen Erdbildungsſyſtems war, doch niemals die Grenzen ſeines engeren vaterländiſchen Bezirkes im ſächſiſchen Erzgebirge überſchritten habe; und doch würde ihn ein Beſuch der nahe gelegenen ausgebrannten Krater der Vulkane im böhmiſchen Gebirg bei Karlsbald, Eger, Franzensbad von den gewaltigen Wirkungen des Feuers bei der Bildung der Erdrinde überzeugt haben. Eine, den pedantiſchen ſächſiſchen Profeſſor charak-

teriſirende Anekdote wurde damals erzählt. Nach beendetem Feldzuge 1807 ließ ſich Napoleon die Berühmtheiten der ſächſiſchen Univerſitäten in Dresden vorſtellen. Werner war ihm dem Rufe nach bekannt; als ihm ſein Name genannt wurde, trat der Kaiſer an ihn heran, und um das Geſpräch einzuleiten, ſagte er zu ihm: „Ah, Monsieur Werner, vous êtes chimiste?“ Mit unterthänigſter Verbeugung antwortete Werner: „Pardonnez Sire, je suis minéralogiste;“ worauf der Kaiſer ihm mit Nachdruck erwiderte: „ainsi chimiste!“ und ihm den Rücken zukehrte. Der Kaiſer hatte vollkommen Recht, dem berühmten Profeſſor zu bemerken, daß der Mineralog vor allem anderen Chemiker ſein müſſe.

Meine Studien über und unter der Erde mußte ich zu meinem und meines Eduards Leidweſen nach vierzehn Tagen ſchon abbrechen; mein Ziel war Dresden, und es bot ſich eine gute Gelegenheit dar, die weitere Reiſe dahin fortzuſetzen. Der luſtigſten Brüder Einer, ein Herr von Carlowitz, Sohn des Conferenzminiſters C. in Dresden, bat mich, da er am nächſten Tage nach der Reſidenz reiſe, ihn zu begleiten. Der Papa habe ihm aus ſeinem Marſtalle einen alten Schimmel geſchickt, und ſo würden wir abwechſelnd zu Fuß und zu Pferd die Reiſe von etwa acht Wegeſtunden bequem und angenehm machen können. Am andern Morgen fand ich mich bei guter Zeit bei Herrn von Carlowitz ein, mein Gepäck wurde dem Gaul auf den Rücken geſchnallt und, wie es verabredet war, wechſelten wir mit einander ab, und da der alte Schimmel ein ſehr gemäßigter Paßgänger war, hielt es nicht ſchwer, mit ihm Schritt zu halten. Wir trafen in dem ſchöngelegenen Tharand ein,

als in dem Salon des eleganten Badehauſes die Mittagsglocke zur table d'hôte rief, wo denn die dienſtbefliſſenen Kellner ſogleich uns zwei Couverte anwieſen und es auch an der herkömmlichen Frage: ob wir blanken oder rothen beföhlen? nicht fehlen ließen. Nach Tiſch wurde in angenehmſter Geſellſchaft ein Spaziergang nach der Burgruine und den heiligen Hallen gemacht. Beide Stellen machten auf mich einen tiefgefühlten, poetiſchen Eindruck. Ich verweilte, als die Geſellſchaft nach dem Hôtel zurückkehrte, noch längere Zeit in den heiligen Hallen, wo die, von hochſtämmigen Buchen gebildeten, Gänge den Eindruck machen, als ob man innerhalb der Säulenreihen eines gothiſchen Domes wandle. Auf dem Heimwege ſah ich die Burgruine aus dem Dunkel der bewaldeten Anhöhe in hellſter Mondſcheinbeleuchtung ſich vor mir erheben. Mühſam arbeitete ich mich durch Geſträuch und Geſtripp hindurch und erklomm auf ungebahntem Wege den Zugang zu der Burg, wo ich, umſchwärmt von Glühwürmchen, in einer der verfallenen Fenſterniſchen auf ſteinernem Söller mich niederſetzte und romantiſchen Träumereien überließ, von den Zeiten, wo hier das zarte Burgfräulein einen Kranz wand und ihn zu dem ritterlichen Minneſänger hinabwarf, der unter ihrem Fenſter mit der Laute ſang:

„Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand,
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand!"

Wie ſchwärmte ich damals für Novalis; ich fand in ſeinem Heinrich von Oſterdingen ein größeres Genügen, als in

allem, was ich von Goethe und Schiller kannte; freilich aber kannte ich Fauſt und Wilhelm Tell noch nicht, und von Shakespeare hatte ich kaum den Namen gehört. —

Meinen Reiſegefährten fand ich im Wirthshaus in einem abgelegenen Zimmer an der Bank Pharaos, und da ich weder Geld noch Neigung hatte, mich der Gefahr des Unterganges im rothen Meere auszuſetzen, zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Am folgenden Morgen ſagte mir mein junger Freund, daß er noch einige Tage in Tharand bleiben werde; er hatte im Spiele viel Geld verloren und meinte: „il faut corriger la fortune!“ Er bat mich, den alten Schimmel zu beſteigen, welcher mich ſicher und wohlbehalten nach Dresden bringen werde und wobei er den Vortheil habe, das Stall- und Futtergeld hier zu ſparen. Meine Bedenken, daß es mir, der ich noch mein Lebtag nicht in einer großen Stadt geweſen ſei, ſehr ſchwer fallen würde mich zurecht zu finden, wies er damit zurück, daß er mich verſicherte: ſein alter Schimmel würde den Weg zu ſeinem Stalle in Dresden mit verbundenen Augen finden, ich ſollte ihm nur ganz getroſt den Zügel ſchießen laſſen; nun war ich beruhigt, der Schimmel wurde geſattelt und mir die ſchweren ſilbernen Sporen angeſchnallt.

Bevor das Frühſtück gebracht wurde, klopfte man beſcheiden an, und auf unſer „Herein!“ guckte mit demüthiger Verbeugung ein großköpfiges, haarbuſchiges Männchen durch die halbgeöffnete Thür mit Vermelden: „Ihro Gnaden unterthänigſter — der Balbier!“ — „Sie kommen wie gerufen!“ begrüßte mein Freund den Figaro von Tharand, der, wenn auch nicht in Behändigkeit und Beweglichkeit, ſo

doch, was die Zungengeläufigkeit betraf, es wohl mit seinem Collegen von Sevilla hätte aufnehmen können. — „Also", fragte Carlowitz, „Sie sind der Meister Bartscheerer hier?" — „Zu Befehl! aber wenn es weiter nichts wäre, wollte das nicht viel sagen, von einer einzigen Meisterstelle könnte man hier keine großen Sprünge machen!" — „Also Meister sind Sie noch in anderen Künsten?" — „In mehreren anderen Künsten und Wissenschaften bin ich hiesigen Ortes" — dabei strich er mit großer Fertigkeit das Messer auf dem Streichriemen — „als Meister anerkannt; ich bin stellenweis Faßbindermeister, Küfermeister, stellenweis Pritschmeister, Spritzenmeister, Schützenmeister und stellenweis Bürgermeister, und das ist eigentlich stellenweis meine Hauptstelle." Und jetzt ging es an das Schaumschlagen und Einseifen, wobei der gesprächige Bartmeister sich uns auch noch als Vergnügungsmeister bestens empfahl. „Da bin ich Sie," erzählte er, „vergangenes Jahr mit einer Herrschaft in Karlsbad gewesen; — ne, da lob' ich mir doch unser Tharand! denn warum? Na, sehen Sie doch, was haben die Badegäste dort stellenweis für ein Vergnügen. Früh vor sechs Uhr aufstehen, dann machen sie stellenweis am Sprudel, stellenweis am Mühlbrunnen, um 8 Uhr Frühstück, dann machen sie wieder stellenweis auf die Wiese, stellenweis auf den Hirschensprung, und so geht es den ganzen langen lieben Tag in einem Gelaufe, die Beköstigung ist stellenweis doch auch sehr schmal; am Morgen und am Abend werden die Herrschaften stellenweis angeblasen und angesiedelt und danken ihrem Schöpfer, wenn sie des Abends stellenweis schon vor 9 Uhr in's Bette machen

können.“ — Unter verſchiedenen Zuckungen und Schmerzensſchreien hatte während allerlei Salbadereien der geſchwätzige Bürgermeiſter-Barbier ſein Geſchäft, aber keineswegs zur Zufriedenheit meines Reiſegefährten vollendet, welcher, als er vor den Spiegel trat, in äußerſter Entrüſtung ausrief: „Himmeldonnerwetter! Ihr habt mich ja entſetzlich zerſetzt, und geſchunden!“ Der Bartſcheerer entſchuldigte, daß dergleichen ſtellenweis ein kleiner Schnitt bei einem jeden Geſchäft wohl vorkommen könne; worauf mein Freund ſehr barſch entgegnete: bei meiner Profeſſion niemals! „Bei Ihrer Profeſſion? Der Herr Baron belieben ſtellenweis zu ſcherzen.“ „Der Teufel iſt Euer Baron, ich bin der Hoffriſeur Schnitte aus Dresden, und es könnte gar nichts ſchaden, wenn Ihr Euren Strubbelkopf auch von mir etwas in Ordnung bringen ließet.“ — Bereitwillig ging der Herr Bürgermeiſter auf dies Anerbieten ein, ſetzte ſich nieder, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen nahm Carlowitz von dem Schreibtiſche eine Papierſcheere und fäbelte in das verworrene Rabenneſt des bürgermeiſterlichen Hauptes friſch drauf los. Jetzt war es gethan; der Tharandter Dorfbarbier bedankte ſich mit ſehr höflichen Kratzfüßen bei dem Hoffriſeur der Reſidenz, fühlte ſich hochgeehrt, daß dieſer ihn ſeinen Collegen nannte und lehnte ein Douceur, welches dieſer ihm in die Hand drücken wollte, entſchieden ab unter allerhand freundſchaftlichen Verſicherungen: „Wie du mir, ſo ich dir; — eine Hand wäſcht die andre; — ſchlägſt du meinen Juden, ſchlag' ich deinen“ und anderen paſſenden und unpaſſenden Sprüchwörtern, wie ſie dem Sancho Panſa nicht überflüſſiger zu Gebote zu ſtehen pflegen; und ſo empfahl er ſich.

„Da haſt Du uns“, ſagte ich zu Carlowitz, „eine ſchöne Suppe eingebrockt, und ich will froh ſein, wenn mich Dein Schimmel mit heiler Haut aus dem Weichbilde von Tharandt hinausbefördert haben wird.“ Noch ehe ſich mein Freund von ſeinem unbändigen Gelächter über ſeinen, wie er meinte, gelungenen ſchlechten Spaß erholt hatte, vernahmen wir auf dem Hausflur einen gewaltigen Lärm, Lachen und Fluchen, und ſofort tobte ein wüthendes Heer, den Bürgermeiſter an der Spitze, in unſer Zimmer herein. Der angebliche königlich ſächſiſche Hoffriſeur hatte dem unglücklichen Bürgermeiſter mit der Papierſcheere ein drei Finger breites Kreuz aus dem Haupthaare ausgeſchnitten, welches von Mitte der Stirn bis zum Genick und von einem Ohre zum anderen den entblößten Schädel zeigte. Als er nun ſehr vergnüglich ſich der männlichen und weiblichen Dienerſchaft in ſeiner neuen Friſur vorſtellte und ſich des Freundſchaftsdienſtes berühmte, welchen ihm ſein Herr College, der Hoffriſeur Ihrer Majeſtät der Königin, erwieſen habe, hatten die Stubenmädchen unter großem Gelächter den Herrn Bürgermeiſter vor einen Spiegel geführt, die Kellner, die Straßenjugend, auch verſchiedene Badegäſte hatten ſich um den Kreuzträger geſammelt und ihn durch Verhöhnung und Aufreizung in eine wahre Berſerkerwuth verſetzt. Er ſtürzte mit drohenden Worten und Geberden in unſer Zimmer und ſchwur, daß, wenn er nur ſtellenweis ſtatt der Scheermeſſer im Sack einen Spieß in der Hand hätte, der Herr Hoffriſeur nicht lebendig aus Tharandt hinauskommen ſolle. Endlich legte ſich der Wirth ins Mittel, beſchwichtigte den Gekreuzigten mit dem Bedeuten,

daß der Vater des angeblichen Hoffriseurs ein hochgebietender Miniſter ſei, worauf ſich denn der geſchorne Bürgermeiſter durch die Verſicherung beruhigte, daß das Haar um ſo kräftiger nachwachſen werde, und nach Empfangnahme eines Speziesthalers ſich unter allerunterthänigſten Bücklingen zurückzog. Ich würde dieſe Schnurre nicht des Erwähnens werth gehalten haben, wenn nicht mein zu ſo luſtigen Streichen aufgelegter Reiſegefährte, mit dem ich in ſpäteren Jahren bei dem Fürſten Pückler in Muskau heitere Tage verlebte, zu einer politiſchen Berühmtheit gelangt wäre.

Als ich den Wirth erſuchte, mir meine Rechnung zu bringen, ſchnitt mein Freund mir die Rede ab und bedeutete den Hausherrn, daß ich ſein Gaſt ſei und Alles auf ſeine Rechnung gehe, wogegen ich vergebens einen, keineswegs ernſtlich gemeinten Proteſt einlegte. Der Schimmel war vorgeführt, ich beſtieg ihn mit gelaſſener Zuverſicht unter nochmaliger Verſicherung meines Freundes, daß die keineswegs übermüthige Roſinante mich unfehlbar in das väterliche Miniſterhôtel bringen werde. Um zu zeigen, daß ich nicht ſo ein gewöhnlicher lateiniſcher Reiter ſei, gab ich dem Schimmel den rechten Schenkel, drückte die Kandare in der linken Fauſt nieder und galoppirte mit einer gelungenen Fenſterparade an dem, mit Damen im ſchönſten Kranze beſetzten, Balkon vorüber, hinaus in das Freie; in meiner Börſe aber klimperten und klapperten noch immer die unangegriffenen fünf Thaler Reiſegeld.

So trabte ich denn wohlgemuth an einem heitren Frühlingsmorgen dem ſo lang herbeigeſehnten Ziele, dem deutſchen Florenz entgegen, Geiſt und Gemüth erfüllt mit Erwartung,

welch eine neue Welt ſich mir eröffnen werde. Anfänglich nimmt die Gegend, wenn man Tharandt verlaſſen hat, die Aufmerkſamkeit wenig in Anſpruch, ſo daß ich mich meinen Gedanken ungeſtört überlaſſen konnte; bald aber verengt ſich das Thal, die, durch die brauſende Weißeritz getrennten, mit Laubholz bewaldeten Berge ſtehen wie kampfbereite Recken mit entblößter Felſenbruſt einander gegenüber; der mit vollem Recht berühmte Plauenſche Grund bildet die erhabenſte und zugleich lieblichſte Eingangspforte zu dem, durch den Schmuck der Natur und die Schätze der Kunſt ſo reich beglückten und geſegneten Dresden. — Fühlte ſich doch ſogar mein alter Schimmel hier in die Mitfreudenſchaft gezogen; er bezeugte dies durch wiederholtes Wiehern und beſchleunigte Gangart; wohl aber möglich, daß die Witterung von dem Stall und der, reichlicher als in Freiburg und Tharandt gefüllten Krippe ihn vorwärts trieb, ohne daß ich nöthig hatte, von den Sporen Gebrauch zu machen. Selbſt den Zuruf der Schildwache am Thore: „Mein ſchöner Herre, hier müſſen Sie, gehorſchamſter Diener, im Schritt reiten,“ ließen ich und mein Schimmel unbeachtet, und wir trabten durch das dunkle Gewölbe des Feſtungsthores, — heut zu Tage würden wir es einen Tunnel nennen, — ohne Aufenthalt hindurch. Nach der mir ertheilten Anweiſung ließ ich dem Schimmel freien Lauf, er bog bald rechts, bald links in die Gaſſen und Gäßchen ein, bis er plötzlich vor einem ſtattlichen Palais parirte; ein Livréediener nahm Pferd und ſilberne Sporen in Empfang, ich gab den Brief für Se. Excellenz ab und erkundigte mich nach der Grimm'ſchen Gaſſe, in welcher meine Tante wohnte, bei welcher ich Alles zu einer willkommenen Aufnahme bereit fand.

Tante Lottchen Königsdörffer, eine Schweſter meiner Mutter, war eine kleine, bucklige Mamſell, dabei, wie man es ſehr oft bei dieſen Gnomen findet, klug, witzig, von dem beſten Humor und wußte ihr Köpfchen mit reichem Gelock, ihre friſche Geſichtsfarbe, ihre großen blauen Augen und ihre ſchöngeformten Hände, obſchon ſie die Dreißig überſchritten haben mochte, noch immer zur Geltung zu bringen. Sie war nach der Mutter Tode von Altenburg nach Dresden übergeſiedelt, wo ſie von einer kleinen Rente aus der väterlichen Erbſchaft ſehr anſtändig lebte und außerdem ſich durch Kunſtſtickerei und feinſte Spitzenarbeit, wie ſie nur ſo niedliche Händchen anzufertigen im Stande ſind, ſich angenehme Bekanntſchaften und einen ſchönen Thaler Geld verdiente. Sie hatte in Altenburg als ein, von der Mama mit Rückſicht auf die körperliche Mißbildung und geiſtige Begabung verhätſcheltes Neſtküken ein behagliches Leben geführt, welches ſie in Dresden in behäbiger Sorgloſigkeit und Unabhängigkeit fortſetzte. Ich hatte mich ſchon als Knabe ihrer beſonderen Gunſt zu erfreuen gehabt, und ſo war ſie auch jetzt bemüht, es mir an nichts fehlen zu laſſen. In dem Hauſe der Frau Rath Königsdörffer, geborene Freiin von Schubert, meiner Großmama in Altenburg, war ich als ihr „Goldfritzchen“ immer ſehr vor meinen anderen Geſchwiſtern bevorzugt worden, und dieſe Gunſt ward mir auch jetzt wieder zu Theil. Die Großmama mag wohl noch ſehr in pedantiſchen Standesvorurtheilen erzogen worden ſein, ſie erinnerte uns Enkel gern an ihre adlige Herkunft, verſorgte meine Siegelſammlung mit dem Wappen ihrer Familie und bedauerte, daß ſowohl die Königsdörffer, wie die Förſter ihre Adelsbriefe, die ſie

unzweifelhaft beſeſſen, nicht wieder zur Geltung zu bringen geneigt wären. Ihre Sonderbarkeit in dieſer Beziehung ging ſo weit, daß ſie es bei uns Förſter'ſchen Enkelkindern einführte, daß wir unſere Mutter mit „Sie", den Vater mit „Du" anreden mußten und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil das Königsdörffer-Schubert'ſche Blut von edlerer Herkunft als das Förſter-Rednitzer ſei.

„So biſt Du denn wirklich in Dresden!" rief ich mir beim Erwachen am nächſten Morgen mit einem Gefühl der Beſeligung zu, wie es kaum Dante bei ſeinem Eintritt in das Paradies gehabt haben mag. Für mich, der ich noch niemals den Fuß in eine große Stadt geſetzt, war Dresden eine Weltſtadt, oder vielmehr die Stadt einer neuen Welt, in welcher ſich die höchſten Kunſtſchöpfungen der alten Welt meinen erſtaunten Blicken offenbaren ſollten. Ich wußte mich in der That vor Wonne nicht zu laſſen; ich umarmte meine kleine bucklige Tante, tanzte mit ihr im Zimmer umher, und für's Erſte kamen keine anderen Ausrufe über meine Lippen als: himmliſche mediceiſche Venus! Juno Ludoviſi! Pallas von Velletri! Apoll von Belvedere! Olympiſcher Jupiter! Laokoon und Herkules! und dann wurde laut deklamirt:

„Als ihr noch die ſchöne Welt regiertet"

und

„Sie nahen, ſie kommen die Himmliſchen Alle,
„Es füllt ſich mit Göttern die irdiſche Halle!"

Endlich wurde mein raptus der geängſteten Tante doch bedenklich, und ſie beſchwor mich, ihre Nerven zu ſchonen und mich beim Frühſtück ruhig niederzuſetzen, welches für mich

bis in sehr späte Jahre in einem Glas Milch und Butterbrod bestand. Dies sei gleich hier angemerkt, daß ich eine unüberwindliche Scheu gegen alle anderen Getränke außer Milch und Wasser hatte. Kaffee, Chokolade, Bier, Branntwein, Likör, Punsch sind selbst während des Studenten- und Soldatenlebens nie über meine Lippen gekommen, und was den Wein betrifft, so bin ich erst sehr spät hinter dessen Geschmack gekommen. Tabak hab' ich nie in meinem Leben weder geraucht noch geschnupft.

Nun aber galt es: sich in Wichs zu werfen, was in sofern hier sehr wörtlich zu verstehen ist, als damals in feiner Gesellschaft nicht Pantalons, sondern enge Beinkleider und Stulpenstiefel mit glänzend gewichsten Schäften getragen wurden. Da nun auf dem Gymnasium das mir knapp zugemessene Taschengeld nicht ausreichte, einen „Wichsje" zu bezahlen, besorgte ich das Kleiderreinigen und Stiefelputzen allerhöchst eigenhändig. In Bereitung der Wichse aus Wachs, Kienöl und Ruß hatte mich ein alter Bediente meines Onkels, eines Majors von Kuntsch, Oberbefehlshaber der herzoglich altenburgischen Armee, unterrichtet und mich mit den nöthigen scharfen und sanften Bürsten versehen. Nachdem dieses glanzverleihende Geschäft besorgt war, wurde die, mit Schnüren besetzte Kutka ausgeklopft und ausgebürstet, so daß ich mich als ein ganz schmucker Bursche meiner Tante präsentiren konnte. Ihre Güte aber setzte meinem Anzuge, so zu sagen, die Krone auf, indem sie die Ledermütze von grünem Saffian, obschon sie durch den Gurkengeruch desselben von seiner Echtheit überzeugt war, als unpassend für die Residenz verwarf und mich mit einem Käppi von violettem Sammet mit einem

in Gold geſtickten Eichenkranze, von ihr eigenhändig gearbeitet, herausſtaffirte. — Sobald als möglich machte ich mich auf den Weg, um meine beiden Empfehlungsbriefe an die Familie Körner und an den Hofrath Böttiche r, den Director der Antikenſammlung, abzugeben. In Körner's Hauſe erhielt ich den Beſcheid, daß die Herrſchaft bereits die Sommerwohnung im Weinberge bei Loſchwitz bezogen habe und der Appellationsrath nur zweimal in der Woche zu den Sitzungen nach der Stadt komme, daß er aber für Beſuche nur in Loſchwitz zu ſprechen ſei. — Loſchwitz? Loſchwitz? Der Name kam mir bekannt vor, und nun beſann ich mich, daß mein guter Vater, der von Schiller's erſt vor wenigen Jahren erfolgtem Tode tief erſchüttert war, mir einen damals erſchienenen Nekrolog und andere veröffentlichte Nachrichten über Schiller's Leben mitgetheilt hatte, in denen geleſen zu haben ich mich erinnerte, daß Schiller in Körner's Weinberghauſe zu Loſchwitz ſeinen Don Carlos gedichtet habe. Welche Freude war es für mich, eine Wallfahrt nach einer ſo geweihten Stätte unternehmen zu können!

Bei Hofrath Böttiche r wurde ich, nachdem ich einige Zeit im Vorzimmer verweilt, angemeldet und angenommen. Viſitenkarten führte Bruder Studio nicht, und ſo machte ich meinen Kratzfuß und wiederholte meine Anmeldung: „Förſter, Studioſus Jenenſis aus Altenburg.“ — Der Herr Hofrath, der an ſeinem Schreibtiſche, gepudert, in einem ſeidenen Schlafrocke ſaß, machte mit dem Kopfe eine halbe Wendung nach meiner Wenigkeit und ſchrieb dann weiter fort, ohne von mir Notiz zu nehmen. Nach Verlauf einiger Zeit verſuchte ich es, meine Anweſenheit durch ein erkünſteltes Nieſen

bemerklich zu machen, und als der Herr Hofrath wiederum eine halbe Wendung mit dem Kopfe nach mir machte, erlaubte ich mir einen Schritt näher zu treten mit den Worten: „Ich wollte mich beehren, dem Herrn Hofrath einen Empfehlungsbrief — —“ hier unterbrach mich der hochgelehrte pedantiſche Schulmonarch — er war früher Gymnaſialdirector in Weimar — mit lateiniſcher Zwiſchenrede: „Cum studiosis, viaticum petentibus, nunquam lingua vernacula uti, tandummodo aut latine, aut graece colloquium habere soleo.“ Worauf ich in dem beſten Latein erwiderte, daß ich kein Scholasticus errans, oder Studiosus armiger (fahrender Scholaſt oder fechtender Student) ſei, ſondern einen Brief von einem ſeiner größten Verehrer und ergebenſten Freunde, dem Profeſſor Meſſerſchmidt, nebſt dem, von ihm gewünſchten Aufſatze: „Die Königstochter Nauſikaa auf dem Wäſche- und Trockenplatze“ zu überbringen beauftragt ſei. — Jetzt machte der Herr Hofrath auf ſeinem Lehnſeſſel, welcher wie ein Schuſterſtuhl zum Drehen eingerichtet war, eine vollſtändige Schwenkung, nahm die Briefſchaften in Empfang, nöthigte mich Platz zu nehmen und bat um Erlaubniß, einen Blick in den Brief ſeines Freundes thun zu dürfen. Nach flüchtiger Durchleſung des Empfehlungsbriefes, reichte er mir freundlich die Hand, hieß mich in entgegenkommendſter Weiſe willkommen und machte mir jetzt den Eindruck eines, wenn auch auf ſein Wiſſen und ſeine amtliche Stellung eingebildeten, doch höchſt liebenswürdigen Mannes, als welchen er ſich mir auch bei einem längeren, ſpäteren Aufenthalt in Dresden erwieſen hat. Da er aus Meſſerſchmidts Briefe und nun auch von mir ſelbſt erfuhr, daß mich vornehmlich

der Wunſch, die Königliche Antikenſammlung kennen zu lernen, nach Dresden geführt habe, ſagte er mir: „Sie treffen einen glücklichen Tag; ich habe für heut Abend die Fürſtin Wittgenſtein zu einer Führung durch die Gallerie der Mengſiſchen Gypsabgüſſe bei Fackelbeleuchtung eingeladen; finden Sie ſich mit dieſer Karte um 8 Uhr heut Abend am Eingange der ſogenannten Reitbahn im Schloßhofe ein, und Sie werden Einlaß erhalten.“ Er rieth mir, mich noch bei Tage über die Lokalität zu unterrichten, da es ſonſt ſchwer halten dürfte, mich am Abend dort zurecht zu finden. Mit der Verſicherung meines ergebenſten Dankes und daß ich nicht verfehlen würde, mich einzufinden, verabſchiedete ich mich. Hofrath Böttticher wohnte in einem ſtattlichen Hauſe hinter der Frauenkirche; ich ließ mir von dem Portier genau ſagen, welchen Weg ich einzuſchlagen habe, um die Reitbahn im Hofe des Königlichen Schloſſes und die Mengſiſche Gypsſammlung zu finden. Der gefällige Mann wies mich mit der bekannten ſächſiſch-umſtändlichen Weit- und Breitſchweifigkeit zurecht: „Gehorſamſter Diener, mein guteſtes Herrchen, das werd ich Sie gleich ſagen. Sehen Sie dort bei der Blumpe biegen Sie in die Ecke ein, dann, wenn es dorten nicht weiter geht, was wir eine Sackgaſſe nennen, ſchlagen Sie ſich rechts, dann grade drauf los und bleiben Sie akkerat in meiner Hand liegen, da wird es bald nach Pferdemiſt riechen, und da gehen Sie nur dem Geruche nach, der führt Sie directement zur Königlichen Reitbahn, wo ſich auch die Bildergallerie befinden thut.“ Ich ſagte meinen beſten Dank für gefällige Auskunft und trat meine Wanderung an. Es konnte nicht fehlen, daß ich durch die vielen,

mir ganz neuen, Gegenstände beschäftigt, von der mir angegebenen Richtung abgewichen war und immer aufs Neue mich zurecht weisen lassen mußte. Doch hatte ich meinen Irrgang nicht zu bedauern, da ich auf demselben die berühmtesten Bauwerke der Stadt, die Brücke über den breit und gewaltig darunter hinbrausenden Elbstrom, die katholische Kirche und den Zwinger mit seinen duftenden Orangen- und Citronenbäumen zu sehen bekam. Zu der Brühlschen Terrasse führte damals noch keine Freitreppe von der Brücke hinauf; man gelangte dahin nur durch ein kleines, schmutziges Gäßchen am hinteren Ende derselben.

Endlich hatte ich den Eingang zu der Reitbahn glücklich gefunden, mich genau orientirt, so daß ich sicher war, am Abend die richtige Thüre nicht zu verfehlen. Bei der guten Tante traf ich etwas verspätet ein, erhielt einige Schelte, gewann mir aber durch meinen lustigen Humor und ausgezeichneten Appetit, der auch „den gefallenen Pudding" sich gefallen ließ, Verzeihung. Nach Tisch wurde ein Spaziergang nach dem „Großen Garten" gemacht, dessen schöne Baumgruppen und schattigen Gänge ganz in dem Styl eines Englischen Parks angelegt waren. Nur auf einem kleinen Terrain waren die, im französischen Geschmack angelegten beschnittenen Hecken und hohen Laubwände erhalten. Es war dies die Stelle, wo in früherer Zeit die Hofgesellschaft Schäferspiele im Freien aufführte, bei welchen die Coulissen von lebendigen Hecken gebildet wurden.

Auf die Minute traf ich zu der mir bestimmten Zeit, 8 Uhr des Abends, am Eingange zu der Mengsischen Gipssammlung ein, wohin mich Hofrath Böttticher zu einer

Führung bei Fackelbeleuchtung beſchieden hatte. Zwei Karoſſen fuhren vor, die Flügelthüren öffneten ſich, und der Hofrath empfing, zwei Fackelträger hinter ſich, die fürſtlichen Beſucher mit klaſſiſch hofmänniſcher Begrüßung. Ich zeigte meine Karte vor und trat in aller Beſcheidenheit, ohne daß von mir weiter Notiz genommen wurde, in den zu ebener Erde befindlichen Götterſaal. Der erſte Eindruck war ein überwältigender. Bald aber hatte ich mich erholt, und die Beſorgniß, daß mir, der ich es gewagt, in den Kreis der Unſterblichen einzutreten, das Schickſal des Tantalus bevorſtehe, wich der Freude darüber, der Aufnahme in eine ſo hohe Verſammlung gewürdigt zu ſein. Der gelehrte Führer umſchritt wie ein Magus, mit der Fackel in der Hand, die einzelnen Statuen und gab ausführliche Erläuterung. Damals lag an der erſten Säule, ruhend in ſeinen Flügeln, in ſüßen Schlummer eingewiegt, eine zarte Engelsgeſtalt, von unſerem Führer als der Genius des Herkules bezeichnet; eine Hebe mit Nektar-gefüllter Schale ſtand an der anderen Säule; in zwei Reihen ſchloſſen die Götter, Göttinnen und Heroen ſich an. Mengs hatte den Statuen den Schein vergilbten Marmors durch Auftrag einer zarten Färbung gegeben, ſo daß man nicht den Eindruck hatte, zerbrechliches Material und kalte Kreide vor ſich zu haben. Der Profeſſor wußte ſeinen Umzug ſo vortheilhaft einzurichten, daß wir mit jedem Schritt eine neue und höhere Stufe erſtiegen. Verweilte unſer Führer erklärend bei einer der Statuen, dann gab er die Fackel an einen der gut eingeſchulten Diener, welche ſeinem Winke mit der Beleuchtung folgten. Einen mächtigen Eindruck

machte der koloſſale Kopf des Zeus von Olympia zwiſchen den Köpfen Poſeidon's und Pluto's. Wir wurden in geiſtreicher Weiſe auf die Familienähnlichkeit der drei Brüder, zugleich aber auch auf die Verſchiedenheit, welche die Herrſchaft über das, einem jeden zugetheilte Reich, bezeichnete, aufmerkſam gemacht. Auf Zeus Stirn, des Beherrſchers des Aethers, thronte Hoheit und ſeliger Himmelsfriede; der Beherrſcher des Meeres, der Gebieter über Wogen und Winde, der Sturmerreger und Beſänftiger der Fluthen, zeigt uns in ſeinem Antlitz nicht die Zuverſicht zu ſeiner Macht und heitere Ruhe geſicherter Herrſchaft, wie ſein älterer Bruder. Tiefer Ernſt und Unbeugſamkeit des, wenn auch gerechten, doch geſtrengen Herrſchers, liegt in dem Ausdruck Aidoneus, welcher das Maß, mit welchem er Strafen und Lohn in der Unterwelt zumißt, das Modion, auf dem Kopfe trägt.

Mit beſonderer Vorliebe ſchien der Führer bei einer Statue der Leda zu verweilen, wobei er auf die Keuſchheit aufmerkſam machte, mit welcher die heidniſche Plaſtik dieſen Mythus dargeſtellt, während die chriſtliche Kunſt, die Malerei, und zwar vornehmlich die größten italieniſchen Meiſter, ein Correggio, ein Michel Angelo, dieſe Fabel zu den ſchlüpfrigſten Scenen ausgebeutet hätten. Bei der Statue, vor der wir ſtanden, befand ſich der Schwan, den man eher für eine Gans halten konnte, in geduckter Stellung zu Leda's Füßen. — Auch bei anderen unbekleideten weiblichen Statuen ſuchte unſer Führer dieſe ſeine Anſicht zur Geltung zu bringen und ich erinnere mich, daß er die Mediceiſche Venus „die pure liebe Unſchuld“ nannte, die nur fromme

Gedanken erwecke, während Correggio's, in reiches Gewand gehüllte Madonna in trono, zu deren Füßen der heilige Georg steht, die verführerischsten Gedanken errege.

Eine feierliche Stimmung rief der Hüter des Heiligthums in uns hervor, als er, die Fackel in der Hand, uns aufforderte, ihm zu einem Umzug um den Apollon von Belvedere zu folgen. Als wir uns hierauf im Halbkreis gestellt, begrüßte er als Priester den Gott mit einem Hymnus oder Päan aus Pindar, oder einer Tragödie in griechischer Sprache. Die Damen schienen sehr erbaut von dem Vortrage, indeß erlaubte sich die Fürstin Wittgenstein die Bemerkung: „die griechische Sprache habe, zumal in dem Munde eines mit ihr so vertrauten Gelehrten, wie der Hofrath, einen Wohllaut, wie keine andere, nur müsse sie und ihre Begleiterinnen, selbst diejenigen, welche zur griechischen Kirche gehörten, bedauern, daß sie nur mit dem Wohllaut sich begnügen müßten, da das Verständniß der Sprache ihnen fehle." — „Dem wäre leicht abzuhelfen gewesen," bemerkte der Hofrath, „wir besitzen in deutscher Sprache eine Beschreibung dieser Statue, von so ausgezeichneter poetischer Schönheit, daß sie, obschon sie in Prosa geschrieben ist, mit jedem griechischen Hymnus den Vergleich aushält. Recht sehr bedaure ich, daß ich meinen Winckelmann hier nicht zur Hand habe; Sie würden dann der deutschen Sprache neben griechischer Sprache und Dichtung, wenn nicht vor ihnen, den Rang zugestehen." Als die Damen um nähere Auskunft und Nachweis angelegentlichst baten, faßte ich mir ein Herz und wandte mich an den Hofrath mit den Worten: „wenn es nicht als unberufenes Vordrängen erscheine,

würde ich den Wunsch der Damen zu erfüllen im Stande sein, da mir die bezeichnete Beschreibung des Apoll von Belvedere gegenwärtig sei.“ Der Herr Hofrath setzte eine Miene vornehmer Verwunderung auf und sagte zu den Damen gewendet: „Ihro Durchlaucht haben hier zu befehlen!“ Und Ihre Durchlaucht geruhten freundlichst, „den jungen Mann“ aufzufordern, die so hochgerühmte Beschreibung vernehmen zu lassen. Ich kam der Aufforderung zur Zufriedenheit der Damen nach und erfreute mich auch der Belobigung des Herrn Hofrathes, welcher mir nach beendeter Führung einen Beweis seines guten Zutrauens dadurch gab, daß er mich für den nächsten Sonnabend zu einer Vorlesung im Saale der Antiken im Japanesischen Palais einlud.

Schicksal und Zufall haben es gefügt, daß ich Winckelmann's Hymnus noch zweimal in meinem Leben an bedeutungsvollen Tagen und Stellen öffentlich gesprochen habe: in Paris 1815 im Louvre, als wir die geraubten Kunstschätze zur Rückkehr in ihre Heimath von den Postamenten und Wänden herabnahmen, vor der Originalstatue Apollo's, welche Napoleon als Kriegscontribution dem Papste Pius VII. abgedrungen; und später, 1830, trat ich wieder als Redner vor dieser Statue am Geburtstage Winckelmann's im Vatikan auf, wo Apoll sein altes Standquartier im Belvedere bezogen hatte.

Am folgenden Tage trat ich meine Wanderung nach Loschwitz an, um den von Theodor Körner mir in Freiberg eingehändigten Empfehlungsbrief an seinen Vater zu überreichen.

Damals gab es weder Dampfboot noch Omnibus; eine Gondel zu miethen, erlaubten meine Mittel nicht, also machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Bis zu dem Link'schen Bade, einem am rechten Elbufer gelegenen Vergnügungsgarten, begleitete mich die Tante; der fernere Weg am Ufer aufwärts war nicht zu fehlen. Die Rebengelände prangten im Schmucke der rothen und weißen Blüthen der Aprikosen-, Pfirsich-, Kirschen- und Aepfelbäume, welche zerstreut in den Weinbergen standen, die schon ihr volles Blättergrün hatten. An dem ersten, am Eingange des Dorfes, am Fuße eines Weinberges gelegenen, Sommerhause erkundigte ich mich nach dem Körner'schen Weinberge und erhielt von einem freundlichen Mädchen die erfreuliche Antwort: „Sie stehen ja akkurat davor; an der Thüre hängt eine Hasenpfote, wenn Sie daran ziehen, dann klingelt's, und dann wird aufgemacht." Ich that, wie mir gerathen; die Thür wurde geöffnet, ein Diener übernahm die Abgabe meines Briefes und brachte mir sogleich den Bescheid: „wird dem Herrn Appellationsrath sehr angenehm sein." — Ich wurde freundlich empfangen; die Familie war am Gartentisch unter einem schattigen Nußbaume versammelt und bestand aus Vater, Mutter, Tochter und Tante. „Sie bringen uns", sagte der Vater, „die neuesten Nachrichten von unserm Theodor, der wohl nur zu einem Besuche in Freiberg war, da er bereits seine juristischen Studien in Leipzig begonnen hat." Ich gab nach den mir von Theodor gegebenen Aufträgen nähere Auskunft über die Veranlassung seiner Reise nach Freiberg, von wo er nach einigen Tagen wieder nach Leipzig zurückgekehrt sei.

Die Familie Körner unter dem Nußbaume am Fuße des Weinberges, zur Seite Loschwitz im Blüthenschmuck der Gärten, vor uns den breithinwallenden Elbstrom, gegenüber das mit Saatfeldern umgebene reizende Blasewitz, bildete ein Idyll, edler in der Erscheinung, als ich es in Voſſens „Luiſe" bei dem edlen Pfarrer von Grünau mit der langen Tabakspfeife, und bedeutſamer, als ich es in Goethe's „Hermann und Dorothea" bei dem Wirthe zum goldenen Löwen gefunden hatte. Die äußere Erſcheinung dieſer lieben Menſchen und ſchon die erſten wenigen Worte, die ſie an mich richteten, gaben den Eindruck, daß ich mich in einem poetiſch und künſtleriſch hochbegabten Familienkreiſe befinde. Der Vater erſchien als ein von Charakter und Wiſſen gediegener Mann, welcher trotz des gepuderten Kopfes mit Pomadenlocken und Haarbeutel nicht im Mindeſten den Eindruck eines Pedanten machte. Die Mutter, welche bereits das vierzigſte Jahr überſchritten haben mochte, war noch immer von einer impoſanten Schönheit; der Ernſt ihrer gebieteriſchen Stirn und das Feuer ihrer braunen Augen wurden gemildert und gleichſam beſänftigt durch den Liebreiz ihres Mundes und die Freundlichkeit ihrer Worte. Die liebenswürdige Emma, damals zwanzig Jahre alt, war zur vollendeten Schönheit erblüht; das heitere Auge, die blühende Geſichtsfarbe, der zierliche Mund und die Fülle des gelockten dunklen Haares verliehen dem, auf den ſchöngerundeten Schultern ruhenden Köpfchen einen unwiderſtehlichen Zauber. Die Tante Toris zeichnete ſich ebenfalls durch ein, an bachantiſche Schönheit erinnerndes Köpfchen aus, zumal ſie als ausgezeichnete Künſtlerin in der Paſtell-

malerei*), auch in ihrem Anzug, Kleidung und Kopfputz die Hand der Künſtlerin erkennen ließ.

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren ſei. Der Vater ſtellte mir es frei, ob ich ihn nach Dresden, wohin er zur Sitzung fuhr, begleiten, oder den Damen noch ferner Geſellſchaft leiſten wolle. Frau Körner forderte mich auf, zu bleiben, und dies ſtimmte ſehr mit meinem Wunſche überein. Von der Terraſſe der Gartenmauer herab riefen die Frauen dem Vater ein ſo herzliches wiederholtes Lebewohl zu, als ob er eine große Reiſe antrete; hierauf nahmen wir wieder am Tiſche unter dem Nußbaum Platz, von welchem das zweite Frühſtück noch nicht abgetragen war. — „Ich darf Ihnen doch", fragte Frau Körner, „ein Glas Wein einſchenken? Verſchmähen Sie ihn nicht, er iſt auf unſeren Bergen gewachſen, in unſerem Winzerhauſe gekeltert und in unſerem Keller auf das Lager gelegt worden." — „Ihr Herren von der Pleiße und Saale", fügte ſcherzhaft Fräulein Doris hinzu, „habt juſt keine verwöhnte Zunge, und hat ſich doch unſer Freund Schiller hier ſo manches Gläschen recht wohl ſchmecken laſſen." — Bei dem Namen „Schiller" ſetzte ich das Glas wieder ab von den Lippen und fragte verwundert und mit lebhaftem Erſtaunen: „Unſer Schiller? unſer großer Dichter war Ihr Gaſt? hat vielleicht an dieſer Tafel geſeſſen? aus einem dieſer Gläſer getrunken? Nicht würdig wären meine Lippen, ſo einen geheiligten Kelch zu berühren!" Ich vermochte nicht meine

*) Die Königliche Bildergallerie in Berlin (Kupferſtich-Cabinet) beſitzt von Doris Stock eine Anzahl vortrefflicher Copien nach Meiſterwerken der Dresdner Gallerie.

Thränen zurückzuhalten und bat, meine Aufregung zu entſchuldigen, da ich mich hier von der „Geiſtesnähe des Dichters ſo unerwartet berührt gefühlt, in welchem ich mein Ideal verehre.“ Ich mochte wohl meinem Enthuſiasmus etwas freien Flug vergönnt haben, als die liebenswürdige Frau Körner einige beſänftigende Worte ſprach. Aus ihrem Munde vernahm ich nun, daß Schiller zwei Jahre bei ihnen in Leipzig und Dresden gewohnt und hier in dem Weinberghaus in Loſchwitz ſeinen Don Carlos gedichtet habe. „Wie viele heitere Frühlings-, Sommer- und Herbſttage haben wir in unſerem beſcheidenen Weinberghauſe mit ihm verlebt! wie viele genußreiche Stunden verdanken wir ihm! So oft wir an dem Frühſtückstiſche hier unter dem Nußbaume ſitzen, feiern wir das Andenken an den, allzufrüh von uns geſchiedenen, Freund.“

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf dieſe vier kleine ſilberne Becher, welche auf einem Geſtell von Ebenholz mitten auf dem Tiſche ſtanden, mit Wein füllte. „Mit dieſen Bechern,“ erzählte nun Frau Körner, „hat es eine eigene Bewandtniß. Als Schiller mit uns am erſten Morgen hier in Loſchwitz unter dem Nußbaum an unſerem Frühſtückstiſche ſaß, brachte er eine Geſundheit auf ein frohes Zuſammenleben aus; die Gläſer klangen hell, aber Schiller ſtieß in ſeiner enthuſiaſtiſchen Stimmung ſo heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke ſprang. Der Rothwein floß über das, zum erſten Male aufgelegte Damaſttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unſere Gläſer aus.“ Körner und Doris folgten Schiller's Beiſpiel; darauf nahm dieſer die geleerten Gläſer

und warf ſie, daß ſie ſämmtlich in Stücke ſprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaſter mit dem leidenſchaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung! keiner allein! ſei uns ein gemeinſamer Untergang beſchieden!“ Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rothweinflecke im Tiſchtuche für einen Angſtſchrei wegen böſer Vorbedeutung des zerbrochnen Glaſes.“ — „Auch mir, ich will es nicht leugnen,“ ſagte Frl. Toris, „mag er es wohl angeſehen haben, daß mich das Zerſpringen Deines Glaſes mit banger Ahnung erfüllte. Dies war auch ganz natürlich, denn Du hatteſt als jung verheirathete Frau wohl Urſache, der nächſten Zukunft nicht ohne Beſorgniß entgegen zu ſehen.“

„Nach dem Frühſtück“, erzählte Frau Körner weiter, „fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er ſich in ſeine Sitzung begab, ging ich in einen Goldſchmiedsladen und kaufte vier kleine ſilberne Becher, und ließ ſie durch die Buchſtaben S. K. M. D. für uns viere: Schiller, Körner, Minna, Toris bezeichnen. Am nächſten Morgen ſtanden an Stelle der vier Gläſer die vier Becher, und ſo war dafür geſorgt, daß bei dem Geſundheitstrinken kein Unglück mehr geſchah. Schiller hat ſeinen Becher damals zurückgelaſſen, damit er bei ſeiner Wiederkehr mit uns anſtoßen könne, ohne Schaden anzurichten.“

Frau Körner nahm Schillers Becher von dem Geſtell und reichte ihn mir mit Wein gefüllt. Ich nahm ihn in die Hand, wagte jedoch nicht ihn mit den Lippen zu berühren; endlich that ich es doch auf Zureden der freundlichen Wirthin, die mir ſagte: „Theodor hat in ſeinem Briefe Sie ſeinen poetiſchen Freund genannt, und ſo möge Ihnen

ein Labetrunk aus Schillers Becher wohl bekommen.“ Ich küßte der gütigen Mutter Theodors mit innigſtem Danke die Hand und leerte den Becher auf ihr Wohl. — Mehr als dreißig Jahre ſpäter, nachdem ich mit der Familie Freud und Leid an vielen denkwürdigen Tagen meines Lebens getheilt, beſchenkte mich an meinem fünfzigſten Geburtstage die unvergeßliche mütterliche Freundin mit dieſem Becher Schillers und rief mir die Erinnerungen an jenen Beſuch in Loſchwitz mit einer Lebhaftigkeit vor meine Seele, als ob es geſtern geweſen. Den Becher verwahr' ich als ein Heiligthum mit anderen werthvollen Andenken. —

„Da wir“, ſagte Frau Körner, „heut wegen meines Mannes, deſſen Rückkehr wir erwarten, etwas ſpäter zu Mittag eſſen, können Sie die Zeit zu einem Spaziergang in das Dorf und auf die nächſten Anhöhen benutzen; wollen Sie ſich dann ausruhen, ſo gebe ich Ihnen hier den Schlüſſel mit zu dem kleinen Pavillon auf der Spitze unſeres Weinberges. Dort war Schillers Lieblingsplatz, wo er oft den ganzen Tag zugebracht. Hernach werd' ich Sie auch in das Zimmer, — eigentlich war es nur eine Wirthſchaftskammer neben der Waſchküche — führen, in welchem er ſich nothdürftig genug behelfen mußte.“

Ich verabſchiedete mich bei den Damen und trat meine Wanderung an. Dem Mädchen, welches den Tiſch abräumte, rief Frau Körner zu: „Guſtel, zeige dem Herrn den Weg nach Werners Höhe. Sie haben von da eine recht hübſche Ausſicht über die Elbe hinüber nach Waſewitz.“ Ein nicht mehr in erſter Blüthe ſtehendes Dorfmädchen mit rothem Mieder und weißem gefälteten Schürzchen führte

mich zum Eingange des Dorfes und zeigte mir den Fußsteig zur Höhe. Halb im Ernſt, halb im Scherze fragte ich: „Du biſt wohl gar die berühmte Guſtel von Blaſewitz?“ worauf ich eine freundlich bejahende Antwort und außerdem auch noch einige mich höchlich intereſſirende Nachrichten über Herrn Schiller erhielt, der des Sonntags öfter in das Wirthshaus nach Blaſewitz gekommen ſei, wo ſie damals Schenkmädchen geweſen, auch einmal mit ihr getanzt habe. So hatte ich denn ganz unerwartet die Bekanntſchaft mit der, aus Wallenſteins Lager mir wohlbekannten Guſtel von Blaſewitz gemacht. — Später (1814) hat es der Zufall gefügt, daß ich, als wir Lützower in Holſtein an dem Feldzuge gegen die Dänen Theil nahmen, in Itzehoe auch die perſönliche Bekanntſchaft mit dem „Rusjö, dem langen Peter von Itzehö,“ gemacht habe.

Nach der Rückkehr von meinem Spaziergange ſtieg ich den Weinberg hinauf zu dem Pavillon, zu welchem Frau Körner mir den Schlüſſel gegeben, und den ſie mir als den Lieblingsaufenthalt Schillers bezeichnet hatte. Mit einem wahrhaft tief empfundenen religiöſen Gefühl, trat ich in dies Heiligthum ein. Von meiner damaligen Empfindung geben einige Verſe Zeugniß, welche ſich auf einem Pergamentblatte einer in rothen Maroquin gebundenen Brieftaſche, ein Geſchenk meiner Tante, mit anderen Gedichten aus jener Zeit erhalten haben.

Schiller's Weinberghäuschen in Loschwitz.

Sei mir gegrüßt, geweihte Stelle,
Hier ging der Dichter ein und aus.
Wie über eines Tempels Schwelle
Tret' ich in dieſes ſtille Haus.

Hier, wo ich geh' und wo ich ſtehe,
Im Innerſten die Seele bebt,
Ich fühl', o Schiller! Deine Nähe,
Es iſt Dein Geiſt, der mich umſchwebt.

Hier ward Erſehntes Dir beſchieden,
Der Muſe Gunſt, der Freundſchaft Glück,
Die Erde ſchenkte Freud und Frieden,
Der Himmel heit'ren Sonnenblick.
Du biſt mein Stern! die Götter weben
Dem Dichter ein unſterblich Kleid,
Wenn Du mich führſt, dann iſt mein Leben
Der Freiheit und dem Lied geweiht!

Ich hatte die Gewohnheit, meine Gedichte, wenn ich ſie niedergeſchrieben hatte, laut zu leſen, um den Tonfall derſelben zu prüfen und ihn zu verbeſſern, wo er den Rhythmus oder den Wohllaut verletzte. Beim Unterricht im Clavier, der Flöte und dem Geſange hatte ſich mein muſikaliſches Gehör ausgebildet, ſo daß viele meiner Gedichte von den Muſikern zur Compoſition geeignet gefunden wurden.

„Verzeihen Sie, wenn ich ſtöre," rief eine freundliche Stimme durch die offene Thür mir zu, als ich eben meine Declamation beendigt hatte; der Vater iſt zurückgekehrt, und wir erwarten Sie bei Tiſch." Es war Fräulein Emma, die mich einlud, und deren Einladung ich gern folgte. — Bei Tiſch wurde ich nach verſchiedenen Altenburgiſchen Bekanntſchaften der Familie gefragt, und man war erfreut, von mir genügende Auskunft zu erhalten. Beſonders gewann ich mir bei Fräulein Doris dadurch einen Stein im Brette, daß ich ausführlich von den feſtlichen Tagen, welche ich in Löbichau verlebt, erzählen konnte, wobei ich mit meiner ſchwärmeriſchen Verehrung der Herzogin Dorothea nicht zurückhielt. Mit der Herzogin aber und ihren ſchönen

Töchtern war die Körnerſche Familie und ganz beſonders Fräulein Doris innigſt befreundet. „Iſt es nicht,“ ſagte die letztere, „als ob wir Theodor hörten, deſſen Begeiſterung für die Herzogin keine Grenzen kennt.“ — „Nun, das iſt gegenſeitig der Fall; denn die Herzogin ſchwärmt nicht weniger für Karl, als er für ſie. Hat ſie ihn doch, damit ſein Name mehr in Einklang mit dem ihrigen komme, umgetauft und ihn „Theodor“ genannt, woran ich mich noch immer nicht gewöhnen kann.“ — „Sie hat“, bemerkte die Mutter, „als ſeine Pathe das Recht in Anſpruch genommen, ihm einen Namen zu geben; vielleicht auch, ihm einen Namen zu machen, und ich glaube auch, daß Theodor ſie mehr als ſeine Muſe, wie als ſeine Pathe verehrt.“ — „Wohl iſt er glücklich zu preiſen,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „daß er aus den Händen einer Muſe, wie die Herzogin es iſt, den Kranz empfangen hat.“ — „Und“ fügte die immer zu geſundem Humor aufgelegte Doris hinzu, „nicht nur mit einem Kranz, auch — womit den Poeten oft noch mehr gedient iſt — mit einer mit Dukaten geſpickten Börſe wird Theodor von ſeiner Muſe bedacht. Apropos, wie heißen Sie mit Vornamen?“ — „Friedrich,“ war meine Antwort. „Nun, dagegen läßt ſich nichts einwenden,“ bemerkte Doris; „haben Sie mehr als einen Vornamen, vielleicht könnten wir Sie auch umtaufen.“ — „Dagegen würde ich mir“, entgegnete ich, „eine beſcheidene Remonſtration erlauben: — mein zweiter Vorname iſt Chriſtoph“. — „Nur ja nicht Chriſtoph,“ rief ſehr entſchieden Emma, „das läuft zuletzt auf den kleinen Töffel hinaus.“ — „Liebe Emma,“ bemerkte der Vater in ernſtem

Tone, „halten wir die beiden Vornamen Chriſtoph Friedrich hoch in Ehren, weißt Du wohl, weſſen Vornamen ſie ſind?“ — Emma verneinte. — „Nun, es ſind Schillers Vornamen“, ſagte der Vater, „und Ihnen, junger Freund, hat man mit dieſen beiden Taufnamen ein ſchwer in das Gewicht fallendes Pathengeſchenk eingebunden.“ Auf weiteres Befragen erzählte ich, wie mein Vater, evangeliſch-lutheriſcher Geiſtlicher und großer Verehrer Schillers, mir dieſe Namen gegeben und, da ich die Taufe aus ſeiner Hand empfangen, das geweihte Waſſer mit einem poetiſchen Spruche Schillers mir auf das Haupt geträufelt habe. — „Das Waſſer thut's freilich nicht,“ ſcherzte Doris, „trinken Sie aus, damit ich Ihnen wieder einſchenken kann; ſonſt bleibt der Muſenſohn mit ſeinem Chriſtoph auf dem Trocknen ſitzen, und da werden Sie im Leben keinen Vers zu Stande bringen.“ — „Vielleicht“, ermunterte die Mutter, „iſt der Vers, den wir gern hören möchten, ſchon zu Stande gebracht. Theodor ſchreibt mir von einem Wanderliede, das er von Ihnen erhielt, und Emma will Sie belauſcht haben, wie Sie oben im Weinberghäuschen declamirten. Sollen wir nicht etwas davon zu hören bekommen?“

Beſcheidene Entſchuldigungen, die ich vorbrachte, wurden als leere Ausflüchte zurückgewieſen, und ich las meine paar Verſe, die ich oben auf dem Weinberge geſchrieben, mit bewegter Stimme vor. Sie wurden nachſichtig aufgenommen; ſelbſt die geſtrenge Doris ſpendete einige freundliche Worte, und Frau Körner ſagte: „Dafür werde ich Sie nun auch nach Tiſche in die Stube, welche Schiller in den unteren Räumen zu ebener Erde bewohnte, führen, wo er viel an

ſeinem Don Carlos gearbeitet hat, und Ihnen ein, aus „ſeinem jammervollen Lager“ an mich gerichtetes, ſehr humoriſtiſches Klagelied in der Originalhandſchrift zu leſen geben.“ Nach Tiſche führte mich Frau Körner in das, eine Treppe tiefer gelegene Schiller-Zimmer, welches jetzt dem Winzer mit Frau und Kindern zur Wohnung angewieſen war. Durch die gegenwärtigen Bewohner mochte es eine merkliche Veränderung erlitten haben; es befand ſich in einem eingerauchten und eingeräucherten Zuſtande, Betten und Wiege beſchränkten die Räumlichkeit, die Gitter vor den Fenſtern, obſchon Weinreben daran rankten, gaben ihm das Ausſehen eines Gefängniſſes. Es war mir doch lieb, daß ich zuvor den Pavillon auf dem Weinberge aufgeſucht hatte; dies unterirdiſche Zimmer würde mich ſchwerlich poetiſch angeregt haben. Nicht unbemerkt blieb der Frau Körner meine ſchweigſame Verwunderung. „Da ſehen Sie,“ ſagte ſie, „wie eng und kümmerlich ich unſern guten Schiller untergebracht hatte. Und wenn es nur noch ein ungeſtörter Aufenthalt geweſen wäre; er hatte über, um und neben ſich nur ſtörenden Lärm. Seine Nachbarin gegenüber war eine friſchmilchende Kuh, welche das jammervollſte Sehnſuchts-Gebrüll nach ihrem Kinde, von dem man ſie getrennt hatte, bei Tag und Nacht vernehmen ließ. Daneben war die Küche, in welcher gebacken, gebraten und geſotten wurde, und, was für Schiller das allerwiderwärtigſte war, von Zeit zu Zeit vier Weiber am Waſchfaß ſtanden und klatſchten. Von allem Gelärme das einzig ihn angenehm anregende, wie er zu unſerer Beruhigung verſicherte, war das Fortepiano und der Geſang unmittelbar

über seinem Zimmer. Emma übte fleißig, und Körner benutzte jede freie Stunde zu seinen musikalischen Compositionen und zum Gesang mit Emma."

Als wir uns wieder in den oberen Räumen befanden, erlaubte ich mir, Frau Körner um das von ihr erwähnte Gedicht zu bitten, da es für mich von höchstem Interesse sei, etwas von Schillers Handschrift zu sehen. Die gefällige Dame ging nach ihrem Schreibtisch, aus welchem sie eine Briefmappe und aus derselben einen Brief von keineswegs elegantem Aussehen herausnahm. Das Couvert, zu welchem eine Art bläuliches Zuckerpapier und drei große rothe Oblaten verwendet worden waren, führte die Aufschrift: „Unterthänigstes Pro Memoria an die Consistorialrath Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz. Eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter." Das inliegende, mit handfester, deutlich und ausdrücklicher Schrift geschriebene Gedicht hat die Ueberschrift:

Bittschrift.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer, — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen,
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger,
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deine Sänger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es ſcharrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipps Hofe.

Ich ſpringe muthig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, — am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und — ſiehe da! belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
In ſüßem Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei,
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemdenwaſchen holen!

Gegeben in unſerem jammervollen Lager
ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirthſchafts-Dichter.

Meine Bitte: mir zu erlauben, Abſchrift von dem Gedichte zu nehmen, lehnte der Herr Conſiſtorialrath mit der Entſchuldigung ab, daß daſſelbe nicht für weitere Verbreitung, ſondern nur für das Haus beſtimmt geweſen ſei, weshalb er, Körner, es auch nicht in die, von ihm veranſtaltete Ausgabe der Werke Schiller's aufgenommen habe. —

„Uns," fügte Frau Körner hinzu, „hat die Bittſchrift damals großes Vergnügen gewährt und zwar um ſo mehr, als Schiller doch nur ſelten zu ſo launigen Gedichten aufgelegt war, und die „der Conſiſtorialrath Körner'ſchen Waſch-Deputation" gemachten Vorwürfe, zum Theil wenigſtens, unbegründet waren. Wir hatten an dieſem Tage eine Mittagseinladung nach Pillnitz angenommen; Schiller hatte nicht Luſt, uns zu begleiten, und wir gedachten am Abend wieder zurück zu ſein. Ein heftiges, mehrere Stunden lang anhaltendes Gewitter nöthigte uns, die Nacht über in Pillnitz zu bleiben. Dafür aber, daß unſer „Haus- und Wirthſchafts-Dichter" nicht hungre und friere, war hinlänglich geſorgt; was die „Waſchzoſen" betrifft, ſo hatte dies allerdings ſeine Richtigkeit.

Mußte ich es damals bedauern, daß es mir verſagt wurde, Abſchrift von dem Gedichte zu nehmen, ſo iſt mir ſpäter von meiner liebevollen mütterlichen Freundin mit dem Original ein werthvolles Geſchenk zugleich mit dem erwähnten ſilbernen Becher gemacht worden*).

Als ich mich am Abend verabſchiedete, wurde ich mit der freundlichen Einladung entlaſſen, daß ich jederzeit ein

*) Von dem Gedichte nebſt Umſchlag ließ ich zur Feier des einhundertjährigen Geburtstages Schiller's ein Facſimile machen. Da ich eine Sammlung intereſſanter Autographen beſitze, werde ich von den, mich beſuchenden Freunden und von Liebhabern ſolcher Handſchriften erſucht, ihnen meine Mappen zu öffnen. Hierbei hat es ſich nun ereignet, daß mir Schiller's Urſchrift dieſes Gedichtes von irgend einem Sammler ausgetauſcht und in das echte Couvert, welches mir verblieben iſt, ein Facſimile gelegt worden iſt. Sollte früher oder ſpäter einmal das Original zum Vorſchein kommen, ſo würde ich es als mein Eigenthum beanſpruchen.

willkommener Gaſt ſein würde. Auf dem Heimwege nach der Stadt, den ich anfänglich am rechten Elbufer nahm, ſchlug ich weiter hinab einen Fußſteig ein, welcher nach der Höhe führte. „Was iſt das für ein ſonderbares Haus da droben?“ fragte ich einen Burſchen, welcher am Wege eine Ziege graſen ließ. „Na, Sie werden doch wohl die bretterne Saloppe kennen? die kennt ja jedes Kind.“ Ich bedankte mich und ſteuerte auf das, von Brettern umkleidete, mit Schindeln gedeckte thurmartige Gebäude los, aus welchem der Herrgott ſeinen Arm, — wie man in Sachſen zu ſagen pflegte, — in Form eines, an einer Stange befeſtigten, Wein- und Bierſchank-Zeichens, ausſtreckte. Dies war es aber nicht, was mich veranlaßte, mit dem Muthe des ſpaniſchen Windmühlenſtürmers meine Schritte zu verdoppeln. Die Sonne neigte zum Untergange, und ich berechnete, daß ihre letzten Strahlen einen Himmel von Gold und Purpurglühen über die Kuppeln, Kirchen, Paläſte der königlichen Hauptſtadt ausbreiten würden. — „Geſchwind! Förſter, geſchwind! wenn Du den letzten Kuß, den Helios der Nymphe der Elbe giebt, ſehen willſt!“ — Ich beeilte mich nach der Stelle zu kommen, woher ich mich beim Namen rufen hörte. Während ich jetzt von der linken Seite her die letzten Treppenſtufen zu der Plattform hinaufſtürzte, kam von der rechten in nicht minder heftigem Laufe ein Anderer herbei, als ob er gerufen worden ſei. Nachdem wir Drei eine Zeit lang in ſchweigender Andacht unſer Sinnen und Betrachten in die wunderbar ſchöne Beleuchtung verſenkt, nahm der, auf den Ruf meines Namens herbeigekommene Herr, den ich wegen ſeiner gebräunten Geſichtsfarbe, ſeiner dunklen, feurigen

Augen und ſeines ſchwarzen Haares für einen Spanier oder Italiener gehalten, das Wort, und die beiden Freunde führten ein für mich höchſt intereſſantes Geſpräch über Landſchaftsmalerei, bei welchem ich zum Erſtenmale die Namen Claude Lorrain, Ruisdal, Everdingen und einige andere nennen hörte, von denen ſich Landſchaften erſten Ranges auf der Königlichen Bildergallerie befänden. — Da ich bei dieſem Zwiegeſpräch die Anrede „mein liebſter Förſter“ noch öfter vernahm, erlaubte ich mir, mich dieſem Herrn als ſeinen Namensvetter vorzuſtellen. Ueber meine Herkunft befragt: „von wannen ich komme, und wer mein Erzeuger“ nannte ich Thüringen mein Vaterland und das, zwiſchen Naumburg und Jena gelegene Dorf Münchengoſſerſtädt, wo mein Vater Prediger war, als meinen Geburtsort. „Da ſind wir ja“ — rief mir der, den ich für einen Italiener gehalten, freundlich zu, — „nicht bloße Namens-, ſondern wirkliche Vettern. Mein Vater war der Superintendent Dr. Chriſtian Förſter in Naumburg, und ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, daß ein Landprediger Förſter aus unſerer Nähe öfter meinen Vater beſuchte. Dies war zuverläſſig Ihr Vater, er hat ein Bändchen geiſtlicher Lieder herausgegeben, welche Sie, da ich mich mit der Geſchichte der deutſchen Literatur beſchäftige, in meiner Bibliothek finden.“ —

So verdankte ich einer glücklichen Begegnung die Bekanntſchaft nicht nur mit einem, mir freundlich entgegenkommenden Verwandten, ſondern auch mit einem, nach Verlauf einiger Jahre durch eigene Gedichte und ſeine Ueberſetzung der Sonette und Canzonen Petrarka's, Taſſo's und Dante's zu einem verdienten Ruhme gelangten Dichter und

Gelehrten: dem Professor Karl Förster in Dresden. Ein günstiges Schicksal hat es gefügt, daß die Bande der Verwandtschaft und herzlichster Freundschaft uns nach Verlauf einiger Jahre eng und innigst verbanden; er verheirathete sich 1817 mit meiner Schwester Luise und wurde somit mein geliebtester Schwager.

Den anderen Herrn auf der Terrasse der bretternen Saloppe hatte ich, wegen seines hochblonden Haares, seiner blauen Augen, seiner zartweißen Hautfarbe und wegen der englischen Worte — es war jedoch, was ich damals noch nicht kannte, plattdeutsch, — welche er in seine Rede mischte, für einen Engländer gehalten. Jetzt erfuhr ich, daß es ein ehrlicher Pommer und noch dazu der Landschaftmaler Friedrich aus Greifswald war. — Als ich nach Beendigung meiner akademischen Studien Dresden zu meinem Aufenthalt wählte, wurde Friedrich, dessen Landschaften sich eines allgemein anerkannten Ruhmes erfreuten, ein Freund vertrautesten Umganges.

In Gesellschaft der beiden Freunde trat ich den Heimweg nach der Stadt an, wo ich der guten Tante nicht genug von den gehabten Erlebnissen dieses Tages erzählen konnte. „Für morgen," sagte sie, „gehörst Du mir an. Es ist Sonntag, da führ' ich Dich in die katholische Kirche und zu Mittag hab' ich Dich bei meinem lieben Finanzrath Weiße, dessen Gast ich alle Sonntage zu Mittag bin, angemeldet. Nachmittag ist Musik in Reisewitzens Garten, und da tractir' ich Dich mit den berühmten Dresdner Käsekeilchen."

Bei guter Zeit war ich am nächsten Morgen geschniegelt,

gestriegelt und gebügelt und trat, mein kleines Tantchen am Arm, die Wanderung nach der katholischen Kirche an. „Wir haben noch Zeit zu einem Spaziergange über die Brücke nach dem Palaisgarten," sagte das Tantchen, und da ich erfuhr, daß dieser Garten zu dem japanischen Palais gehöre, in welchem sich die Antikensammlung befinde, war es mir sehr erwünscht, die Gelegenheit desselben kennen zu lernen. Es war heut in des Wortes wahrhaftester Bedeutung ein schöner Sonnen-Sonntag. Ueberall in den Straßen geputzte Leute, und ich wunderte mich nur, daß mir auch nicht ein einziges bekanntes Gesicht begegnete und ich nicht ein einziges Mal Veranlassung hatte, meine Mütze zu ziehen. Tantchen gab Auskunft über alle Fragen meiner Neugier; da erfuhr ich, daß die unter einem Säulenportal in der Schloßgasse Sitzenden, in gelb- und blaugestreiften Wämsern und Pluderhosen Gekleideten, keine Baugefangene, sondern die Schweizergarde, das sehr eingeräucherte, in enge Gassen eingeklemmte Gebäude kein Zuchthaus, sondern das königliche Schloß sei. Auch über die Portechaisen und ihre, in gelben Röcken und blauen Beinkleidern in raschen Schritten mit „Platz da!" uns überrennenden Träger erhielt ich Bescheid, so wie über die „Gardekarressiere" im Cuiraß und die rothuniformirte Fußgarde mit hohen Bärenmützen. Auf der Brücke wußt' ich nun, aus der gestern gemachten unumstößlichen Erfahrung, daß man von dem linken zum rechten Ufer ebenso wie vom rechten zum linken Ufer sich immer auf dem Fußwege zur rechten Seite halten müsse, wodurch erreicht wird, daß man nie *gegen*, sondern immer *mit* dem Menschenstrome schwimmt. Von der Mitte der Brücke aus machte meine

Führerin mich aufmerkſam auf die herrliche Ausſicht aufwärts des Stromes, wo in glänzender Beleuchtung der Lilienſtein und der Königſtein als die Rieſenpfeiler des Einganges in die ſächſiſche Schweiz aus den dampfenden Gründen zu den freieren und heitren Regionen emporragten. Ich empfand hier zum Erſtenmale die unwiderſtehlich anziehende Kraft, welche Berge aus der Ferne auf uns ausüben. Diesmal war es mir noch verſagt, dieſe Sehnſucht zu ſtillen.

Nachdem wir in dem Palaisgarten uns geruht und ich von den dort vorhandenen, in Gartenanlagen verwandelten Wällen mit neugierigen, oder vielmehr wißbegierigen Blicken in den Antikenſälen einige Statuen erſpäht und eine Vorfreude des nächſten Tages empfunden, an welchem mich Hofrath Böttiger zu einer Vorleſung hierher beſchieden hatte, — nahmen wir unſeren Rückweg wieder über die Brücke und trafen in der katholiſchen Kirche ein, als unter Pauken- und Trompetenſchall die Meſſe begann. „Wir müſſen uns," ſagte die Tante, „hier trennen; die Frauenzimmer bleiben auf der linken Seite, Du gehſt hinüber auf die rechte; nach beendigter Meſſe wollen wir uns im Zwinger am Eingange treffen." Als ich noch eine nähere Erkundigung über den Zwinger mir erbitten wollte, trat ein gepuderter Livréediener, welcher einen Stock mit dickem ſilbernen Knopfe trug, wie ſie die Tambourmajors der franzöſiſchen Regimenter führten, heran und ſchob mich höflich, aber unſanft auf die andere Seite. — Mir lag daran, den Hokuspokus der katholiſchen Meſſe recht in der Nähe mit anzuſehen, und es hielt nicht ſchwer ganz nah an den Hochaltar zu gelangen. Es war

das erſte Mal, daß ich einem katholiſchen Gottesdienſte beiwohnte. Mich, den Sohn eines lutheriſchen Landpfarrers, an den einfachen Kirchengeſang der Gemeinde, an das aus der Bibel vorgeleſene, durch die Predigt erläuterte Wort Gottes gewöhnt, befiel bei dieſem, für mich grauenhaften Spectakel eine unbeſchreibliche Verwirrung. In dem aufſteigenden Gewölk des Weihrauches erblickte ich Schaaren von ſchwarzen Teufelchen mit Hörnern und Schwänzen auf- und niedertanzen, die Prieſterſchaft in goldenem Brokat wie Brautjungfern aufgeputzt, beſchwor mit ihrem lateiniſchen Abrakatabra und Kreuzſchlagen vergebens die Unholde, vergebens plärrten die Pfaffen unverſtändliche Worte, vergebens läuteten und klingelten die, in der Affenkomödie wohl dreſſirten, poſſierlichen Kleinen in ihrem rothen Ueberwurf — ich wurde die böſen Geiſter nicht los, und als nun zuletzt der Oberprieſter unter dem Schall der Poſaunen die Monſtranz erhob, die Gläubigen ſich niederwarfen, ſich bekreuzten und an die Bruſt ſchlugen, da empfand ich einen Jammer über das Elend und die Thorheit der Menſchheit, wie ihn wohl unſer Heiland mag empfunden haben, als er über Jeruſalem weinte. Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten und eilte dem Ausgange zu, um friſche Luft zu ſchöpfen. „Und ſolchen Greuel,“ ſagte ich mir, „mußt Du an der Wiege der Reformation, in der Haupt- und Reſidenzſtadt der ſächſiſchen Kurfürſten erleben, die einſt für die Reformation Gut und Blut eingeſetzt, deren Nachfolger aber, durch den Mammon der polniſchen Krone verlockt, der Gewiſſens- und Glaubensfreiheit untreu geworden ſind und ihre Seelen — dem Papſte verſchrieben haben.“

Wie froh war ich, als ich aus dem Weihrauchqualm in freier Luft wieder einen geſunden Zug thun und die Blüthendüfte der, im Zwinger aufgeſtellten Orangen- und Citronenbäume einathmen konnte. Es wurde mir nicht leicht, meine gute Tante aus der Menge der Spaziergängerinnen herauszufinden, denn der verkrümmten Rücken giebt es hier ſo viele unter dem weiblichen Geſchlecht, daß ein dergleichen kleiner Verdruß in Dresden zur Mode gehört. — „Nun?“ war ihre erſte Frage, „wie hat Dir die göttliche Muſik gefallen? Singt unſer Saſſaroli nicht wie ein Engel? Der Papſt hat ihn dem Könige für ſchweres Geld überlaſſen, er bekommt ſechstauſend Thaler Gehalt, das Doppelte von dem, was ein Miniſter oder General bekommt.“ — „Meine Augen,“ antwortete ich, „waren durch die Komödie des Altars ſo in Anſpruch genommen, daß mir darüber, wenn auch nicht das Sehen, doch das Hören verging.“ Endlich erinnerte ich mich, vom Orgelchore herab Töne gehört zu haben, die ich nicht für Männer- noch für Frauenſtimmen, ſondern für Töne der, im Regiſter der Orgel als „vox humana“ bezeichneten Pfeifen gehalten hatte. Ich hatte in Altenburg Gelegenheit gehabt, Bekanntſchaft mit dem Inſtrumente der heiligen Cäcilia zu machen durch einen der berühmteſten Orgelvirtuoſen, den Hoforganiſten Barthel, deſſen Meiſterhändedruck und Meiſterfußtritt auf der Doppelclaviatur und dem Pedal der Silbermannſchen Orgel der Schloßkirche die hohen Bogenfenſter oft erzittern machten. Er hatte mir es dringend empfohlen, die Meſſe der katholiſchen Kirche nicht zu verſäumen, mich auf die Wunderſtimmen der Hofcaſtraten aufmerkſam gemacht und mich belehrt über die,

mit der Mordthat auf gleicher Stufe des Verbrechens ſtehende, mit Genehmhaltung des Papſtes ausgeführte Verſtümmelung der, mit Geſangtalent begabten Chriſtenknaben. Und wenn es alle Welt für Engelſtimmen erklärte, für mich überwog der Gedanke an das begangene Verbrechen jeden Kunſtgenuß. Die Empörung meines ſittlich-menſchlichen Gefühls gegen die Frevel der römiſchen Cleriſei erhielt hierdurch verſtärkte Nahrung.

Von dem Zwinger führte uns der Weg noch einmal an der katholiſchen Kirche vorüber. Am vorderen Eingange waren Leute verſammelt, welche einen in Form eines Komödienzettels gedruckten Anſchlag laſen. Neugierig zu erfahren, was der Zettel beſage, ſtieg ich die Stufen hinauf, und las zu meinem nicht geringen Entſetzen: „Vollkommener Ablaß für alle Sünden“ und nicht nur für begangene, auch für zukünftig noch zu begehende, welchen diejenigen gewannen, die ſich einer Wallfahrt nach — wenn ich mich recht erinnere — Marienthal, zu den Gebeinen der heiligen Petronella anſchließen, an den ihr geweihten Altären opfern, fünf Meſſen leſen und einhundert Paternoſter und Ave Maria beten würden. Eine Abbildung der Seelen im Fegefeuer befand ſich darunter, und ſo war denn in dem Lande der Geburtsſtätte der Reformation der Kaſten des Ablaßkrämers Tetzel mit der Aufſchrift:

„Sobald das Geld im Kaſten klingt,
Die Seele aus dem Fegefeuer ſpringt.“

wieder aufgeſtellt und geöffnet.

Von dem Finanzrath Weiße, bei welchem meine Tante mich als Sonntagsgaſt einführte, wurde ich freundlich auf-

genommen, und da ich mehrere der Schriften ſeines Bruders, des in Leipzig (1804) verſtorbenen Kreis-Steuereinnehmers, kannte, namentlich ſeine komiſchen Opern: die Jagd, Lottchen am Hofe, der Dorfbarbier, und einzelne Gedichte, fehlte es nicht an Stoff zu unterhaltender Belehrung für mich. In den Zimmern des würdigen alten Herrn, — ob er Wittwer oder unverheirathet war, iſt mir nicht erinnerlich — waren eine Anzahl mir unbekannter Portraits aufgehangen, die mich jedoch durch ihr kräftiges Colorit und ihre lebendige Auffaſſung intereſſirten. Der gefällige Wirth nannte mir die Perſonen, meiſt Glieder ſeiner Familie und Freunde. „Sie werden," fügte er hinzu, „heute Mittag den Maler dieſer Bildniſſe kennen lernen, es iſt Graff, der Director der Königlichen Bildergallerie, der berühmte und gegenwärtig in Deutſchland wohl der erſte Portraitmaler." Die Geſellſchaft beſtand aus nicht mehr als acht Perſonen; vier Herren und vier Damen; unter den letzteren die durch ihre Copie der Madonna Sixtina Raphael's berühmte Frau Seydelmann, nach deren Zeichnung Müller ſeinen unvergleichlichen Kupferſtich gemacht hat. Als eine beſondere Begünſtigung hatte ich es anzuſehen, daß der Wirth mir meinen Platz neben Graff anwies. Es war ein muntrer alter Herr, der Puder ließ nicht erkennen, ob das Haar melirt, grau, oder vielleicht ſchon weiß war; obſchon er eine Brille trug, blitzten dennoch ſeine Augenſterne durch die Gläſer hindurch. Er trug einen braunſeidenen Frack mit großen Stahlknöpfen, brüſſeler Manchetten und Buſenſtreif, eine geblümte blauſeidene Weſte und ſchien die Artigkeiten, welche ſeine Nachbarin, Frau Seydelmann, ihm über

ſeine Toilette machte, gern anzunehmen. Als er von mir erfuhr, daß ich in der Körner'ſchen Familie bekannt ſei und ich ihm meine Bewunderung ſeiner in dem Zimmer aufgehangenen Bildniſſe zu erkennen gegeben, fragte er mich: ob ich nicht auch die von ihm gemalten Portraits bei Körner's geſehen? Auf meine Entgegnung, daß ich erſt vor wenigen Tagen angekommen ſei und der Familie meinen Beſuch in Loſchwitz gemacht habe, forderte er mich auf, doch ja nicht zu verſäumen, den Herrn Apellationsrath um Erlaubniß zu bitten, die in ſeiner Stadtwohnung befindlichen Portraits ſehen zu dürfen. „Sie finden von mir Schiller, die Herzogin Dorothea von Curland, Körner nebſt Frau und deren Schweſter, unſere berühmte Paſtellmalerin Fräulein Stock und andere Freunde und Verwandte des Hauſes. Die größte Noth, zuletzt auch die größte Freude hat mir aber doch das Portrait Schillers gemacht; das war ein unruhiger Geiſt, der hatte, wie wir ſagen, kein Sitzfleiſch. Nun liebe ich es zwar ſehr, wenn die Perſonen mir gegenüber nicht wie Oelgötzen regungslos daſitzen, oder wohl gar intereſſante Geſichter ſchneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genöthigt, den ſchon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwiſchen, da er mir nicht ſtill hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung feſtzubannen, in welcher er, wie er verſicherte, ſein Lebtag nicht geſeſſen, die aber von den Körnerſchen Damen für ſehr angemeſſen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er ſitzt bequem und nachdenklich, den zur linken Seite geneigten Kopf auf den Arm ſtützend; ich meine den Dichter des Don Carlos, aus

welchem er mir während der Sitzungen vordeklamirte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben. Nun, Sie werden ja das Bild sehen und daneben die Portraits des Körnerschen Ehepaares und der Herzogin von Curland, der von aller Welt hochgefeierten Schönheit; allein es wird wohl heißen: „ils sont passés ses jours de beauté.“ Es interessirte den Meister, von mir, der ich die Herzogin noch in jüngster Zeit auf ihrem Schlosse in Löbichau gesehen, zu hören, daß auch jetzt noch die zarte Schönheit der Herzogin, obschon sie vielleicht einige fünfzig Sommer hinter sich habe, allgemeine Bewunderung und Huldigung finde. „La toilette fait tout“ bemerkte der Meister schalkhaft; „wir lassen uns nichts weiß — und roth vormachen. Da muß ich doch gestehen, daß meiner verehrten Freundin Minna Körner eine unverwüstlichere Schönheit verliehen worden ist; die bedarf keiner ausbessernden Nachhülfe.“ Die Nachbarin Frau Seydelmann stimmte lebhaft ein, und auch andere Tischgenossen erklärten: noch immer gelte die Frau Körner für die größte Schönheit Dresdens. „Und nun hätten Sie, meine Herren und Damen,“ rief Graff mit gehobener Stimme, „diese Schönheit vor fünfundzwanzig Jahren sehen sollen, diese Minna Stock, eine Gestalt wie Minerva, reiches schwarzgelocktes Haar, feurige dunkle Augen voll Geist und Leben, einen bräunlichen Teint, durchschimmert von Rosenroth, Stirn, Nase, Mund, Kinn von den edelsten Formen, und eine Büste voll und gerundet, es war zum Entzücken, — lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl der schönsten Frau!“ Der alte Herr war ganz Feuer und Flamme; die Gläser erklangen, und als sie geleert waren, sagte der, mit

einem Mal in Schwermuth verſunkene Meiſter: „Und nun hab' ich Ihnen doch noch ein beſonderes Mißgeſchick, welches ich erfahren, mitzutheilen. Von der ſeltenen Schönheit ganz bezaubert, bat ich Demoiſelle Stock, mir das Vergnügen zu gewähren, ſie zu malen. Ihr Vater, der Kupferſtecher Stock, mein guter Freund, gab gern ſeine Einwilligung, und Minna, damals die verlobte Braut Körner's, freute ſich darauf, ihren Bräutigam an ſeinem Geburtstage damit zu überraſchen. Noch niemals hatte ich ein Bild mit ſo viel Liebe und Luſt gemalt, wie dieſes, nie war mir eines beſſer gelungen und wird mir auch keines wieder ſo gelingen, ich hatte meine Freude daran. Noch war das Oel nicht getrocknet, aber Minna brachte das noch nicht gefirnißte, noch nicht eingerahmte Bild zu ihrem Liebſten, der mich verſicherte, er würde es geküßt haben, wenn nicht das Original ihm näher geſtanden hätte." — „Ei nun," bemerkte Frau Seydelmann, während Graff ſein Glas leerte, „das klingt ja gar nicht ſo gefährlich!" — „Hören Sie weiter," nahm Graff die Rede wieder auf, „das Lamento folgt auf der Stelle. Körner's Vater war Superintendent, und zwar ein ſtrenggläubiger von dunkelſter Färbung und ſchwer herabhangender Wolkenperrücke! Als das glückliche Brautpaar ihm das Bild auf ſein Zimmer bringt und dem Papa eine große Freude zu machen gedenkt, ruft er beim erſten Anblick mit Entſetzen aus: „ein Sündenkonterfei! ein heidniſches Götzenbild! eine Venustochter ohne Schaam und Scheu! Dergleichen werde ich weder vor meinen noch vor Euren Augen dulden!" — „Der geſtrenge Herr Superintendent", fragte die Nachbarin ängſtlich, „wird es doch nicht in das Feuer

geworfen haben?“ — „Das nicht,“ ſagte kopfſchüttelnd mit niedergeſchlagenen Augen der Meiſter, „nicht zum Scheiterhaufen, aber zu nicht minder ſchmerzhafter Execution wurde mein Bild verurtheilt. Der hochprieſterliche Scharfrichter ſchnitt die Leinwand mit dem Federmeſſer aus dem Blendrahmen, legte es wie einen Bogen Papier zuſammen und gab es dem verſtummten und erſtaunten Sohne mit der ſtrengen Weiſung, ein ſo unchriſtliches Bild ihm nie wieder vor die Augen zu bringen. Erſt hier in Dresden habe ich das, über mein ſchönſtes Bild verhängte Strafgericht erfahren. Wo daſſelbe ein Ende genommen, konnten mir die lieben Körner's ſelbſt nicht ſagen. Mein Freund hatte es in dem Zuſtande, wie es der Vater zugerichtet, verſteckt; bei dem bald darauf erfolgten Umzuge der Neuvermählten nach Dresden war es nicht wieder zum Vorſchein gekommen, und Niemand weiß, wo es ein Ende genommen.“ — Die Herren waren neugierig zu erfahren, was denn wohl der geiſtliche Herr ſo Anſtößiges an dem Bilde gefunden habe? worauf Graff erwiderte: „Ja, das haben ſich weder die Frauen noch die Herren, welche das Bild auf meiner Staffelei geſehen hatten, noch hab' ich es mir ſelbſt zu erklären gewußt. Im Allgemeinen mag die große Anmuth und Schönheit einen bezaubernden Eindruck auf den frommen Mann gemacht haben, im Einzelnen aber der, den züchtigen Buſen nur leicht verhüllende Schleier unbequeme Empfindungen erregt haben. Jammer und Schade aber bleibt es, daß dies Portrait, das ich hundert anderen von mir gemalten, vorziehe, verloren gegangen iſt.“ Alle ſtimmten, und ich vor allen anderen, in ſeine Wehklage ein und

konnte damals keine Ahnung davon haben, daß ich, wenn auch erſt nach einer langen Reihe von Jahren, der Einzige über den Verluſt Getröſtete ſein würde.

Mein väterlicher Freund, der in Berlin 1831 verſtorbene Staatsrath Körner, hatte mich in ſeinem Teſtamente bedacht und mir außer dem, von Graff gemalten Bildniſſe Schillers, noch andere Bilder und Andenken, auch ſeine muſikaliſche Bibliothek und ſeinen ſchriftlichen Nachlaß vermacht. Als ich in Gemeinſchaft der verwittweten Frau Körner dieſen Nachlaß ordnete, fanden wir in einem Notenpacket eine, in Quartformat zuſammengelegte, Leinwand, welche ich für gewöhnliches Wachstuch hielt. Die Freundin aber rief mit freudigem Erſtaunen aus: „O du mein Gott! das iſt ja mein von Graff vor fünfzig Jahren gemaltes Portrait als Braut, nach welchem wir ſo oft vergeblich geſucht haben!“ Die Leinwand war ſo feſt aneinander gebacken, daß von dem, nach innen gefalteten Bilde nicht möglich war etwas zu erkennen. Die gütige Freundin machte mir ein Geſchenk damit, ich übergab es dem Reſtaurator der Bildergallerie des Muſeums, Profeſſor Keller, und erhielt daſſelbe nach Verlauf einiger Zeit in urſprünglicher Schönheit von ihm zurück. So hängt es jetzt über meinem Schreibtiſche neben Schiller's Bildniſſe deſſelben Meiſters zu meiner und aller derer, die mich beſuchen, Erbauung und Freude. —

Kehren wir jetzt zur Mittagstafel des Finanzrathes Weiſſe zurück, ſo habe ich noch zu erwähnen, daß mir Meiſter Graff eine Karte einhändigte, auf welcher mit Bleiſtift geſchrieben war: „Empfohlen an den Herrn Inſpektor Riebel

zum Eintritt in die Gallerie.“ — „Bei euch Herren Studenten,“ fügte er wohlwollend hinzu, „hat ſich der Dukaten zur Bildergallerie gewöhnlich in der Taſche verkrümelt; auf dieſe Karte finden Sie jeden Tag Einlaß und können ſich an die erſte beſte Geſellſchaft, welche herumgeführt wird, anſchließen.“ Mit vielem Danke nahm ich dies an und freute mich, von der Tante den Ausruf zu hören: „Nein, Fritz! was für ein Glücksvogel Du biſt. Ich kam noch nicht dazu, die Gallerie zu ſehen.“

Des Aufregenden hatte ich an dieſem Sonntage ſo manches erlebt, und der Spaziergang mit der Tante nach Reiſewitzens Garten und die als Abendbrod daſelbſt genoſſenen berühmten Dresdener Käſekeilchen konnten meine Unruhe nicht beſchwichtigen. Vornehmlich aber war es doch der Beſuch der katholiſchen Kirche und die vor dem Hochaltar empfundenen Eindrücke, welche mich bis ſpät in die Nacht wach erhielten. Ich ſah mich in meinem Schlafzimmer nach Büchern um, die mich auf andere Gedanken bringen ſollten; die ganze Bibliothek der Tante beſtand aber nur in einem lutheriſchen Geſangbuche. Dies nahm ich an mein Bett und verſuchte, durch einige erbauliche Lieder und Gebete mich einzuſchläfern; es gelang mir nicht, vielmehr gerieth ich durch Luther's gewaltiges Lied: „Eine veſte Burg iſt unſer Gott“ in noch größere Aufregung, die ſich auch, nachdem ich eingeſchlafen war, in wirren Träumen noch fortſetzte. Am frühen Morgen war ich ſchon wieder wach und begab mich ins Freie, um in den erfriſchenden Lüften mich „geſund zu baden.“ Bald hatte ich den großen Garten erreicht, aus deſſen Waldung und Laubgehegen ich nachſtehende Verſe mit nach Hauſe brachte.

Das katholiſche Sachſen.

O Schmach und Schande!
Dem Sachſenlande
Von ſeinen Fürſten angethan.
Was längſt vernichtet,
Neu aufgerichtet:
Verworfnen Papſtes Fluch und Bann.

Zu ſchnödem Lohne
Für Polens Krone
Ein Kurfürſt ab den Glauben ſchwur.
Im Sündenpfuhle
Zu ſeiner Buhle
Wählt er die babyloniſche H..

Wo einſt mit Ehren
Rom abzuwehren
Die Friedriche das Schwert geführt,
Beim Roſenkranze
König und Schranze
Kaiſer Napoleon hofirt.

Wo Blitzespfeile,
Wo Donnerkeile
Geſchleudert Doktor Luthers Mund,
Da plärrt der Pfaffe,
Beelzbubs Affe,
Lateiniſch ſich die Kehle wund.

Der Könige Frevel
Verdampft wie Schwefel,
Die Wahrheit macht ihr nie zu Spott.
Sie zu bezwingen
Nie wird's gelingen:
„Eine veſte Burg iſt unſer Gott!“

Ein neues Feſt ſtand mir am folgenden Tage bevor: Hofrath Böttticher hatte mich zu ſeiner Vorleſung in dem Saale der Antiken im Japaniſchen Palais eingeladen, wo ich noch vor der beſtimmten Zeit mich einfand. Zum Erſten-

male ſtand ich vor den urſprünglichen Schöpfungen von den Händen griechiſcher und römiſcher Künſtler in Marmor. Einen geheiligteren Schauer der Andacht, als ich ihn hier empfand, wird vielleicht niemals ein Grieche oder Römer in dem Tempel ſeines Gottes empfunden haben. Vor wenigen Tagen hatte ich noch in einer Vorleſung Werner's, des berühmten Geognoſten in Freiberg, von den Wundern der Urwelt gehört und daß es nichts Erhabeneres geben könne, als wenn es uns einmal vergönnt würde, in jenen Urwäldern, welche jetzt in Braun- und Steinkohlen-Flöße verändert, in der Geſellſchaft von Mammuthen, urweltlichen Hippopothamuſſen, Rieſenhirſchen und dergleichen Gethier, zu luſtwandeln; da meinte ich doch, daß es ein erhabneres und erhebenderes Luſtwandeln ſei, unter dieſen Schöpfungen menſchlicher Kunſt, welche aus dem verſchütteten Herkulanum und Pompeji und aus den Trümmerſtätten der ewigen Roma zu Tage gefördert wurden, ſich zu ergehen.

Der gelehrte Hofrath machte, ſobald ſich die, aus Herren und Damen der vornehmen Geſellſchaft beſtehende Zuhörerſchaft verſammelt hatte, zuerſt einen erläuternden Umzug, auf welchem er bei einzelnen Statuen, heut beſonders bei den, aus einem Amphitheater Herkulanums ausgegrabenen, Muſen verweilte. Die eigentliche Vorleſung hielt er in dem letzten Saale, in welchem eine hinreichende Anzahl von Stühlen aufgeſtellt war, über eine, auf einem Felſen ſitzende, jugendliche, weibliche Geſtalt, in welcher er, andere Auslegungen widerlegend, Ariadne auf einem Felſen der Inſel Naxos erkennt, wie ſie dem, auf ſeinem Schiffe davonſegelnden Theſeus nachblickt, welcher die Geliebte verläßt, deren

erfinderiſche Klugheit ihm den Faden reichte, an dem er nach Erlegung des Minotauros, ſich aus den Irrgängen des Labyrinthes wieder herausfand. — Der Vortrag des gelehrten Herrn, mehr aber noch die vollendete Schönheit Ariadne's, in welcher mir zum Erſtenmale das, von helleniſcher Kunſt erreichte, Ideal vor ſichtlichem Auge erſchien, nahmen mich ſo in Anſpruch, daß ich, ganz verſunken in das Anſchauen der Statue, davor ganz allein zurückgeblieben war und wie aus einem ſchönen Traume von dem Aufſeher geweckt und zum Verlaſſen des Saales aufgefordert wurde. Ein kleines Trinkgeld verſchaffte mir an jedem Tage Zutritt, und ich habe Stundenlang vor dieſer Statue geſeſſen, welche, ſelbſt nachdem ich in dem Antikenſaale des Louvre in Paris der Venus von Melos gegenübergeſtanden, noch immer als ein Gebilde höchſter Vollendung von mir verehrt wird. Ihr meine Huldigung und dem mir ſo freundlich geſinnten Hofrath Böttticher meinen Dank zu bezeigen, ſchrieb ich einige Diſtichen nieder, welche ich ihm am nächſten Tage zuſchickte.

Ariadne.

Weh mir! Theſeus, du fliehſt? Untreuer Geliebter, du läßt hier
Auf dem verödeten Fels deine Geliebte zurück?
Theſeus! o höre den Ruf, den klagenden Ruf der Geliebten,
Die ſich, ach! ſo bethört, die ſich ſo ſchnell dir ergab.
Die dir den Faden gereicht, daß aus labyrinthiſchem Irrgang
Sicher den Rückweg du fandeſt nach blutigem Kampf,
Als Paſſiphäus Sohn du erſchlugſt, Minotauros den Unhold,
Welcher mit gier'gem Gelüſt Knaben als Opfer verſchlang.
Wär' doch der Faden ein Tau und hätt' ich an's Schiff ihn gebunden,
Schläng ich es feſt um den Arm, zög' den Entfloh'nen zurück.
Ach! ſchon ſeh' ich die Anker gelichtet, es ſchwellen die Segel
Und von den Wellen gewiegt ſchaukelt das ſchwankende Schiff.

Thetis! Göttin des Meeres, dir ruf' ich und dir Galatea,
Wenn ihr jemals geliebt, rächet treulosen Verrath.
Sturm zu erregen gebietet dem Aeolus, Boreas rase,
Daß die empörte Fluth schlinge den Frevler hinab.
Oder meint ihr es gut, dann sendet gefälligen Westwind,
Zephyros führe zu mir sanft den Entfloh'nen zurück. —
So wehklagete laut in ihrem Schmerz Ariadne,
Aber das Echo gab spottend die Klage zurück.
Horch! da tönte von fern Panpfeifengetön und die Trommel,
Becken und Zinken, dazu wilder verworrener Lärm.
Evoe! schallt's, Io Bacchos! Heil! dreimal Heil Dionysos!
Mit Bocksprüngen vorauf raset die tobende Schaar,
Der Satyr und der Faun, und die Thyrsus schwingenden Jungfrau'n,
Der Korybanten Gesang tönt mit Mänaden im Chor.
Aber umstrahlet von himmlischem Glanz erscheinet der Gott nun,
Rebenbekränzt das Gelock, goldenen Stab in der Hand.
Weißes Gewand mit Purpursaum von der Schulter zur Hüfte
Ueber die edle Gestalt wallt zur Sandale hinab.
Aufrecht steht er im Wagen von Elfenbein, welchen mit Gußwerk
Und mit goldenem Schmuck künstlich Hephästos verziert.
Und das Gespann, zwei fleckige Tiger mit lechzenden Zungen,
Lenket Eros der Schalk, der an dem Zügel sie führt.
Hinter dem Wagen daher wie vorauf bacchantischer Troß tobt,
Und zu gemeinsamer Lust schwankt auf dem Esel Silen. —
Aber zu seh'n, was es giebt, Ariadne steigt von dem Felsen,
Wohl neugierig bleibt auch in dem Schmerze das Weib.
Staunend erblickt sie der Gott. „Dorthin lenk', Eros, den Wagen,"
Ruft er, „ihr andren zurück! ruht euch behaglich im Hain."
Stumm mit gesenktem Blick empfängt den Gruß Ariadne.
„Welch' ein Kummer bewegt, holdeste Jungfrau, dein Herz?
„Siehe! dir nahet der Gott, der die Sorgen löset, Lyäos,
„Von der umwölkten Stirn küß' ich die Trauer hinweg."
Und Ariadne darauf: „Wohl schmeichlerisch sind deine Worte,
„Doch nur ein schallender Hauch leicht in den Lüften verweht.
„Nimmer schenk' ich dem Worte, dem Wunder allein schenk' ich Glauben,
„Also haben es mich warnende Priester gelehrt." —
„„Wunder verlangst du von mir und Zeichen, daß ich ein Gott sei:
„„Dem kleingläubigen Kind geb' ich Gewißheit wie gern.""
Zart nun löst er vom Haupt Ariadne's goldenes Stirnband,
Reich mit Saphiren besetzt und mit Rubin und Smaragd.

Freundlich ſenket Selene den duftigen Schleier zur Erde
Und in ambroſiſche Nacht hüllen ſich Hain und Gefild.
Jetzt mit mächtiger Hand bis hinauf zum Gewölbe des Himmels
Schleudert den Reifen der Gott, wo er, ein ſtrahlender Kranz
Funkelnder Sterne erſcheint, vielfarbig ſpielend im Lichtglanz,
Roth der Rubin, der Smaragd grün und azur der Saphir.
Staunend erblickt Ariadne das Wunder und gläubigen Herzens
Willig vertrauend ergiebt ſie ſich dem tröſtenden Gott.
Heut noch glänzt an dem Himmelsgewölb der Kranz Ariadne's:
Führ' mich, du ſchönes Geſtirn, glücklich zur Heimath zurück. —

Bei meinem Abſchiedsbeſuche ſagte mir der gelehrte Hofrath einige aufmunternde Worte über meine Elegie, auch diesmal wieder in lateiniſcher Rede, aus welcher mir nur erinnerlich blieb, daß er mir ſagte: ich habe mir an dem „Propertio graecistante“ ein gutes Vorbild gewählt. Und ſo war es auch und iſt auch ſo geblieben. Die Elegieen des Properz — vor allen anderen ſeine berühmte „Regina elegiarum: Desine, Paulle, meum lacrimis urgere sepulcrum“ ꝛc. erſchienen mir damals und erſcheinen mir noch heut als die höchſte Blüthe römiſcher Dichtung. —

Am nächſtfolgenden Tage machte ich von der, mir von Graff gegebenen Einlaßkarte zur Bildergallerie Gebrauch; ſie wurde von dem hochbetagten Inſpector Riedel, welcher dieſe Schätze ſchon zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges bewachte, beſtens reſpectirt, und ich wurde angewieſen, mich an eine der Geſellſchaften, welche ein Galleriediener herumführte, und von der man ſich nicht entfernen durfte, anzuſchließen. Die Eintönigkeit, mit welcher der Diener in der Weiſe eines Guckkaſtenmannes die Namen der Meiſter und die Bedeutung des Gemäldes mechaniſch herleierte, ermüdete mich ſo, daß ich wohl nicht eine volle Stunde aus-

hielt und um Auslaß bat. Ueberhaupt war mir der Sinn für die Kunſt der Malerei und für die Gemälde noch gänzlich verſchloſſen. Selbſt die Madonna Siſtina und die Nacht von Correggio erkannte ich nicht nach ihrer hohen Bedeutung; mir galt die Malerei zu ſehr für die Kunſt des Scheines, ich gab der Skulptur, zumal dem griechiſchen Ideal, den Vorzug und gerieth darüber oft in Streit mit meinen Studiengenoſſen. Später habe ich meine Anſichten berichtigt; aber für diesmal ließ ich es bei dieſem erſten Beſuche der Bildergallerie bewenden und verwendete die mir verſtattete Zeit ausſchließlich zum Beſuche der Antikenſammlung und der Mengs'ſchen Gipsabgüſſe, in welcher letzteren ich an dem Inſpector Mathäi einen ſehr gefälligen und unterrichtenden Führer fand. In Folge ſeiner Gefälligkeit entging er dem Schickſale nicht, welches ſeitdem noch ſo Mancher und Manche erfahren, die mir etwas Freundliches erwieſen, er erhielt als Dank von mir — ein Gedicht.

Dresden.

Das Muſeum Mengs.

Welch' eine Welt thut auf ſich vor mir! Geheiligte Räume!
Führte mein Fuß mich nach Rom, oder empfängt mich Athen?
Oder trug mein Adler, o Zeus, auf ſchwebendem Fittig
Mich, eines Sterblichen Sohn, in der Unſterblichen Kreis.
Ja, euch grüß' ich, die ihr die ſchöne Welt einſt regiertet,
Neiget ein gnädiges Ohr kindlichem Opfergeſang.
Schüchtern nah' ich mich auch in beſcheidener Freude der Demuth,
Daß nicht beim Göttermahl Tantalos Loos mich ereilt.
Reiche mir, Hebe, die Schaale, mit Nektar gefüllt, daß mein Auge
Nicht geblendet ſich fühlt hier von dem himmliſchen Strahl.
Sanft in den Flügeln gewiegt ſank hier ein Genius nieder,
Morphens ſtreute den Mohn auf des Ermüdeten Haupt.

Leiſe nun tret' ich heran, kaum wag' ich die Ruhe zu ſtören,
Unter aufathmendem Hauch hebt ſich und ſenkt ſich die Bruſt.
Gern wohl gönnt' ich den Schlummer, den ſel'gen dir, aber erwache!
Gieb dem Herakles du ſichres Geleit in Gefahr.
Zürnend verfolgt ihn die Gattin des Zeus, der gewaltige Arm ruht,
Eros bezwang ihn, er nahm Omphale's Spindel zur Hand.
Auch du, Paris, wagteſt dich kühn in die Kreiſe der Götter,
Du, den der Apfel verräth, welchen dir Eris geſchenkt?
Fürchteſt du nicht die Rache der lilienarmigen Here,
Nicht der Athene Zorn? Beide gedenken es dir,
Daß Aphroditen du den Preis der Schönheit ertheilteſt,
Daß du die Götter zum Kampf gegen einander geführt.
Hätteſt du nimmer den Stab des Hirten vertauſcht mit dem Wurfſpeer,
Nie das achäiſche Weib heim zu dem Vater geführt,
Ilion wär' nicht genaht des Achilleus blutiger Mordſtahl,
Priamos weinete nicht um den erſchlagenen Sohn. —
Und ihr allein nur betrübt? du Kaſtor und du Polydeukes,
Liebende Brüder, ihr ſenkt nieder zum Boden den Blick.
Treulich umarmen ſie ſich, ſie nahen dem feſtlichen Altar,
Doch kein Opfer verſöhnt Ais geſtrenges Gebot.
Kaſtor! die Fackel verglüht! die zögernde Flamme verliſcht ſchon,
Und zu der ſtygiſchen Fluth gehſt du, zum Hades hinab.
Aber es theilte der Bruder mit dir die Freuden des Lebens,
Willig theilt er mit dir nun auch des Todes Geſetz.
Dich aus des Erebus Nacht zu befreien vergönnt Aidoneus,
Tag um Tag nun fortan wechſelt ihr Leben und Tod. —
Einer der Himmliſchen ſchreitet daher, du biſt es, Apollon,
Stolz erhebſt du das Haupt über die niedere Welt.
Hoheit thront auf der Stirn dir und ſiegverkündend
Sendeſt den flammenden Blick du dem Gefallenen nach.
Kommſt du herauf von dem troiſchen Feld, von der tobenden Mordſchlacht?
Tauchte dein Pfeil ſich tief in das achäiſche Blut?
Oder entſandteſt du das Geſchoß nach den blühenden Kindern,
Welche Niobe ſtolz über die Götter erhob?
Sterbliche können auch Sterbliche tödten; doch Python den Drachen
Niederzuſchmettern gelang dir nur, dem delphiſchen Gott.
Dich auch, Cypriſche Göttin, begrüß' ich, dich trugen die Horen
Aus des Okeanos Fluth an das bekränzte Geſtad.
Freundlich ſchmückten die Grazien dich mit dem holdeſten Liebreiz,
Herzenbezwingende Macht wurde vom Zeus dir verliehn.

Göttliche Schönheit zu ſchaun den Sterblichen haſt du gewürdigt,
Unbefangen, ein Kind, warfſt du den Schleier zurück.
Weh! dem, welcher mit irdiſchem Sinne dir naht, Tireſias Schickſal
Treff' ihn, in ewiger Nacht irre der Frevler umher.
Flehend nahet ein liebendes Paar dir: Amor und Pſyche,
Göttin der Liebe, du wirſt duldender Liebe verzeihn.
Neugier war ihr Vergehn und war vielleicht es nicht Neugier,
Als in Arabiens Hain einſt du Adonis belauſcht?
Schwer hat die Aermſte gebüßt, ſeit aus der brennenden Lampe
Glühend ein Tropfen fiel, der den Geliebten geweckt.
Was du als Strafe geboteſt, ſie hat es vollbracht und beſtanden,
Und die Gerettete küßt Amor verſöhnt und beglückt.
Götter und Göttinnen ziehen herbei das Paar zu begrüßen,
Und mir war es vergönnt Zeuge des Feſtes zu ſein.

An einem der nächſten Tage machte ich von der mir ertheilten Erlaubniß, meinen Beſuch in der Körner'ſchen Familie wiederholen zu dürfen, Gebrauch und wanderte, nachdem ich meine Morgenandacht vor meiner heiligen Ariadne im Japaniſchen Palais verrichtet hatte, wohlgemuth nach Loſchwitz. Ich wurde von Frau Körner willkommen geheißen; ſie bedauerte, daß ich weder ihren Mann, der zur Sitzung, noch die Schweſter und Tochter, welche beide nach der Bildergallerie, wo ſie malten, gefahren ſeien, zu Haus finde; ſie könne mich daher nur auf einen Spaziergang in die ſchöne Umgegend anweiſen, wenn mir die Unterhaltung mit einer alten Dame Langeweile machen ſollte. Ich verſicherte dagegen mit dem Ausdrucke aufrichtigſter Beſcheidenheit, daß ich es für die größte Gunſt halten müßte, wenn eine ſo hohe Dame ſich herablaſſe und einen armen fahrenden Schüler einer ſo gütigen Aufnahme würdige. Als ich im Verlaufe des Geſpräches mittheilte, daß ich in nächſter Woche in Jena einzutreffen gedenke, wo ich meine Studien beginnen

würde, ſagte Frau Körner: „Ach! wenn doch unſer Schiller noch lebte! Sie würden ihm Grüße von uns, von ſeinem lieben Loſchwitz bringen und dürften ſich einer freundlichen Aufnahme verſichert halten.“ Nach einer längeren Pauſe, welche ich nicht zu unterbrechen wagte, ſagte ſie: „Wir haben wohl noch einen guten Freund in Weimar, ich glaube aber nicht, daß Körner dafür ſein wird, Ihnen Aufträge oder Empfehlungen an ihn mitzugeben: es iſt Goethe; der iſt aber für fremden Beſuch nur als Excellenz Geheimerath, nie als der gemüthvolle Dichter zu Haus. Denn gemüthvoll, das iſt er, und da unſere Bekanntſchaft aus ſehr früher Zeit datirt, als er Student in Leipzig und ich ein Mädchen von ſechs Jahren war, hat er mich und meine Schweſter in gutem Andenken behalten und hört es gar zu gern, wenn „les enfants terribles,“ wie er uns nennt, ihm aus ſeinem Studentenleben erzählen. Durch das Freundſchaftsverhältniß Körner's zu Schiller ſind wir auch mit Goethe in ein näheres Verhältniß gekommen, wir haben ſehr angenehme Tage mit ihm in Weimar und er mit uns in Dresden verlebt, und auch hier in Loſchwitz hat er einige Male, und zwar noch zu Schiller's Lebzeiten, gefrühſtückt und Thee getrunken; doch hatte Schiller uns bereits verlaſſen.“

Hatte ich mich zu jener Zeit noch nicht mit dem tiefen Geiſte und der vollendeten Schönheit der Dichtungen Goethe's vertraut gemacht, ſchwärmte vielmehr, wie es ja auch heut noch die, in Kunſt und Wiſſenſchaft im Alter der Unmündigkeit ſtehende Jugend thut, bei weitem mehr für Schiller, ſo machte es doch einen nicht zu beſchreibenden Eindruck auf mich, hier die Stelle zu betreten, auf welcher

die beiden Dioskuren der deutſchen Dichtkunſt gewandelt, und aus dem Munde einer, zu beiden Dichtern in ſo nahem Verhältniß ſtehenden, geiſtvollen Freundin über die Lebensverhältniſſe und Perſönlichkeit derſelben Mittheilungen zu erhalten, welche für mich vom größten Intereſſe ſein mußten. In meinem Reiſetagebuche aus jener Zeit finde ich nachſtehende Aufzeichnung:

„Was mir Frau Appellationsräthin Körner in Loſchwitz (1809, Mai) über ihre erſte Bekanntſchaft mit Goethe mitgetheilt hat.“

„Es war,“ erzählte die Freundin, „wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1764, als mein Vater Nürnberg verließ und ſeiner Nadel vertrauend — glauben Sie aber nicht, daß er ein Schneider geweſen, er war Kupferſtecher — nach Leipzig zog. Frau und Kinder wurden in Nürnberg zurückgelaſſen. Wir waren drei Schweſtern im Alter von ſieben, fünf und drei Jahren; einer vierten Entbindung ſah die Mutter entgegen. Mein Vater hatte als ein junger Mann von 19 Jahren meine Mutter, welche Wittwe, fünf Jahr älter war und einen Sohn aus erſter Ehe hatte, in übereilter Leidenſchaft geheirathet, die Sorge für den Hausſtand in Nürnberg mag ſich mit ſeiner künſtleriſchen Beſchäftigung nicht zum Beſten vertragen haben, und ſo mußte ihm ſeine Junggeſellenwirthſchaft in Leipzig und der beſſere Verdienſt mehr behagen, als ſein abhängiges Leben mit Frau und Kindern. Er hatte verſprochen, uns bald abzuholen, allein Briefe und Geld kamen immer ſpärlicher. Da faßte unſere gute Mutter, ſobald ſie von ihrem Wochenbette geneſen war, ohne weitere Anmeldung einen raſchen Entſchluß, miethete

ſich auf einem großen Frachtwagen, welcher mit Spielzeug beladen zur Meſſe nach Leipzig fuhr, Plätze für uns und für allerhand Hausgeräth den nöthigen Raum. Von dieſer Reiſe, auf welcher wir zwölf bis vierzehn Tage lang ganz jämmerlich zerrüttelt und zerſchüttelt wurden, hab' ich in ſpäteren Jahren die Mutter noch oft erzählen hören. — Obſchon die Ueberraſchung dem Vater wohl nicht beſonders angenehm geweſen ſein mag, ſo wurden wir doch von ihm geherzt und geküßt, und er ſoll nur die Mutter im Scherz darüber geſcholten haben, daß ſie ſo viel „Nürnberger Tand" — darunter waren wir vier Schweſtern und der Bruder gemeint — mitgebracht habe.

„Unſere ganze Wohnung beſtand in einer geräumigen Dachſtube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir ſämmtlich in der Wohnſtube, in welcher auch der Vater ſeine Werkſtatt an dem einzigen hellen Fenſter aufgeſchlagen hatte. Die Mutter war, da wir keine Köchin hatten, faſt den ganzen Tag in der Küche beſchäftigt, wir Kinder ſuchten, wenn es das Wetter erlaubte, das Freie, denn mit unſeren Arbeiten und Spielſachen waren wir auf einen ſehr engen Raum angewieſen.

„Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in ſeiner Kunſt hatte er Verdienſt. Von ſeinen Schülern der eifrigſte, zugleich aber auch zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteſte, war der, ſpäter ſo berühmt gewordene Goethe, damals Student der Rechte, ſechzehn Jahr alt. Unſrer guten Mutter machte dieſe Bekanntſchaft mancherlei

Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagſtunde noch fleißig bei der Arbeit ſaß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beſchwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Nadirnadel im Zwielicht die Augen zu ſehr angreife, zumal er dabei durch das Glas ſehe. Wenn nun auch die Mutter erwiderte: durch das Glas ſehen, greife die Augen nicht ſo ſehr an, wie in das Glas und zwar manches Mal zu tief ſehen, ſo ließ doch der muntre Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopfs, oder nach Auerbachs Keller, wo in luſtiger Geſellſchaft die Studien zu den Studentenſcenen des Fauſt entſtanden ſind. Dieſe Bekanntſchaft hat unſrer guten Mutter manche Thräne gekoſtet. Wenn aber am anderen Morgen Mosje Goethe — denn vornehme junge Herren wurden „Mosje“ titulirt — ſich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausſchalt, daß er den Vater in ſolche ausbündige Studentengeſellſchaft führe, in welche ein verheiratheter Mann, der für Frau und Kinder zu ſorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße ſie wieder freundlich zu ſtimmen, ſo daß ſie ihn den Frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, ſich das Haar auskämmen zu laſſen, welches ſo voller Federn ſei, als ob Spatzen darin geniſtet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schweſtern unſere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Friſur wieder in Ordnung gebracht war. Goethe hatte das ſchönſte braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als ſteifen Zopf, ſondern ſo, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte.

Wenn ich, erzählte Frau Körner, in ſpäteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, ſondern verſicherte: es hätte ſich die Mutter ein beſonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, ſo daß ſie ſein wohlfriſirtes Haar erſt in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

„Am meiſten verdarb es der luſtige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windſpiele des Vaters, es war ein niedliches Thierchen und hieß Joli, als mit uns ſpielte und ihm allerhand Unarten geſtattete und es verzog, während er gegen uns den geſtrengen Erzieher ſpielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naſchen mit; wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet: das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüſſe die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen ſo weit, daß ſie an dem Weihnachtabend ein Chriſtbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufſtellten, ihm ein rothwollenes Kamiſol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tiſchchen, das für ihn reichlich beſetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pathe aus Nürnberg geſchickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein ſo unverſtändiges, ja, ich darf ſagen, ſo unchriſtliches Geſchöpf, daß er für die, von uns unter unſerem Bäumchen aufgeputzte Krippe nicht den geringſten Reſpect hatte, alles beſchnoperte und mit einem Haps das zuckerne Chriſtkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerfloſſen. Ein Glück nur,

daß Mutter Maria, der heil. Joſeph und Ochs und Eſelein von Holz waren, ſo blieben ſie verſchont.

„Einer tragikomiſchen Scene muß ich auch noch gedenken", fuhr die Freundin fort: „Unſer Unterricht war auf ſehr wenige Gegenſtände beſchränkt. Um 11 Uhr Vormittags fand ſich ein eingetrockneter Leipziger Magiſter, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Correcturen beſchäftigt wurde, bei uns ein, der ſich durch ſeine ſchwarze Kleidung und weiße Halskrauſe das Anſehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Leſen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groſchen. Was ſeinem Anzuge im eigentlichſten Sinne die Krone aufſetzte, war ſeine von haarfeinem Draht geflochtene in vielen Locken herabwallende Perrücke. Beim Eintreten rief er uns ſchon von der Thüre her entgegen: „Ihr Kinder, das Gebet!" Wir ſagten nun unisono einen Vers aus einem Geſangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel geleſen wurde. Wie ich ſchon erwähnte, wir alleſammt waren auf eine einzige Stube angewieſen, und ſo geſchah es öfter, daß Goethe während unſerer Lection eintrat und ſich an den Arbeitstiſch des Vaters ſetzte. Einmal traf es ſich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpaſſend ſcheinenden, Kapitel des Buches Eſther laut vorleſen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört, mit einem Male ſprang er vom Arbeitstiſche des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magiſter mit ganz furioſer Stimme zu: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen ſolche H....-Geſchichten leſen laſſen?" Unſer Magiſter zitterte

und bebte, denn Goethe ſetzte ſeine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwiſchen trat und ihn zu beſänftigen ſuchte. Der Magiſter ſtotterte etwas von „Alles ſei Gottes Wort“ heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: „Prüfet Alles, aber nur was gut und ſittlich iſt, behaltet.“ Dann ſchlug er das neue Teſtament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er ſuchte, gefunden hatte. „Hier, Dorchen,“ ſagte er zu meiner Schweſter, „das lies uns vor, das iſt die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu.“ Da Dorchen ſtotterte und vor Angſt nicht leſen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir ſie von unſerm Magiſter niemals gehört hatten. Dieſer faßte nun auch wieder Muth und fragte beſcheidentlich: „der Herr ſind wohl studiosus theologiae, werden mit Gottes Hilfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Heerde werden.“ — „Zuverläſſig,“ fügte der Vater ſcherzend hinzu, „wird er ſein Fäßchen in den Keller und ſein Schäfchen in's Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird es ihm nicht fehlen.“ So ſchloß die Lection ganz heiter, Alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wiſſen, warum.“ —

Zur Beſtätigung und Ergänzung der hier aufgezeichneten Mittheilungen der Frau Körner mag aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ dasjenige eine Stelle finden, was er über ſeine Bekanntſchaft mit der Familie Stock erzählt. Er erwähnt der guten Aufnahme, welche er in der Familie Breitkopf als Student in Leipzig gefunden und

fügt hinzu: „Nun ſollte ich in dieſem Hauſe noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog mich nämlich in die Manſarde des Kupferſtechers Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein ſehr fleißiger und in ſeinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er ſtach, wie Geyſer, nach Oeſeriſchen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte ſehr ſauber, ſo daß die Arbeit aus dem Aetzwaſſer beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabſtichel, den er ſehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberſchlag, wie lange ihn eine Platte beſchäftigen würde, und nichts war vermögend, ihn von ſeiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht ſein täglich vorgeſetztes Penſum vollendet hatte.*) So ſaß er an einem breiten Arbeitstiſch am großen Giebelfenſter in einer ſehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Geſellſchaft leiſteten. Von dieſen letzteren iſt die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künſtlerin; ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwiſchen den oberen und unteren Stockwerken und attachirte mich ſehr an den Mann, der bei ſeinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor beſaß und die Gutmüthigkeit ſelbſt war.“ — —

Bei wiederholtem Beſuche in Loſchwitz wußte ich, wenn ich Frau Körner allein traf, das Geſpräch immer wieder auf Schiller zu lenken, und ſie war freundlich genug, mir

*) Ob Goethe hier „Dichtung,“ Frau Körner „Wahrheit“ mittheilt, mag unentſchieden bleiben.

aus der Zeit der ersten Bekanntschaft so manches zu erzählen, was für mich das größte Interesse hatte. Auch hiervon hat sich eine damals gemachte Aufzeichnung erhalten, welche ich in späteren Jahren, als mir die Gunst eines nahen und vertrauten Umganges mit der Körner'schen Familie in Dresden und Berlin vergönnt wurde, zu vervollständigen Gelegenheit fand.

„Die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Schiller, welche später ein inniges Freundschaftsverhältniß wurde, war folgende. Zu Anfang der achtziger Jahre (1784) war ich die verlobte Braut Körners, der damals Consistorial-Assessor war, meine Schwester mit dem eine Anstellung als Professor erwartenden Ludwig Ferdinand Huber versprochen. Die Schwärmerei unserer beiden Verlobten für Schiller hatte auch uns zu seinen Verehrern gemacht, wir kannten aus dem Taschenbuche für Damen seine Gedichte, hatten mit Wonne die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe gelesen, und das zuletzt genannte Trauerspiel hatte auf uns, die wir ja auch Töchter eines armen Künstlers waren, einen tiefen Eindruck gemacht. — Meine Schwester, die unternehmender und zu scherzhaften Ueberraschungen aufgelegter als ich war, machte den Vorschlag, unsere vier Portraits, en miniature von ihr gemalt, an Schiller als Zeichen unserer Verehrung zu schicken, ohne ihn unsere Namen wissen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm componirte Lied Amaliens: „Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne" aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und Alles wurde in eine, von mir mit einer Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und

grünem Lorbeerkranze, verzierte, ſeidene Brieftaſche geſteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Ueberbringung an Schiller anvertraut und ihm das Verſprechen abgenommen, uns nicht zu verrathen. Am Schluſſe ſeines Briefes hatte Körner hinzugefügt: „Wann ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige iſt, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann ſollen Sie meinen Namen wiſſen; jetzt kann es zu nichts helfen.“

„Dies war nun alles recht ſchön und unſere Aufträge wurden beſtens ausgerichtet, allein wir blieben wohl ein Jahr lang ohne Antwort. Der ſchadenfrohe Huber, welcher an der abenteuerlichen Abſendung ungern Antheil genommen hatte, lachte ſich ins Fäuſtchen und ſagte: „Euer poetiſcher Räuberhauptmann wird wohl bei „Laura am Klavier“ in Entzückungen ſchwelgen und ſich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern.“ Es waren damals die jungen Schöngeiſter Leipzigs zu einem Dichterbunde vereint, welcher den Nürnberger „Schäfern an der Pegnitz“ nachgebildet war. Körner war Mitglied und führte darin den Namen „Hilarios“; Huber war nicht eingetreten und wollte von den Schäfern und Schäferinnen nichts wiſſen. Das Werthers-Leiden-Fieber hatte ſich damals ſchon ſo ziemlich ausgeſchmachtet. Die Studenten zumal ſchwärmten viel mehr für Karl Moor als für Werther. Der Räuberhauptmann, welcher verrotteten Zuſtänden des Staates, den Jämmerlichkeiten der Geſellſchaft den Krieg erklärte, weckte in der heranwachſenden Jugend ein, bis dahin nicht dageweſenes Freiheitsgefühl. Die Räuber wurden in Mann-

heim 1782 zum Erstenmale aufgeführt und sind später „ein Prolog zur französischen Revolution“ genannt worden, wie sie denn auch in der That in französischer Bearbeitung während der Schreckenszeit in Paris aufgeführt worden sind und mit die Veranlassung wurden, daß der Convent Schillern das Bürgerrecht der französischen Republik ertheilte.

„Endlich traf der Brief, auf welchen wir so lange vergeblich gehofft hatten, ein. Im Eingange klagt sich Schiller selbst „einer unerhörten Nachlässigkeit“ an, daß er auf die Briefe und Geschenke, welche so viel Enthusiasmus und Wohlwollen für ihn bezeugten, sieben Monate habe schweigen können.

„Ihre Briefe,“ — schreibt er aus Mannheim den 7. December 1784, — „die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, zum erstenmal vor's Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion, aber dennoch war ich schwach genug, zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor, — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal in einer schöneren Laune meines Schicksals schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus und eine traurige Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freund-

ſchaft und Freude. Unglückſelige Zerſtreuungen, deren Andenken mir in dieſem Augenblicke noch Wunden ſchlägt, löſchten dieſen Vorſatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und an mein Vergehen. Ich eile an den Schreibtiſch, Ihnen, meine Lieben, dieſe ſchändliche Vergeſſenheit abzubitten, die ich auf keine Weiſe aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke ſein, einen Menſchen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte ſo wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie ſich eine That reuen laſſen, die Sie an dem Undankbarſten der Welt verſchwendeten! Aber nein! das Letztere bin ich niemals geweſen und habe ſchlechterdings keine Anlagen es zu ſein. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, ſo fordre ich Sie auf, mein Herz auf die ſtrengſten Proben zu ſetzen und mich dieſe bisherige Nachläſſigkeit auf alle Arten wieder erſetzen zu laſſen. — Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine für mich ſo nachtheilige Rolle ſpiele.“ Demungeachtet kommt Schiller ſogleich wieder auf dieſe „Materie“ zurück und fährt fort: „Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geſchenke das Angenehmſte waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftſtellerei widerfahren iſt, daß dieſe fröhliche Erſcheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schickſale ſchadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten, daß, ich ſage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuerſten, es ſich zuzuſchreiben haben, wenn ich die Verwünſchung meines Dichterberufes,

die mein widriges Verhängniß mir ſchon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte; wenn ich Ihnen dies ſage, ſo weiß ich, daß Ihre gütigen Geſtändniſſe gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn ſolche Menſchen, ſolche ſchöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?“ —

Dieſem Briefe fügte Schiller eine Ankündigung der von ihm herauszugebenden Zeitſchrift „Thalia“ bei und ſetzt zur Entſchuldigung, daß er dieſem Unternehmen ſeine Kräfte widmen werde, hinzu: „das deutſche Publikum zwingt ja ſeine Schriftſteller, nicht nach dem Zuge des Genius, ſondern nach Speculationen des Handels zu wählen.“

In einer, aus Leipzig vom 11. Januar 1785 datirten Antwort beruhigt Körner durch herzliche Freundſchaftsverſicherungen Schiller und ladet ihn ein, ſobald als möglich nach Leipzig zu kommen. Wenn auch nur um drei Jahre älter als Schiller, ſo nimmt Körner doch jetzt ſchon die einflußreiche Stellung eines guten Rath ertheilenden, erfahrenen Freundes ein. „Ihrer Thalia,“ ſchreibt er ihm, „ſehe ich mit Verlangen entgegen, aber es ſollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Beſtimmung zu ſein ſcheint. Alles, was die Geſchichte in Charakteren und Situationen Großes liefert, und Shakespeare noch nicht erſchöpft hat, wartet auf Ihren Pinſel. Dies iſt gleichſam beſtellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eigenen Ideen ſchwelgen, mögen Ihrem Geiſt und Herzen Luft machen, und Menſchen, die Sie zu faſſen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Er-

holungsſtunden ſegnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man ſie von Ihnen zu erwarten berechtigt iſt, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen.“

Schiller antwortet in einem am 10. Februar angefangenen, am 22. fortgeſetzten und vollendeten Briefe, in welchem er in der, dem jugendlich feurigen Dichter eigenen Schwärmerei, welche er jedoch als ſeine „wahre Empfindung und ganz Stimmung ſeines Gefühls“ anerkannt zu wiſſen wünſcht, ſich hochbeglückt und zufrieden geſtellt durch die, ihm für ſein langes Schweigen gewährte Verzeihung erklärt. „Seit Ihrem letzten Briefe,“ ſchreibt er an Körner, „hat mich der Gedanke nicht verlaſſen: „Dieſe Menſchen gehören Dir, dieſen Menſchen gehörſt Du.“ Urtheilen Sie von meiner Freundſchaft nicht zweideutiger, weil ſie vielleicht die Miene der Uebereilung trägt. Gewiſſen Menſchen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergeriſſen. Edlere Seelen hangen an zarten Fäden zuſammen, die nicht ſelten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünſtler kennen ſich oft an den erſten Akkorden, große Maler an dem nachläſſigſten Pinſelſtrich, — edle Menſchen oft an einer einzigen Aufwallung. . . . Wenn Sie mit einem Menſchen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus ſeinen Thorheiten ſchließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in ſeiner Liebe ſchrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leiſten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann, als ſich ſelbſt und der keinen nagenderen Kummer hat, als den: daß er

das so wenig ist, was er gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsre Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst wiederlegt sein wird.

„Werden Sie nach diesem Geständnisse vorbereitet sein, ein zweites zu hören? O meine Besten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt.... Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfniß eines Freundes lebhafter, als jemals fühlte. — — — Den 22. Februar. (Hier bin ich neulich durch einen unvermutheten Besuch unterbrochen worden und während dieser zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht länger in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schrieb ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hab' ich es in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehn. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund und, was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation.“*) — — Er erwähnt nun eine

*) Als Beleg zu dem, was Schiller in diesem Briefe dem Freunde über seine Verzweiflung am Dasein mittheilt, kann ich noch folgende

Connexion, in welche er mit dem Herzog von Weimar gekommen, dann fährt er fort: „Aber vor allem anderen laſſen Sie mich es frei herausſagen, meine Theuerſten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie beſuchen. O, meine Seele dürſtet nach neuer Nahrung, nach beſſeren Menſchen — nach Freundſchaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigſten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Daſein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetiſche Ader ſtockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müſſen ſie wieder erwärmen. Bei Ihnen werde ich alles doppelt, dreifach wieder ſein, was ich ehemals geweſen bin und mehr als alles das, o meine Beſten, ich werde glücklich ſein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein ſolches Geſtändniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftſtellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freund-

Stelle aus einem, von Körner wahrſcheinlich aus Beſcheidenheit und Schonung vernichteten Briefe Schillers, welcher ſich, als ich von Körner den Auftrag hatte, Auszüge aus Schillers Briefen für Frau von Wolzogen zu machen, in meinen Händen befand, mittheilen. In dieſem Briefe ſchrieb Schiller: „Mit dem Gedanken, meinem unnützen Leben ein Ende zu machen, ſtand ich auf der Brücke von Sachſenhauſen und ging mit dem Entſchluſſe um, mich in den Fluß zu ſtürzen — da rief mich der Gedanke: du beſitzeſt ja noch Freunde, die dich in deiner Noth nicht verlaſſen werden*)." In einem zweiten, ebenfalls von Körner unterdrückten Briefe, dankt ihm Schiller für das, ihm zur Ausführung der Reiſe nach Leipzig überſchickte Geld.

*) Wenn auch nicht für die Worte, ſo kann ich doch für getreue Wiedergabe des Sinnes derſelben bürgen

ſchaft und Liebe bereiten, das Herz darbt dabei. Werden Sie mich wohl aufnehmen?"

Ueber die Ankunft Schillers in Leipzig finde ich in meinen Aufzeichnungen: „was mir Frau Körner erzählt" Folgendes: „Es war eines Sonntags Abends, den 17. April, als Schiller mit der ordinären Poſt in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem ihm bezeichneten Gaſthofe zur goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächſten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns ſeinen Beſuch im Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breitkopf als verwaiſte Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schweſtern waren geſtorben; der Stiefbruder führte das Geſchäft des Vaters fort und, da er unverheirathet war, beſorgten wir ihm die Wirthſchaft. Wir waren faſt mehr von Furcht, als von Freude bewegt, als Huber uns den Beſuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz ſeiner „Entzückung an Laura" gar nicht anders als im Weſen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von deſſen Gefährten aus den böhmiſchen Wäldern vorſtellen, mit Kanonenſtiefeln und Pfundſporen, den raſſelnden Schleppſäbel an der Seite. Wie ſehr waren wir überraſcht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, ſchüchternen jungen Mann vorſtellte, dem die Thränen in den Augen ſtanden, und der kaum wagte uns anzureden. Doch ſchon bei dieſem erſten Beſuche legte ſich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne

gemacht hätten. Da Körner vor unſerer Hochzeit wegen ſeiner Anſtellung im Conſiſtorium nach Dresden zu reiſen genöthigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göſchen überlaſſen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis ſorgte, da Schiller wegen ſeines Don Carlos und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthaltes dem Geräuſch des Meßverkehrs der Stadt vorzog.

„Vergebens hatte Körner ſeinen Vater um Erlaubniß gebeten, ihm ſeinen Freund vorzuſtellen; der geſtrenge Herr Superintendent blieb unerbittlich; Schiller durfte niemals die Schwelle ſeines Hauſes betreten und, was uns das Schmerzlichſte war, wir durften ihn nicht zu unſerer Hochzeit einladen.

„Körner war, wie erwähnt, ſchon vor Schillers Ankunft in Leipzig nach Dresden gereiſt, wohin ihn ſein Amt rief, und wo er, was ihm nicht minder am Herzen lag, unſere künftige Wohnung einzurichten hatte. Wir mußten darauf verzichten, ſeinen Geburtstag, den 2. Juli, gemeinſchaftlich zu feiern. Auch Schiller ſahen wir an dieſem Tage nicht, er hatte ihn in eigenthümlicher Weiſe gefeiert und ſchrieb darüber an Körner aus Gohlis den 3. Juli 1785: „Beſter Freund, der geſtrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, ſo lange ich lebe. Gäbe es Geiſter, die uns dienſtbar ſind und unſere Gefühle und Stimmungen durch eine ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, Du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun Uhr Vormittags in der ſüßeſten Ahnung empfinden

müſſen .... O, mein Freund! nur unſerer innigen Verkettung, ich muß ſie ſo nennen, unſerer heiligen Freundſchaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorſehung, die meine leiſeſten Wünſche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich ſollſt Du eben ſo wenig Deine Glückſeligkeit vollendet ſehen, als ich die meinige ohne Dich. Unſere künftig erreichte Vollkommenheit ſoll und darf auf keinem anderen Pfeiler, als unſerer Freundſchaft ruhen. Unſere Unterredung (Schiller fuhr in Geſellſchaft von Huber und Göſchen über Land) hatte dieſe Wendung genommen, als wir ausſtiegen, um unterwegs ein Frühſtück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an, unſere Stimmung war feierliche Andacht und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er ſich zu erſticken zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein in jedem Gliede brennen fühle; Hubers Geſicht war feuerroth, als er uns geſtand, er habe noch keinen Wein ſo gut gefunden und ich dachte mir die Einſetzung des Abendmahles: „Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Ich hörte die Orgel gehn und ſtand vor dem Altare. Jetzt erſt fiel es uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wiſſen, haben wir ihn heilig gefeiert.“ —

„Für eine Nachfeier des ſchönen Tages hatte unſer Freund nachträglich geſorgt. Er ſchickte mir zur Weiterbeförderung an Körner nach einigen Tagen nachſtehendes Gedicht zu; Göſchen hatte für Abdruck auf farbigem Papier geſorgt

und Sie können dies Exemplar als eine Seltenheit bewahren, denn es iſt von Körner aus Beſcheidenheit nicht in die Werke aufgenommen worden.

Unſerem theuren Körner.

Am 2. des Julius 1785.

Sei willkommen an des Morgens goldnen Thoren,
Sei willkommen unſerm Freudegruß
Dieſes Tages holder Genius,
Der den Vielgeliebten uns geboren! —

In erhab'ner Pracht
Schimmernd, tritt er aus der Nacht,
Wie der Erdenſöhne keiner,
Groß und herrlich, wie der Sieben Einer,
Die am Throne dienen, ſchwebt er her.

„Streut mir Blumen! — Seht, da bin ich wieder!"
(Ruft er lächelnd von dem Himmel nieder)
„Streut mir Blumen! Ich bin's wieder,
„Der den Theuren Euch gebahr.
„Ich bin mehr, als meine andern Brüder,
„Ihren Liebling nennt mich weit und breit
„Unſre Mutter Ewigkeit.
(Stolz und Würde ſprach aus der Gebärde)
„Einen Edlen gab ich dieſer Erde!
„Fühlt die Menſchheit, wen ich ihr geboren?
„Kennt die Erde meinen Liebling ſchon?
„Oder ſchallen leiſer in der Menſchheit Ohren
„Seine Thaten, als vor Gottes Thron?
„Las die Welt in ſeiner ſchönen Seele
„Ehrerbietig das Jahrhundert ſchon?
„Wuchſen zur Vollendung auf die Keime,
„Die ich damals in ſein Herz geſät?
„Iſt die Welt ſo ſchön, wie ſeine Träume?
„Fand den Freund er, der ihn ganz verſteht?
„O, dann laßt mich ſtolzer durch den Himmel ſchweben,
„Ich hab' Ihn gegeben;

„Jetzt vollend' ich meinen Sonnenlauf.
„Aber hinter meinem Rücken leuchtet
„Schon ein neuer, schöner Morgen auf.
„Einen Engel tragen seine goldnen Flügel,
„In des Engels silberklarem Spiegel
„Liegt ein Himmel und die Ewigkeit.
„Schaamroth stürz' ich in das Meer der Zeit,
„Nur das Leben
„Konnt' ich meinem theuren Liebling geben,
„Dieser Engel — wie erbleicht mein Ruhm,
„Wandelt's in Elysium."

Der Seraph sprach's, Du liegst in unsern Armen,
Wir fühlen, daß Du unser bist.

„Sie merken doch," fügte die Freundin hinzu, „wer unter dem Engel gemeint ist? Es war ein Monat vor unserer Hochzeit, und ich durfte mir wohl etwas darauf einbilden, von dem Dichter der Räuber ein Engel, wenn auch nur in einem Gedichte, wo es mit den Engeln nicht so genau genommen wird, genannt zu werden. Am Tage der Hochzeit, zu welcher, wie ich Ihnen schon erzählte, Schiller keine Einladung erhalten durfte, schickte er an Körner einen poetischen Glückwunsch, mir aber das, damals noch ungedruckte Gedicht: „Freude, schöner Götterfunken!" — Wir reisten einige Tage nach unserer Hochzeit, welche am 7. August gefeiert wurde, voraus nach Dresden, wo Körner eine Wohnung in der Neustadt und das Weinberghaus in Loschwitz auf das allerschönste und wohnlichste eingerichtet hatte. Schiller folgte uns zu Anfang September nach." —

Als ich einmal Veranlassung fand, die verehrte Freundin über Schillers „Entzückung an Laura" und andere Liebesverhältnisse zu befragen, erfuhr ich darüber Folgendes: „Wenn Schiller, was öfter vorkam, von einem wunder-

ſchönen Mädchen erzählte, deren nähere Bekanntſchaft er machen müſſe, von deren Clavierſpiel er entzückt ſei und was dergleichen ihm ſehr geläufige Redensarten mehr waren, dann erinnerten wir ihn an ſeine „Entzückungen“ und an „Laura am Clavier“. Als wir ihn nun auch wieder einmal damit neckten, machte er uns darüber ein Geſtändniß, das ich nimmer für Wahrheit gehalten haben würde, wenn Schiller nicht eine ſo grundehrliche Seele geweſen wäre. „Jene Laura,“ ſagte er, als deren Petrarka ich mich erklärt hatte, war eine Hauptmannswittwe, bei der ich in Mannheim wohnte, und die mich weit mehr durch ihre Gutmüthigkeit, als durch ihren Geiſt, am wenigſten aber durch ihre Schönheit anzog. Sie ſpielte ſehr gut Clavier und verſtand es, ein vortreffliches Glas Punſch zu machen. Sie ſelbſt hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß ich ſie zu meiner „Laura“ erwählt und in Entzückungen ſie beſungen. Meine Anſicht war ſchon damals, daß der Dichter nur in einer idealen Welt leben müſſe, und wenn ich in jenen Tagen noch einer Brücke bedurft hätte, um aus der armſeligen Wirklichkeit da hinüber in das Reich der Ideale zu gelangen, ſo würde meine gute Frau Hauswirthin eine ſehr bedenkliche Himmelsleiter abgegeben haben. Ich dächte aber, man hätte es meinen Gedichten auch anmerken müſſen, daß es mit ihnen nicht ſo ernſtlich gemeint geweſen ſei, denn mit ſolchen „Ueberſchwenglichkeiten“ — dies war ſein Ausdruck — würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigſten eine Schwäbin angehört haben.*) Eine bei

*) Hiermit ſtimmt nicht ganz überein, was ich in ſpäteren Jahren von zwei, Schiller naheſtehenden Freundinnen, der Frau von Wol-

weitem tiefer gehende Neigung war die, welche er zu einem schönen Gretchen — aber nicht zu demselben wie Goethe in Frankfurt — gefaßt hatte. Schiller's Gretchen war die achtzehnjährige Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim. Was mir," erzählte Frau Körner, „unser Freund hierüber vertraut hat, war etwa Folgendes: „Margarethe und ich," sagte er, „waren ganz für einander geschaffen, die Eltern wußten um unsere Neigung und der Vater war mir gewogen. Als ich nun aber Ernst machte und ihn um die Einwilligung zur Heirath bat, sagte Herr Schwan: „mein lieber Herr Schiller, ich würde mich nicht eine Sekunde besinnen, Ihnen die Hand meiner Tochter zu geben, aber eine Bedingung muß ich machen: lassen Sie das Versemachen und Komödienschreiben, dabei kommt nichts heraus, ich lasse Ihnen freie Wahl: werden Sie, was Ihr Beruf ist, Regiments-Feldscheer, oder meinethalben Doctor, oder treten Sie in mein Geschäft als Commis, Buchhalter, Compagnon, dann sollen Sie meine Tochter haben, aber — und das sehen Sie wohl selbst ein, so als Poet in's Blaue hinein muß man nicht heirathen wollen." —

---

zogen in Jena und der Frau von Kalb in Berlin vernahm, welche beide das traurige Schicksal betroffen, in ihrem hohen Alter zu erblinden. Frau von Wolzogen erzählte mir — und hat es ja auch drucken lassen: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Ergebniß eines, ihm bis dahin unbekannten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen." Frau von Kalb versicherte: so viel sie sich erinnere von Schiller noch in Mannheim gehört zu haben, sei Laura die talentvolle Tochter eines Concertmeisters gewesen, die weder schön noch jung war, an deren Clavierspiel Schiller, der mit ihr in demselben Hause gewohnt, große Freude gehabt.

„Bald nach dieſen Erklärungen des Vaters wurde Gretchen, da ſich Schiller auf die, ihm geſtellten, Bedingungen nicht einließ, mit einem Andern verlobt. Schiller gerieth hierüber in Zuſtände äußerſter Verzweiflung, welche ihn bis zu dem entſetzlichen Entſchluſſe trieb, ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende zu machen. Aus dem Briefe an Körner, in welchem er ſich entſchuldigt, die Zuſendung unſerer Portraits und die dabei befindlichen Briefe länger als ein halbes Jahr unbeantwortet gelaſſen zu haben, lernen wir ſeine damalige Gemüthsſtimmung kennen. In ähnlicher Weiſe aber, wie Goethe ſich von dem trübſeligen Entſchluſſe: ſeinem Leben ein gewaltſames Ende zu machen, dadurch befreite, daß er die Leiden des jungen Werther ſchrieb, ſo bekannte uns Schiller, daß er nicht blos unſerer freundſchaftlichen Zuſendung ſeine Lebensrettung verdanke, er habe ſich außerdem noch durch ein Gedicht, in welchem er die, von dem Himmel auf ihn entſendeten Blitze zurückgeſchleudert habe, das Herz erleichtert und ſich das Gefühl des Sieges und der Ueberwindung der Schickſalsmächte gegeben. Er hatte dieſem verwegenen Gedichte die Ueberſchrift: „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ gegeben; in der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke unter den Gedichten der zweiten Periode Bd. 1. S. 171 führt es die Ueberſchrift: „Der Kampf“. Um nicht mit der Cenſur in Conflict zu gerathen, vielleicht auch um ſchwachen Gemüthern keinen Anſtoß zu geben, wurden fünf Verſe nicht mit abgedruckt. Ich beſitze Abſchrift davon, und Sie werden die Unterdrückung derſelben gerechtfertigt finden; aber auch den Dichter, welcher ſie in einem Zuſtande höchſter Verzweiflung ſchrieb. Dies ſind ſie:

... Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn,
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hatten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt;
So wucherst du mit deinen Paradiesen,
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt.

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur?
Kannst du zu deinem Himmel keine Brücke schlagen?
Merkt auf der Folter sich nur die Natur?

O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

„In der Thalia ließ Schiller diese Verse mit abdrucken, fügte jedoch auf wohlgemeintes Zureden meines Mannes eine Erklärung hinzu, in welcher er bat: „der Leser möge die Aufwallung einer Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen.“ Wir, die wir von den Leiden und Leidenschaften des Dichters nähere Kenntniß hatten, wußten recht wohl, welche Bewandtniß es mit dem „erdichteten“ Liebhaber hatte.“ —

Auch über dieses Liebesverhältniß Schillers finde ich in meinem Notizbüchlein aufgezeichnet, was die beiden oben

genannten Freundinnen Schillers mir mitgetheilt. Frau v. Kalb erzählte: „Schiller hatte Gretchen so lieb, daß er ſich zuletzt wohl entſchloſſen haben würde, in die Buchhandlung einzutreten. Dies fürchtete der Compagnon Schwan's, Namens Goetz; dieſer war es, der die Heirath hintertrieb. Ich habe von Gretchen ſelbſt gehört, wie unglücklich ſie darüber war, und als Schiller in ſeiner Verzweiflung nach Leipzig zu Körner abgereiſt war, beſchwor ſie den Vater, ſie mit zur Meſſe zu nehmen, um von Schiller in aller Freundſchaft Abſchied zu nehmen. Unterdeſſen aber hatte der Vater bereits ihre Hand vergeben; über ihr Herz konnte er nicht verfügen. Schiller hatte mir ſein ganzes Vertrauen geſchenkt, und ich verſprach, ihm Nachricht von dem zu geben, was ich über Gretchens Benehmen und Schickſal nach ſeiner Abreiſe erfahren würde. Von jeder Poſtſtation, wo die Wagen umgeladen wurden, ſchrieb er mir und beſtürmte mich mit Fragen; mit der Zeit legte ſich der Sturm, denn Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzens-Angelegenheiten ſehr ſchnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er war ein zu genialer Geiſt, um am gebrochnen Herzen zu ſterben.“ —

Die Mittheilungen, welche mir Frau von Wolzogen machte, und die im Weſentlichen mit dem übereinſtimmen, was ſie in dem von ihr verfaßten Leben Schillers (Bd. 1. S. 206.) erzählt, weichen von denen der Frau Körner und Frau v. Kalb darin ab, daß Frau v. Wolzogen beſtimmt wiſſen will: „Schiller habe noch nach ſeiner Abreiſe nach Leipzig mit Gretchen in Briefwechſel geſtanden und erſt von dort aus ſich bei dem Vater um ihre Hand beworben.

Dieſer habe ihm jedoch eine abſchlägige Antwort ertheilt und zwar unter dem entſchuldigenden Vorwande: „ſeine Tochter dürfte ſich bei der Eigenthümlichkeit ihrer beiderſeitigen Charaktere ſchwerlich zu ſeiner Gattin eignen.“ Als ich Frau von Kalb die Stelle aus dem Leben Schillers von Frau v. Wolzogen einſt vorlas, welche ſich auf jenes Liebesverhältniß bezieht*), bemerkte ſie: „Dieſe Erzählung iſt nicht ganz richtig. Schiller wußte ſchon, bevor er nach Leipzig abreiſte, genau, wie es mit Margarethe ſtand, und wie ſehr er ſich auch darüber poetiſch exaltirte, er hat ſich, wenn auch nicht als ein guter Chriſt, doch als genialiſcher Dichter und Philoſoph in das Unabänderliche zu fügen gewußt. Seinem Herzen war nicht blos die ideale Liebe, ſondern auch ein wirkliches, obſchon ganz unſchuldiges, Liebesverhältniß ein immerwährendes Bedürfniß. Er ſchenkte mir damals ein großes Vertrauen; ich kam als kürzlich verheirathete junge Frau mit meinem Manne nach Mannheim; ich war ſiebenundzwanzig Jahre alt, aber doch ſchon ebenſo determinirt, wie ich es heut noch in meinem achtzigſten Jahre als erblindete Caſſandra bin. Dadurch, daß ich mit Schiller öfter über die weiblichen Charaktere in den Räubern und Fiesko ſprach, ihm auch nicht vorenthielt, in welcher Hinſicht ich meiner Meinung nach, dieſen und jenen Zug für verfehlt halte, mag ich einigen Einfluß auf die Charakterzeichnung der Frauen im Don Carlos gehabt haben. Gegen mich war Schiller in Betreff ſeiner Liebesverhältniſſe nie zurückhaltend. Zu derſelben Zeit, aber vor der

*) Bd. 1. S. 206.

näheren Bekanntſchaft mit Gretchen, war er in eine Schauſpielerin des Mannheimer Theaters ſo verliebt, daß er mir einmal ſagte: „Könnt' ich nur ein einziges Mal dieſe Göttergeſtalt im Lilataffetkleid mit dem weißen Schleier in meine Arme ſchließen, ich wollte von dieſer Stelle nicht lebendig wieder aufſtehen.“ Um ſie mir näher zu bezeichnen, fügte er hinzu: „heut nennt man ſie Amalia.“ Sie ſpielte dieſe Rolle in den Räubern, die ich, was man mir immer nicht glauben will, niemals habe aufführen ſehen, ebenſowenig Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos. — Hierbei will ich noch eines eigenthümlichen Vorfalls gedenken. Mir iſt nicht näher bekannt, wie Schiller dazu gekommen, in Kabale und Liebe einem ſo niederträchtigen Menſchen, wie dem Hofmarſchall den Namen „v. Kalb“ zu geben. Bald nach meiner und meines Mannes Ankunft kam Schiller zu uns; Kabale und Liebe war für den nächſten Tag angekündigt, es ſetzte ihn in große Verlegenheit, daß ein Namensvetter meines Mannes eine, keineswegs ehrenvolle, Rolle in dieſem Stücke ſpiele. Er erbot ſich, dafür zu ſorgen, daß der Name „Kalb“ verändert und nie wieder auf dem Zettel erſcheinen werde. Wir überzeugten ihn, daß anſtatt die Aufmerkſamkeit des Publikums von dieſem Namen abzulenken, man nun um ſo mehr eine nähere Beziehung unſerer Familie mit dem Kalb in Kabale und Liebe vermuthen werde. Schiller ſah dies ein, und ſo blieb ſeinem Herrn v. Kalb die Unſterblichkeit geſichert.“ —

Dieſelbe Erfahrung, wie Frau v. Kalb, daß Schiller für die Phantaſie ſeines Herzens immer eines Gegenſtandes in der wirklichen Welt bedurfte, hatte bereits während des

Aufenthaltes in Loſchwitz und Dresden Frau Körner gemacht. „Es iſt lächerlich," äußerte ſie einmal, „wenn man geglaubt hat, Schiller habe jemals für mich ein anderes Gefühl als das der aufrichtigſten Freundſchaft gehabt, von einer Schwärmerei für mich, oder Einmiſchung von Leidenſchaft in unſer Verhältniß war nie die geringſte Spur vorhanden. Sein liebebedürftiges Herz ſuchte und fand damals Befriedigung außerhalb unſeres Hauſes. — Im Winter 1787, als Schiller bei uns in Dresden wohnte, bat ich meinen Mann, mich auf die Faſchings-Redoute zu führen. Ich hatte ſo etwas noch nie mitgemacht und hatte doch ſo viel von den Dresdener Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterſtützten meine Bitte lebhaft, und meine Schweſter brannte noch mehr darauf, als ich. Mein Mann als Conſiſtorialrath Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber denn doch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geſchwirr der hier aus allen Ländern und Völkern verſammelten, ausgelaſſenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zu Muthe; ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchen, und ſo war Schiller auf ſich und ſein gutes Glück angewieſen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schweſter den Redoutenſaal, und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit ſehr ungenirten Gebrauch und eine, ihm ſehr zuſagende Bekanntſchaft gemacht habe. — Auf dieſem Maskenballe befand ſich Frau von Arnim, Garde-Dame der Hofdamen, mit ihren drei Töchtern, von denen die zweite für ausgezeichnet

ſchön und — kokett galt. Sie hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt; dies gab ihr die Freiheit, einem jeden ihre Künſte und Dienſte als Wahrſagerin anzubieten. Sobald Frau von Arnim davon Kenntniß erhalten hatte, daß Schiller, der berühmte Dichter der Räuber, ſich gegenwärtig befinde, veranlaßte ſie ihre ſchöne Tochter Natalie, ihm allerhand ſchmeichelhafte Prophezeiungen zu ſagen. Schiller nahm dies ſehr wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt an fehlte Schiller jeden Abend an unſerem Theetiſche; ich dachte mir es gleich, wo er ſeine Abende zubringe und ſagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimniß daraus, geſtand mir ſogar zu, daß er ſich in allem Ernſte um die Hand der zweiten Tochter, der ſchönen Natalie, bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unſer Freund war ganz toll und blind verliebt, und ſelbſt nachdem ich ihm die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß er nicht der Alleinbegünſtigte in jener Familie ſei, ließ er ſich nicht abwendig machen. — Als er einige Abende ſich wieder an unſerem Theetiſch einfand und ganz verdrießlich mit dem Ausrufe: „habe ſchon wieder Niemand zu Haus gefunden!“ in das Zimmer trat, gab ich ihm den, ihm ſehr unerwünſchten, ihn jedoch von ſeiner Leidenſchaft keineswegs heilenden Aufſchluß, daß Frau v. Arnim und ihre Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus ſeien, weil entweder der ſplendide Graf Waldſtein aus Dux, oder der jüdiſche Banquier — ich glaube Eppſteiner hieß er — die an dieſem Abend Begünſtigten waren. Letzterer ſtand in dem Rufe,

freigebig nur gegen Damen, sonst aber ein schmutziger Geizhals zu sein. Da er sich zu den Berühmtheiten Dresdens zählte, ließ er sein Portrait von Graff in Lebensgröße malen. Als es der Künstler ihm nach der Vollendung zuschickte, weigerte er sich, den bedungenen Preis dafür zu zahlen, weil er ihn nur mit einer Hand gemalt habe, obschon er ausbedungen: ein Portrait mit beiden Händen. Graff ersuchte Herrn Eppsteiner, das Bild nur genau zu betrachten, wo er die zweite Hand sofort entdecken werde. Er hatte nämlich sich den satirischen Scherz erlaubt, die rechte Hand tief in die Westentasche greifen zu lassen und ihm eine überlegende Miene zu geben, als ob er nach dem Gefühl die vollwichtigen Dukaten von den zum Honorar bestimmten nicht vollwichtigen auszusondern beschäftigt sei. Alles Demonstriren des Künstlers, daß er die Hand fertig malen mußte, bevor er sie in die Tasche greifen lassen konnte, war vergebens, und als Herr Eppsteiner darauf bestand, von dem bedungenen Honorar fünf Dukaten abzuziehen, erklärte Graff kurz und bestimmt: er werde das Bild für sich behalten, worauf der Banquier sich empfahl. Nun machte Graff sich den Spaß, Herrn Eppsteiner mit einem schmutzigen Judenbart und einem sehr schäbigen Rockelaur auszustatten und das Bild, welches von jedermann wegen der wohlgetroffenen Aehnlichkeit auf den ersten Blick erkannt wurde, in seinem Atelier auszustellen. Bald war das Bild das allgemeine Stadtgespräch, alle Welt wallfahrtete zu ihm, wie zu einem Heiligenbilde, und so blieb dem geizigen Herrn Eppsteiner, um dem Skandal ein Ende zu machen, nichts weiter übrig, als das Bild zu kaufen und nicht nur die Hand in der Westentasche zu bezahlen,

ſondern auch noch für die Abnahme des Bartes und Ausbeſſerung des Rockelaurs eine erkleckliche Summe zuzulegen.“ —

„Mittlerweile machte Frau v. Arnim und ihre ſchöne Natalie uns noch vielerlei Sorge. Schiller war in einem Zuſtande leidenſchaftlichſter Aufregung, ſo daß er ganz offen geſtand, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung ſeiner Wünſche hoffen dürfe, oder ſie aufzugeben gezwungen ſei, unfähig zu jeder Arbeit mache. Da bewährte mein guter Körner ſich wieder als wahrhafter Freund. In Dresden durfte Schiller jetzt nicht bleiben, und da das Wetter noch zu rauh war, um in das Weinberghaus nach Loſchwitz zu ziehen, ſchlug mein Mann dem Freunde vor, auf einen Monat nach Tharandt zu ziehen. Schiller erkannte, wenn auch mit ſchwerem Herzen, die Nothwendigkeit an, aus den Umgarnungen, in welchen die verführeriſche Armide ihn gefangen hielt, ſich dadurch zu befreien, daß er Dresden auf einige Zeit verlaſſe. Der Koffer wurde gepackt, und um ſicher zu ſein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn ſelbſt nach Tharandt und ſorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die erſten Briefe, die er uns von da ſchrieb, lauteten nicht ſehr erbaulich.“

Die Freundin nahm aus dem Schreibtiſche ihres Mannes (es war dies nach deſſen Tode, als ich, womit ich durch die letztwillige Verfügung des Staatsrathes beauftragt war, den ſchriftlichen Nachlaß, welchen er mir vermacht hatte, zu ordnen und zu inventariſiren beſchäftigt war) die Mappen heraus, welche den Briefwechſel Schillers mit Körner ent-

hielten. In dem erſten, aus Tharandt den 18. April 1787 datirten Briefe ſchreibt Schiller: „Mir war's, als ich Euch geſtern aus den Augen verlor, als wenn ich auf einer wüſten Inſel wäre ausgeſetzt worden. So äußerſt undichteriſch und öde! was wird da herauskommen? Ich bin noch betäubt und kann nicht viel Geſcheidtes denken. Schreiben will ich Euch, ſobald ſich mein Herz unter freiem Himmel und in ſchönen Gegenden erheitert hat.“ Noch lamentabler lautet der nächſtfolgende Brief: „Eine reizende Landpartie, weiß Gott! Da ſitz' ich drei Tage und kann nicht vor's Haus. Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenſter ein. In dieſem erbärmlichen Zuſtande ſoll ich mich nicht nach Dresden zurückſehnen! Es iſt eine Aufgabe, die ſchwer zu beantworten iſt: ob ich es ſchlechter hätte treffen können. Doch will ich mir einbilden, daß ich für begangene Sünden büße! — — Schickt mir um Gotteswillen Bücher. Ich habe des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leerer Stunden, wo ich melancholiſch werden müßte, wenn ich ſie nicht verleſen könnte.“

Mit Frau v. Arnim und Fräulein Natalie wurde die Verbindung durch Briefe unterhalten, und Körners waren gefällig genug, die Beſorgung zu übernehmen; obſchon Fräulein Doris es an Ein- und Strafreden nicht fehlen ließ. „Meinem beleidigten Dorchen,“ ſchreibt Schiller, „ſchicke ich dieſen Einſchluß zur ſchleunigſten, gewiſſenhafteſten und pünktlichſten Beſorgung. Sie möchte ſo gütig ſein und anfragen laſſen, wann man die Antwort könne abholen laſſen, oder ob ſie geſchickt werden würde. Wenn Arnims noch nicht wieder in Dresden wären, ſoll die Minna, oder

wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen. Aber ich laſſe Dorchen recht ſehr bitten, die Botenfrau ja nicht weggehen zu laſſen, ohne mir von dorther Antwort mitzubringen, wenn man in der Stadt iſt. Nachrichten von Euch allen erwarte ich mit Ungeduld. Laßt mich vergeſſen, daß ich hier allein und verlaſſen bin. Ich bin oft bei Euch — und aus mehr als einem Grunde. Glaubt mir das.“ — An der Beſorgung dieſes Briefes war Schiller ſo ſehr gelegen, daß er ſchon am Nachmittage wieder daran erinnert: „Zwei Expreſſen auf einen Tag!“ ſchreibt er, „das geht dicke zu! Bis jetzt aber war es mir durchaus nicht möglich, eine Stimmung zu finden, in der ich über gewiſſe Materien ſprechen konnte. Arnims werden, wenn ſie noch nicht in Dresden ſind, wahrſcheinlich noch heute kommen. Alſo ſchickt meinen Brief morgen Vormittag noch einmal hin, wenn er ſie heute nicht getroffen hat.“ Eben ſo wenig, wie Schiller, hatte Frau v. Arnim die Hoffnung auf die Fortdauer des Liebesverhältniſſes aufgegeben. Aus einem Briefe Schiller's erfahren wir, daß der kleine Arnim im Auftrage ſeiner Mutter nach Tharandt kam und Schiller davon Kenntniß gab, er könne in Dresden ein Reitpferd täglich für 6 Groſchen, außer dem Futter und Stallung, bekommen, wobei es wohl vornehmlich auf eine Gelegenheit zu Spazierritten nach Dresden abgeſehen ſein mochte. Da dies nicht zur Ausführung kam, traf Frau v. Arnim Anſtalten, mit ihren Töchtern eine Sommerwohnung in Tharandt zu beziehen.

„Es geſchah,“ erzählte mir Frau Körner, „auf meine Veranlaſſung, daß mein Mann Schillern, der ſo ſehr nach Lectüre

verlangte, das damals viel geleſene Buch: „les liaisons dangereuses“ ſchickte. Er mochte wohl die Anſpielung verſtehen, doch ließ er dies unberückſichtigt, und wir wurden immer beſorgter für ihn. Tharandt war ferner nicht der Ort, in welchem Schiller ungeſtört hätte arbeiten können. Er ſelbſt ſah dies ein, gab dem wohlgemeinten Rathe meines Mannes Gehör und richtete ein Schreiben an den Coadjutor Freiherrn v. Dalberg, worin er deſſen Verwendung bei dem Herzoge Karl Auguſt von Weimar zu einer Einladung nach dem gefeierten Muſenſitze nachſuchte. Dieſe erfolgte im Juni oder Juli 1787, und wie ſchmerzlich es uns auch war, unſern, durch herzliche Freundſchaft ſo innig mit uns verbundenen Freund von uns ſcheiden zu ſehen, ſo hatten wir doch die Beruhigung, ihn aus den „liaisons dangereuses“ befreit, und einer hoffnungsreichen und ehrenvollen Zukunft entgegengehen zu ſehen.“

In der Bibliothek meines Vaters befand ſich ziemlich vollſtändig die ſogenannte „ſchöne Literatur“, welche der Epoche Goethe's und Schiller's voranging. Hier machte ich die erſte Bekanntſchaft mit der deutſchen Muſe in den Werken von Klopſtock, Wieland, Geßner, Hagedorn, Hölty, Uz, Göckingk, Zachariä, Ramler und deren poetiſchen Zeitgenoſſen. Nun hatte ich aber bereits aus dem caſtaliſchen Quell der griechiſchen und römiſchen Muſe einen ſo erquicklichen Trank reinſter Begeiſterung geſchöpft, daß mir das vaterländiſche Gebräu nicht munden wollte. Wieland's Frivolitäten erſchienen mir neben Catull und Properz geziert und geſchminkt; in Klopſtock's Meſſias kam ich nie

über den zweiten Geſang hinaus und tröſtete mich darüber, als ich erzählen hörte: unſer gebildeter Dorfſchulmeiſter ſei, als er ſeinen Gevattersleuten den erſten Geſang vorlas und dieſe ihm erklärten, daß das für ſie böhmiſche Dörfer wären, von ſeiner guten Frau auf die Ueberſchrift aufmerkſam gemacht worden: „Erſter Geſang," worauf er denn verſucht, die Strophen des Heldengedichtes nach verſchiedenen Choralmelodien vorzutragen; das Verſtändniß aber ſei auch auf dieſem Wege den Leuten nicht gekommen. Mein Homer und Virgil galten mir doch als ganz andere Vorbilder; eben ſo wenig konnte Ramler den Vergleich mit Horaz, Rabener mit Juvenal, Geßner mit Theokrit aushalten. Der einzige dieſer Dichter, der für mich etwas Originelles hatte, war Zachariä in ſeinen komiſchen Epopöen, unter denen ich, als angehender Bruder Studio und flotter Burſche, vor allen anderen „dem Renomiſten" den Preis zuerkannte.

Ich fand Veranlaſſung, mich in einem Heldengedichte dieſer ſcherzhaften Gattung zu verſuchen. Meine ältere Schweſter hatte mich wiederholentlich mit Bitten beſtürmt, ihr Anweiſung im Schlittſchuhlaufen zu geben; ich that es, allein bevor ſie, die ſich auf ihre Gewandheit als Tänzerin im Ballſaale verlaſſen zu können glaubte, die nöthige Sicherheit auf dem Eiſe beſaß, nahm ſie einmal heimlich meine Schlittſchuhe und miſchte ſich allzukeck unter die Buben. Sie wurde für ihre Verwegenheit dadurch beſtraft, daß ſie ausglitt, einbrach und nicht ohne Gefahr des Ertrinkens gerettet wurde. Da das Abenteuer keine weitere Folgen hatte und ſie mit einem gelinden Schreck bei dem

frostigen Spaße davonkam, gab mir dasselbe Stoff zu einer Epopöe, von der ich nur den Anfang noch vorgefunden habe.

Die Schlittschuhläuferin.

Muse, die du so oft den Ruhm und die Thaten der Männer
Sangest, singe du heut von einem verwegenen Mägdlein,
Das vorwitzig geschnallt an die Sohlen den stählernen Schlittschuh,
Kühn sich hinausgewagt auf des See's kristallene Fläche,
Wo mit den Knaben sie sich versucht in gefährlichem Wettlauf.
Zweimal gewann sie den Preis, zweimal die erste am Zielpfahl.
Aber es legt in die Bahn der neckende Puk ihr ein Schilfrohr,
Als sie zum dritten Male wettlief, sie stolperte, schwankte,
Hielt sich noch einen Moment aufrecht, dann glitten die Füße
Beide zugleich, sie fällt auf das Eis, wie beim Opfer ein Lamm fällt.*)
Krachend unter ihr berstet der leichtgefrorene Spiegel
Und es ziehn sie die Nymphen hinab zur kristallenen Grotte.
Holde Gespielinnen fand sie, die reich mit Korallen und Perlen
Schmückten, mit Schilf und Lotos bekränzten zum Tanze das Mägdlein.
Aber es blieb ihr im Herzen, wie Persephoneien, die Sehnsucht
Nach dem sonnigen Tage, nach der geliebtesten Mutter.
Freuden und Leiden und was sie erfuhr bis zur glücklichen Heimkehr,
Dies und anderes noch sing' uns, o göttliche Muse.

Nach dieser Anrufung der Muse begann nun die Erzählung also:

An dem wärmenden Ofen saß Franz und las in der Zeitung;
Arg verwünschend den Sieg, den jüngst die Franzosen erfochten,
Brummt in den Bart — hätt' er einen gehabt — und wenn er vorher nicht
Schon das Frühstück genossen, kein Bissen hätt' ihm gemundet."

Den weiteren Fortgang meines Gedichtes und den, zu einem glücklichen Ende geführten Schluß möge der geneigte Leser aus Nachstehendem entnehmen. Die Freunde kommen zu Franz, ihn zur Schlittschuhpartie abzuholen; vorher

*) Dem „procumbit humi bos" nachgebildet.

nehmen ſie mit den Reſten der auf dem Frühſtückstiſche vorgefundenen Spickgans, Schinken, Wurſt, „der lieblichen Blume der Säue," wie Homer ſie nennt, und was an Franzwein ſich vorfindet:

„Der Deutſche mag zwar keinen Franzen leiden,
„Doch ſeine Weine trinkt er gern",

vorlieb. — Franz ſucht vergeblich nach ſeinen Schlittſchuhen; ohne Zweifel hat Schweſter Anna ſie heimlich fortgenommen und iſt hinaus auf die Eisbahn gegangen. Der Bruder und die Freunde eilen ihr nach, — ſie finden ſie in dem gefahrvollen dritten Wettlaufe begriffen, rufen ihr zu, ſie hört nicht, und bevor der Bruder die ſchnell Dahingleitende erreicht, ſieht er ſie vor ſeinen Augen einbrechen und verſinken. — Große Anſtrengung zur Rettung, welche jedoch nicht gelingt. — Trauergeſang und Todtenfeier. — Die kleine Anna aber lebt herrlich und in Freuden im Kryſtallpalaſte der Seekönigin bei Spiel und Tanz unter den Nixen und Nymphen. — Begegnung des trauernden Bruders im Walde mit dem getreuen Eckart. Dieſer bezeigt ihm innigſte Theilnahme und erbietet ſich, durch die Legion Heinzelmännerchen, die er in Dienſt genommen habe, Mittel und Wege zur Befreiung der Schweſter, über deren gezwungenen Aufenthalt bei Undinen er durch den Onkel Kühleborn Nachricht erhalten habe, ausfindig zu machen. Die Legion Heinzelmännerchen werden auf die Maulwurfjagd ausgeſchickt, alsbald bringen ſie eine anſehnliche Zahl dieſer trefflichen Minirer zuſammen, welche verwendet werden, den See an der Stelle, wo der Kryſtallpalaſt ſich befindet, trocken zu legen, die Königin und ihre Nymphen und Nixen retten

ſich in den Strömungen der Fluth, Anna wird befreit, und die Gerettete kehrt in die Arme der Ihrigen unter Jubel und herzlicher Begrüßung der Freunde und Geſpielinnen zurück. —

Aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" hab' ich erfahren, daß ſchon vor langen Jahren, noch bevor er die Univerſität in Leipzig bezog,*) Zacharia's komiſche Heldengedichte nicht nur allgemeinen Anklang fanden, ſondern auch die jungen Dichter veranlaßten, ſich in ähnlicher Weiſe zu verſuchen.

Wenn unſer guter Vater uns einen feſtlichen Feierabend bereiten wollte, dann gab er unſern Bitten nach und las uns ein deutſches Schauſpiel vor. Auf dieſe Weiſe wurde ich mit Leſſing's Minna von Barnhelm bekannt, von der wir ſogar einmal im engeren Familienkreiſe eine Vorſtellung veranſtalteten, in welcher der Vater den Wachtmeiſter und ein anderer geiſtlicher Confrater den neugierigen Gaſtwirth ſpielten, und zwar zu unſerem und der anderen Zuhörerſchaft größtem Ergötzen, zumal für uns Kinder, die wir noch nie einer Theatervorſtellung beigewohnt hatten.

Einen bei weitem größeren Eindruck auf mich machte eine Aufführung von Schiller's Maria Stuart, welche von einer ſogenannten Liebhaber-Geſellſchaft bei der Anweſenheit des Herzogs Emil Auguſt in ſeiner Reſidenz Altenburg auf dem Schloßtheater aufgeführt wurde. Zwei, auch über das Weichbild der Vaterſtadt weit hinaus wegen Geiſt und Schönheit berühmte und gefeierte Schweſtern, Frau Doktor

*) Demnach vor 1765.

Pierer und Frau Hoffmann, beide geborne Reichenbach, gaben die beiden Königinnen ſo ausgezeichnet, daß ich mich nicht erinnere, bei ſpäteren Vorſtellungen, die ich auf den größten Bühnen Deutſchlands geſehen habe, einen ſo ergreifenden Eindruck empfunden zu haben. Daß freilich der Umſtand, daß dies für mich die erſte Vorſtellung dieſes Trauerſpiels war, der ich beiwohnte, hierbei ſehr in Anſchlag zu bringen iſt, bedarf keiner beſonderen Bemerkung. —

Das früheſte Abenteuer, bei welchem der Heldenmuth des Knaben ſeine Probe beſtand, war folgendes. Mein Geburtsort, das Dorf Münchengoſſerſtädt, zwiſchen Naumburg und Jena, liegt auf fruchtbarem Hochlande unfern der Saale. Mein Vater, Prediger des Ortes, in welches noch die Dörfer Döberitz und Wirchhauſen eingepfarrt waren, hielt ſich nicht allzuſtreng an das Wort: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," vielmehr nahm er den lebhafteſten Antheil an den Welthändeln, über welche ihm der, in Gotha erſcheinende Reichsanzeiger wöchentlich zweimal die neueſten Nachrichten brachte. In guter Jahreszeit wurden mein älterer Bruder (zehn Jahre alt) und ich (ſieben Jahre alt) nach dem eine kleine Stunde entfernten Städtchen Camburg geſchickt, um von der dortigen Poſt die Zeitungen zu holen. Nun war — es mag zu Ende des vorigen Jahrhunderts geweſen ſein — etwa 1798 — unſer Dorf und die ganze Umgegend in Aufregung und Schrecken durch einen Wolf verſetzt, welcher am hellen lichten Tage und auf offener Feldflur in die Schafheerden eingebrochen war. Vergebens hatten die angeſtellten Forſtbeamten und Jagdberechtigte auf ihn Jagd gemacht, mehrmals ſchon waren

die Bauern aufgeboten worden zu groſsen Treibjagden; mehrmals war er durchgebrannt, und die Furcht vor der wilden Beſtie war beſonders unter der Schuljugend groß, da wir aus unſerer Fibelzeit den ſchreckenerregenden W-Vers nebſt grauenvoller Abbildung im Gedächtniß bewahrt hatten:

Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tiſchler ſammt dem Winkelmaß.

Einige Mal ſchon hatte die ängſtliche Mama es verhindert, daß wir die Zeitungen holten, da der Weg nach Camburg über die „Kummel“ (cumulus), eine buſchigte Anhöhe, über offene und durchſchnittene Gelände und Weinberge führte. Da wir nun aber das Vergnügen entbehrten, uns für das, von dem Vater gewährte Botenlohn zwei Treierſemmeln zu kaufen, ſchlichen wir beiden Brüder uns doch eines Sonnabends Nachmittags fort nach Camburg. Die Ankunft der Poſt hatte ſich diesmal verſpätet, und es war ſchon die Dämmerung angebrochen, als wir unſern Rückweg antraten. In der Stadt, wo wir, wie gewöhnlich, in der Familie des Amthauptmanns von Brawé Grüße, obſchon ſie uns diesmal nicht aufgetragen worden waren, beſtellten, machten die älteren Spielkameraden ſich das Vergnügen, uns grauliche Geſchichten von dem gefährlichen Wolfe zu erzählen, der ſich jetzt nicht mehr mit Hammelbraten abſpeiſen ließ, ſondern auch bereits zwei Schneiderwanderburſchen angefallen habe und was dergleichen mehr. — Um vor einbrechender Nacht das Vaterhaus zu erreichen, ſchritten wir raſch zu, ſchauten uns aber doch nicht ganz frei von Furcht nach allen Seiten hin um. Schon erblickten wir in nicht allzuweiter Ferne den Kirchthurm unſeres

Dorfes, aber die gefährlichſte Gegend, der Feldweg am Waldrande der Kummel, war noch zu paſſiren, — da mit ängſtlichem Aufſchrei faßt mein Bruder mich beim Arm und ruft ſchreckenbleich: „Dort liegt er! dort an dem Feldrain!“ Ich beſchwor ihn, doch keinen Lärm zu machen, damit der Wolf uns nicht höre; „aber er ſieht uns ja!“ war die eben nicht tröſtliche Antwort. Kaum hundert Schritt war er von uns entfernt: „ſieh' nur, wie er uns mit feurigen Augen anglotzt!“ ſagte mein Bruder; — „ſieh' nur, wie er die Ohren ſpitzt!“ ſagte ich; — „ſieh' nur, wie ihm die Zunge aus dem Rachen hängt!“ ſagte mein Bruder; — „ſieh' nur, wie er die Zähne fletſcht!“ ſagte ich. Aengſtlich ſehen wir uns beide nach Ausweg und Rettung um, vergebens, — rückwärts zu gehen, ſchien nicht minder gefahrvoll wie vorwärts zu gehen; wir wußten ja, daß der Kater die Maus nicht anrührt, ſo lange ſie ſtill ſitzen bleibt, und erſt zupackt, wenn ſie läuft. Plötzlich ein rettender Entſchluß. Nicht fern von uns ſtand ein wilder Birnbaum, — dort hinauf! rief mein Bruder, und als geſchickte Kletterer hatten wir ihn ſchnell erſtiegen. Kaum, daß wir uns in Numero Sicher wußten, kehrten Beſinnung und Muth zurück. Zunächſt wurden die, uns aus dem naturgeſchichtlichen Unterrichte bekannten Hausmittel angewandt, den Wolf zu verſcheuchen. Das Hahnengeſchrei kann er nicht vertragen; wir ließen es daher an oft wiederholtem, gellenden „Kikeriki!“ nicht fehlen, aber der Wolf rührte ſich nicht vom Fleck. Wir brachen einen dürren Aſt ab, ich legte ihn wie eine Flinte an die Backe, zielte ſcharf auf den gefürchteten Würger der Schafe, und beide leiſteten wir

mit „Piff! Paff! Puff!“ das Möglichſte. Ingrimm behielt uns, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, im Auge. Jetzt wurde zum letzten, für unfehlbar geltenden Schreckmittel gegriffen. Selbſt Löwe und Tiger ergreifen das Hasenpanier, wenn Feuer angemacht wird, ſelbſt wenn nur Funken gepinkt werden. Mein Bruder war mit Stahl und Stein verſehen, da wir zur Zeit der Kartoffelerndte zum Röſten dieſer Früchte oft Feuer auf dem Felde anzumachen pflegten. Dies fiel ihm zur guten Stunde ein, Stahl und Stein wurden zur Hand genommen, wir pickten und pinkten abwechſelnd uns die Finger wund; allein auch dieſes äußerſte und für unfehlbar geltende Mittel hatte keinen Erfolg. Wohl eine gute Viertelſtunde lang hatten wir auf unſerer Retirade geſeſſen, von dem anſtrengenden Kikeriki! und dem Piff! Paff! Puff! die wir unausgeſetzt wiederholten, waren wir ganz heiſer geworden; die Pflüger hatten längſt Feierabend gemacht, wir ſahen und hörten Niemand des Weges kommen, und der Wolf blieb auf ſeine Beute lauernd am Feldrain liegen. „Die Mutter wird ſich ſehr ängſtigen,“ ſagte ich; „es wird zu Abend etwas Warmes, aber nichts Gekochtes geben,“ ſagte mein Bruder. „Ich glaube der Wolf iſt eingeſchlafen,“ ſagte ich. „Aber mit offenen Augen?“ fragte mein Bruder. „Warum dieſes nicht ſo gut wie der Haſe?“ antwortete ich. Wir zweifelten jetzt nicht mehr daran, daß der Wolf feſt eingeſchlafen ſein müſſe. „Karl,“ ſagte ich, „Du weißt: es iſt eine Belohnung von zehn Thalern darauf geſetzt, für den, der den Wolf erlegt. Wir haben beide unſere Taſchenmeſſer bei uns, wenn er nach mir beißen will, ſtoß ich ihm mein Meſſer in den

Rachen, Du ſtichſt ihn durch und durch von der Seite, wir bringen den erlegten Wolf mit nach Haus, und jeder von uns erhält fünf Thaler! Was können wir uns Alles dafür kaufen.“ — „Fritz!“ rief mein Bruder, „das war ein geſcheidter Einfall von Dir! jetzt friſch hinunter, und der Wolf ſoll ſich wundern!“ Wer ſich aber wunderte, das waren wir. Dicht neben einander mit gezückten Taſchenmeſſern rückten wir langſamen Schrittes immer näher und näher heran. „Du, Fritz,“ ziſchelte mein Bruder, „ich glaube, es iſt gar kein Wolf.“ — „Du, Karl,“ ſagte ich, „ich glaube es auch, — es iſt ja nur ein großer Feldſtein.“ Zu Haus wurden wir tüchtig aus — — gelacht. —

Ein Brief des Vaters ermahnte zur Rückkehr, damit ich den Beginn der Collegien in Jena nicht verſäumen möchte. Die gute Tante Lottchen in Dresden vervollſtändigte den ſilbernen Beſtand meiner Börſe wieder auf den urſprünglichen von fünf Thalern, und ſo trat ich wohlgemuth meine Heimkehr als rüſtiger Fußgänger an. Am erſten Tage erreichte ich Freiberg, wo ich wiederum bei meinem lieben Freunde Gottſchalk gaſtfreie Aufnahme fand. Es wurde mir in doppelter Hinſicht ſchwer gemacht, mich von ihm zu trennen, einmal weil er ſeine ganze Ueberredung aufbot, mich zu beſtimmen, anſtatt der Theologie die Mineralogie zu meinem Studium zu wählen, anſtatt mich in die unbekannten Regionen eines erträumten Himmelreichs zu verſteigen, lieber mit ihm in die zugänglichen Tiefen der Unterwelt hinabzuſteigen. Ich gab ihm die Verſicherung, daß, im Falle die oberen Götter ſich mir nicht geneigt erweiſen

ſollten, ich dann die unteren zu bewegen ſuchen würde, mir Aufnahme zu gewähren. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!“ ſchrieb ich ihm in ſein Stammbuch — mit freier Ueberſetzung: „Wenn mir's im Himmel nicht gefällt, dann ſteig' ich in die Unterwelt!“ Die zweite Beſchwer, die ich mir ſelbſt aufgeladen hatte, war, daß ich mein Ränzel mit ſo vielerlei Geſtein vollgepackt hatte, daß ich verſchiedene wunde Stellen an den Schultern und am Rücken vom Tragen davontrug. Denn obſchon ich koſtbare Erzſtufen von roth- und weißgüldenem Erz, Kalkſpat mit angeflogenem Schwefelkies, Kalkſtein mit Muſcheln und Krebſen, Schiefer mit Fiſchabdrücken und dergleichen mehr eingepackt hatte, konnte ich dennoch der Verſuchung nicht widerſtehen, aus den geklopften Steinhaufen der Chauſſee noch ein und das andere, mir werthvoll ſcheinende Stück — beſonders Granit und Gneiß mit darin liegenden Granaten — mitzunehmen.

Ich hatte meinen Bruder von meiner Rückreiſe in Kenntniß geſetzt; er erwartete mich in Chemnitz, wohin er zum Kornmarkte gefahren, und ich war ſehr froh, die weitere Zurückfahrt auf dem Strohſacke eines Leiterwagens machen zu können.

Eltern und Geſchwiſter empfingen den weitgereiſten Wanderer mit einer Freude und Beglückwünſchung, wie man etwa gegenwärtig den Sohn und Bruder empfangen wird, welcher von einer Expedition nach Japan, von einer, mit Chamiſſo, Jagor oder Hildebrandt unternommenen Weltumſegelung, oder von einer Nordpolfahrt heimkehrt; Seume's Spaziergang nach Syrakus wurde in Deutſchland

als eine Heldenthat angeſtaunt, mit welcher die Irrfahrten des Odyſſeus kaum verglichen werden dürften.

Nur einige Raſttage waren mir in dem elterlichen Hauſe gegönnt, dann wurde ſich bei den verſchiedenen Onkels, Tanten und Pathen verabſchiedet, welche den, nach Jena zu Fuß wandernden „fahrenden Scholaſten“ mit, wenigſtens für die erſte Zeit, auskömmlichem Zehrpfennig ausſtatteten. Eine der Tanten, verwittwete Major v. Kunzſch, beſchenkte mich mit der Taſchenuhr des ſeligen Onkels; es war die erſte, die ich erhielt, und deren Stahlkette mit verſchiedenen Bommeln ich ſo lang als möglich heraushängen ließ. Außerdem erbat ich mir noch von ihrem Nippestiſche die Köpfe Laokoons und ſeiner beiden Söhne in ſogenanntem weißen Biscuit-Porzellan, und dieſe haben ſich auch, wie oft ich auch ſeit damals Aufenthalt und Wohnung gewechſelt habe, bis auf die heutige Stunde unverſehrt bei mir erhalten. Faſt noch wunderbarer aber iſt die gleichfalls unverſehrte Erhaltung eines noch bei weitem zerbrechlicheren Porzellan-Figürchens, welches mir eine Frau Baſe Königsdörfer ſchenkte; es iſt ein, auf einem Felsblock ſitzendes Bürſchchen, in der einen Hand die Weinflaſche, in der anderen ein Glas haltend, was ſie für ein paſſendes Geſchenk für „den Bruder Luſtig,“ wie ſie mich zu nennen pflegte, hielt. Dies „Haulemännchen“ hat mich auf meinen Studentenfahrten, Feldzügen und Reiſen zu Waſſer und zu Lande begleitet, war mir öfter verloren gegangen, hat ſich aber immer wieder bei mir eingefunden, ſo daß es ſich bei mir die Geltung eines Schutzpatrones erworben hat. In meiner letztwilligen Verfügung ſoll es demjenigen meiner

Neffen und Großneffen zugedacht werden, welcher vor den anderen den Anſpruch: der beſte luſtige Bruder zu ſein, zur Geltung zu bringen vermag.

In Jena waren damals noch wohlfeile Zeiten; die Anzahl der Studenten, welche vor der Schlacht am 14. October 1806 gegen eintauſend und darüber betragen hatte, war bis auf vierhundert geſchmolzen. Kein Schiller, kein Fichte, kein Schelling lockte die Jünger der Philoſophie, kein Paulus die der Theologie, kein Hufeland, kein Loder die der Medizin, kein Hellfeld die der Jurisprudenz herbei. Die Berühmtheiten der verſchiedenen Facultäten waren: in der Theologie der ſiebenzigjährige Griesbach und der etwa zehn Jahre jüngere Gabler; in der Jurisprudenz Schömann; in der Medizin und Naturwiſſenſchaft Oken, Starke, Vater und Sohn; in der Philoſophie Bachmann, ein Schüler Hegels; in der Philologie Eichſtädt; in der Geſchichte Luden. Anziehungskraft übten nur Luden, Griesbach und Oken; ſie allein hatten volle Auditorien.

Durch Brand, Plünderung und Einquartierung war die Bürgerſchaft verarmt, und an den Studenten, welche zum großen Theile aus den, von dem Kriege arg mitgenommenen ſächſiſchen und fränkiſchen Ländern kamen, konnte der Philiſter ſich auch nicht erholen. Nur die Mecklenburger, Kurländer, Holſteiner, Weſtphalen, zu denen auch die Hannoveraner gehörten, erhielten ihre Wechſel in Gold; auch bei den, nur in geringer Anzahl vorhandenen Ungarn und Siebenbürgen, welche hier proteſtantiſche Theologie ſtudirten, ſah man wohl ab und zu einen Kremnitzer Dukaten. Es ſtanden ſo viele Wohnungen leer, daß man

zwei gut möblirte Zimmer mit Aufwartung für 12, ſchreibe zwölf Thaler jährliche Miethe haben konnte, wobei allerdings die Frau Wirthin darauf rechnete, daß der Student auch Frühſtück und Mittageſſen bei ihr nahm. Auch dies war ſpottbillig; für das Frühſtück 1 Groſchen, für das Mittageſſen 3 Groſchen.

Den Winter über wohnte ich am Graben in der „Räderei," einem Studentenhôtel, für 50 bis 60 Gäſte eingerichtet, aber nur von einigen zwanzig bewohnt. Ein daneben liegendes Studentengaſthaus, die „Wucherei", war zur Aufnahme von zweihundert Studenten eingerichtet, weshalb es auch „Klein-Altdorf"*) hieß. Mehr als etwa funfzig Bewohner hatte dies ſchön gelegene Haus jetzt nicht. — Im nächſten Sommer bezog ich mit zwei lieben Freunden, einem Grafen Rantzau aus Holſtein und dem ſpäter als Philologe und Greifswalder Profeſſor berühmt gewordenen Schömann, einem Schwediſch-Pommeraner, das, auf einer von der Saale und Leutra gebildeten Inſel gelegene Reichardtſche Gartenhaus, in welchem ein Gartenſaal und vier geräumige möblirte Zimmer uns angewieſen waren; wir drei zahlten zuſammen nicht mehr als vierundzwanzig Thaler für die ſechs Sommermonate. —

Da ich nach dem Wunſche meines Vaters Theologie ſtudiren ſollte, ließ ich mich bei dieſer Facultät einſchreiben und belegte, wie das der Fuchs in dem erſten Semeſter gewöhnlich zu thun pflegt, möglichſt viele Collegia: bei Griesbach Kirchengeſchichte und Hermeneutik, bei Gabler bibliſche

*) Eine Univerſitätsſtadt Baierns.

Theologie und Einleitung in das neue Teſtament, bei Bernſtein Jeſaias und ebräiſche Grammatik. In dieſer letzteren Sprache hatte ich mir bereits gute Vorkenntniſſe durch Unterricht, welchen mir ein jüdiſcher Schriftgelehrter privatim auf dem Gymnaſium ertheilt hatte, erworben. Vornehmlich hatte er mich das Ebräiſche ſo ſchnell und geläufig wie das Franzöſiſche leſen gelehrt und zwar mit der, den Ebräern eigenthümlichen Ausſprache, welche weſentlich von der unſerer chriſtlichen Profeſſoren abweicht. Mein Rabbi machte mir ein Geſchenk mit einem alten Teſtamente im kleinſten Format ohne Vokale, welche bekanntlich in den gewöhnlichen Ausgaben durch unter und über die Conſonanten geſetzte Punkte und Striche angegeben werden. — Auch das Collegium logicum durfte nicht fehlen: der alte, aber ſehr muntre Profeſſor Ullrich trug die Logik in lateiniſcher Sprache vor, was ſie uns juſt nicht ſchmackhafter machte. Es ging uns, wie es Goethe in Leipzig ergangen war, wo die Anzahl der Zuhörer, ſobald die Zeit der warmen Kräpfel kam, in dem Hörſaale Plattner's ſich bedeutend lichtete.

An dem ſogenannten „flotten Burſchenleben“ in den Commershäuſern und auf den Bierbänken der umliegenden Dorfſchaften Antheil zu nehmen, war ich dadurch ausgeſchloſſen, daß ich einen angebornen und unüberwindlichen Widerwillen gegen das Bier hatte. Wenn ich dennoch einmal an der Tafel der Zechbrüder erſchien, aber, da es meine Mittel nicht immer erlaubten, auch nur einen Schoppen von jenem „Gewächs der Thüringer Berge, welches wie Wein ausſieht“ anzuſchaffen, nur ein Glas Zuckerwaſſer vor mir ſtehen hatte, mußte ich mir als „Waſſerfuchs“

manchen ſchlechten Witz gefallen laſſen; denn ich war außer Stande, mir nach dem Biercomment Genugthuung zu verſchaffen, wenn man mir „einen gelehrten Herrn!“ oder wohl gar einen „Doktor!“ ſtürzte. Mich zur Würde eines „Fürſten von Thoren, zum Saufen auserkoren!“ oder durch einen zehnmal geleerten Birkenmaier zu der eines „Papſtes“ hinaufzutrinken, lag für mich außerhalb des Möglichen.

Die Scenen in Auerbachs Keller, welche Goethe nach eigenen Erlebniſſen im Fauſt uns zur Anſchauung bringt, erſcheinen, was Anſtand und Nüchternheit betrifft, ſehr gemäßigt im Vergleich zu den Scenen, welche man auf dem Ballhauſe und dem Fürſtenkeller in Jena und bei den Biergelagen in Lichtenhain, wo das Getränk mit berauſchenden Kräutern verſetzt wurde, vor Augen hatte. — „Gelehrter Herr!“ genannt zu werden, galt für eine, jedoch nur leichte Beleidigung; zwei gewöhnliche Biergläſer mit leichtem Getränk gefüllt, waren die Waffen, auf Kommando wurde angeſetzt, und wer zuerſt mit dem geleerten Glas auf den Tiſch ſchlug, war Sieger. Es ſtand dem Beſiegten, in der Kunſtſprache „der Ausgeſchmierte“ genannt, frei, dem Gegner eine ſchwerere Beleidigung zuzufügen und ihm „einen Doktor zu ſtürzen.“ Es mußte jetzt mehr Blut, das will ſagen: Bier fließen, als bei dem gelehrten Herrn. Zwei hohe Baſigläſer, auch Stangen genannt, wurden den beiden Kämpen vorgeſetzt und mußten ebenfalls auf Kommando geleert werden. Zahlung hatte der Beſiegte zu leiſten. — Hatte Einer an einem Nachmittag und Abend zehnmal auf der Doktor-Menſur als Sieger geſtanden, ſo wurde er zum „Fürſten von Thoren“ ausgerufen und Seiner Hoheit überlaſſen, den Tag der

Krönung zu bestimmen. Der Krönungs-Pokal war ein sogenannter Birkenmaier, ursprünglich ein norwegisches Trinkgefäß.*) Der Erkorne bestieg den, auf einen Tisch gestellten Thron, mit dem rothen Friesrock einer Bauerdirne als Purpur und einer Krone von Goldpapier geschmückt. Die Großen der Krone standen zu beiden Seiten. Der Fürst stimmte mit des Basses Grundgewalt den Krönungshymnus an:

Ich bin der Fürst von Thoren,
Zum Saufen auserkoren,
Ihr andern seid erschienen,
Mich fürstlich zu bedienen.

Der Chor antwortet:

Euer Durchlaucht aufzuwarten
Mit Bier von allen Arten,
Sind wir allhier erschienen,
Euch fürstlich zu bedienen.

Der Fürst.

Spannt, Jäger, das Gefieder,
Schießt mir die Füchse nieder,
Ihr andern aber alle
Stoßt in das Horn, daß es schalle!

Chor.

In's Horn, in's Horn in's Jägerhorn,
In's Horn, in's Horn, daß es schalle!

Dieser Chor wurde so lange gesungen, bis der Fürst die ihm dargereichten drei Birkenmaier geleert hatte, worauf er von den, von ihm dazu ernannten Trabanten auf seinem Thronsessel nach seiner Wohnung getragen wurde.

*) Auf der Kunstkammer des Berliner Museums befinden sich ein paar dergleichen norwegischer Herkunft aus ältester Zeit.

Nur ein, zum Fürſten von Thoren ſich hinaufgetrunken habendes bemooſtes Haupt hatte Anſpruch, zur höchſten Würde, zu der eines „Papſtes“ gelangen zu können. Er ſchrieb hierzu ein Conclave der Cardinäle aus, beſtimmte Zeit und Ort für die hohe Feſtlichkeit, bei welcher der geſammte Bierclerus nebſt Chorus zur Ausführung der großen Meſſe ſich einfand. Das päpſtliche Gewand nebſt der dreifachen Krone lagen auf nebenſtehenden Seſſeln bereit, der zu Erwählende beſtieg den, auf einem Tiſch unter einem Baldachin aufgeſtellten Thron und gab mit einem, über die Häupter der Gläubigen ausgegoſſenen Glaſe Wein oder Bier das Zeichen zum Beginn der Feier. Der Vorſänger hub an: „Wäre den Herren Confratribus gefällig, eine hohe Saufmeſſe heut gemeinſchaftlich zu feiern?“ Der Chor reſpondirte: „Es geſchehe nach des Herrn Willen.“ Dann wurde eine lateiniſche Strophe und Antiſtrophe geſungen und mit dem gemeinſchaftlichen Chor geſchloſſen: „O pater Bacche fac o fac, quod talem diem habeamus quam plurimam! Amen.“ — Zwölf bis zum Rande gefüllte Baßgläſer wurden jetzt von dem Cardinal Mundſchenk aufzutragen befohlen, welche er dem Candidaten des heiligen Stuhles eines nach dem andern in kurzen Zwiſchenpauſen reichte und von dieſem geleert wurden. Es wurde hierbei eine Litanei geſungen, in welcher zwölf Fragen des Cardinal-Rectors durch den Chor beantwortet wurden. Die erſte Frage war: Quot sunt apostoli? Die Antwort: Duodecim apostoli! duodecim menses anni! duodecim planetae! und ſo gingen Fragen und Antworten weiter herab zu den neun Muſen, ſieben Kurfürſten, ſieben Tagen der Woche, ſieben

Wundern der Welt, fünf Sinnen, fünf Fingern an jeder Hand, vier Evangeliſten, vier Elementen, vier Himmelsgegenden, drei Patriarchen, drei Grazien, drei Gottheiten, zwei Patriarchen, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Naſen; den Schluß machte: Unus est oeconomus, qui regnat in culina supra ancillas nostras! Während dieſer Litanei mußte der Aſpirant die zwölf Gläſer geleert haben. Es war ihm geſtattet, während der Litanei dreimal den Vorhang des Baldachins zuzuziehen, um ſich auf einige Minuten ſtillen Betrachtungen zu widmen, oder den Sanctum Ullricum anzurufen, bei welchem Geſchäft die Cardinäle ihm als Weihrauch aus zwölf unter den Vorhang geſteckten Thonpfeifen mit Tabaksqualm zubampften.

Waren alle dieſe Höllen- und Fegefeuerproben glücklich überſtanden, ſo wurde der Candidat, welcher vom gelehrten Herrn zum Doctor und zum Fürſten von Thoren ſich aufgeſchwungen, nun als Papſt proklamirt und in feierlicher Proceſſion in das Paradies — ein Luſtwäldchen an der Saale — gebracht, von wo er zuletzt in einem keineswegs paradieſiſch behaglichen Zuſtande nach Haus getragen wurde.

Solidere Biertrinker verſchmähten das leichte und lichte Gebräu von Ziegenhain, Wöllnitz und des Gaſthofes zur Roſe, ſo wie das berauſchende Lichtenhainer und gaben vor allen anderen Sorten dem braunen Röſtritzer, einfachen ſowohl als doppelten (dem engliſchen Ale gleichkommenden), den Vorzug. Dieſe ſolideren Biertrinker, alte Burſche und bemooſte Häupter, bildeten den „Verein der ausgepichten Naturen“ und verſammelten ſich bei dem Geleitseinnehmer an der Saalbrücke in Wenigenjena am rechten Ufer der

Saale, welcher eine ausgezeichnete Niederlage des Köſtritzer verzapfte. Um nun dies edle Getränk nicht in ſolchen Maſſen, wie die leichteren Weißbiere hinterzugießen, wurde dabei ein Kartenſpiel: „die luſtige Sieben“ geſpielt, wobei der Gewinner, wie der Verlierer inſofern gleichgeſtellt waren, als der Erſtere den Gewinnſt in verſchiedenen Gläſern einzog, der Letztere den Verluſt durch Vertilgung des ihm auferlegten Strafmaßes büßen mußte. Da ich mich weder zur Fahne der blonden, noch der braunen Biertrinker hielt, bin ich in die Regeln dieſes Spieles niemals eingeweiht worden, doch habe ich mich oft an der munteren Laune der luſtigen Sieben ergötzt. Die Spieler gehörten nicht zu jenen ſtummen, ernſten, ſchweigenden Geſellen, von welchem Lichtwer erzählt: „Wenn ſie nicht hören, ſehen, ſprechen, fühlen, was thun ſie denn? — ſie ſpielen?“ — Bei der luſtigen Sieben ging es ſehr laut und luſtig her, nicht nur wurde viel gelacht, geſcherzt, hin und wieder disputirt, auch geſungen wurde, und dieſe Rundreime geben denen, welche die naſſen Burſchen in Auerbachs Keller ſangen, nichts nach; bald lateiniſch, bald deutſch und etwas kauderwelſch dazwiſchen. Im Gedächtniß geblieben ſind mir:

Ecce! quam bonum,
Bonum et jucundum,
Habitare fatres,
Fratres in unum. –

Knaſter den gelben,
Hat uns Apollo präparirt,
Und uns denſelben
Accommandirt. ꝛc.

Edite! bibite! collegiales
Post multa secula pocula nulla!

Die ganze Welt mag knı, kna, knurren,
Die alten Weiber ſchni, ſchna, ſchnurren,
Schnurr wie du willſt, knurr wie du willſt,
's gilt mir gleich viel,
Hab' ich kein Bier im Glas,
Bleib' ich vom Spiel,
Haſt nicht geſehn, ſollſt noch ſehn
Den Teufel und ſein Spiel. —

Späterhin wurde noch eine dynaſtiſche Bierhoheit zwiſchen den Fürſt von Thoren und den Papſt eingeſchoben: „Seine Durchunddurchlauchtigkeit, der Herzog von Lichtenhain.“ Zu dieſer Würde trank ſich derjenige empor, welcher an einem Nachmittage eine beſtimmte Anzahl Kannen dieſes berauſchenden Bieres hintergoß und dann im angetrunkenen Zuſtande den Zurückritt nach Jena auf dem, hierzu eigens in dem herzoglich lichtenhainſchen Marſtalle unterhaltenen, Eſel ausführte, ohne mehr als dreimal heruntergefallen zu ſein.

Ein und der andere Jubilar, Landpfarrer, Bürgermeiſter, Beamtete, welche vor fünfzig Jahren in Jena ſtudirt hatten, wußten noch von dem Gebrauch zu erzählen, daß ein Bierbruder dem anderen ſeine erkorene und als ſolche proklamirte „Charmante“ durch höhere Leiſtung im Trinken abgewinnen konnte. In Zachariä's komiſchem Heldengedichte: „der Renommiſt“ geſchieht deſſen Erwähnung:

„Bei den Jenenſern iſt ein alt Geſetz in Ehren,
„Das alte Burſchen ſtets die junge Nachwelt lehren;
„Dies iſt's: So oft man ſich vor volle Gläſer ſetzet,
„Wählt ſich ein jeder Burſch ein Mädchen, das er ſchätzet,
„Zu der Charmanten wird ſie feſtlich deklarirt
„Und dem Amanten nie auf andre Art entführt,
„Als ſich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen,
„Und wenn es Freunde ſind, in Bier ſie abzuzechen.

„Ein alter Renommiſt, der jüngſt im Zweikampf ſtarb
„Und in dem Paradies*) die Hölle ſich erwarb,
„Sprach ſterbend noch zu ſeinem Secundanten:
„Beſchützet dies Geſetz! beſchützet die Charmanten,
„Daß nie ein frecher Fuchs je dieſen Brauch verhöhne:
„Sauft! fecht und ſterbet ſo, wie ich, für meine Schöne!"

So ſehr ich mich auch von den rohen Geſellen der Bierbänke zurückhielt, wurde ich dennoch an ſolcher unſaubern Stelle bereits in dem erſten Semeſter in arge Händel verwickelt. Man hatte den „Waſſerfuchs" bisher in den kleineren Kreiſen, welche ſich bei muntrem Geſange zu einem „Hospiz" verſammelten, mit ſeinem Glaſe Waſſer geduldet, da ich eine leidliche Tenorſtimme hatte. Eines Abends trat an unſern Tiſch ein Thüringer, der lange Heller, heran, welcher ſich rühmte, zu ſeinem vollſtändigen Anzuge nur dreier Kleidungsſtücke zu bedürfen: das Hemd, den Mantel, der bis über die Kniee herab-, die Kanonenſtiefel, die bis über die Kniee hinaufreichten. Ich mochte ihn durch irgend einen ſchlechten guten Witz über ſeinen Sansculottismus beleidigt haben, er nahm mir mein Glas Waſſer fort und goß es mir mit pathetiſchen Taufworten: „Waſſerfuchs, ich taufe Dich" über den Kopf. Als er nun aber, um den Teufel auszutreiben, mir ein mit Bier gefülltes Maßglas über den Schädel goß, verabreichte der kleine, unbärtige Waſſerfuchs dem großen Bierlümmel eine derbe Ohrfeige, worüber er ſo verblüfft war, daß ich, bevor er zum Ziegenhainer griff, um ſich in Avantage zu ſetzen, die Kneipe eiligſt verlaſſen hatte und mich drei Tage lang in geſichertem Verſteck hielt; nach dieſer Friſt durfte

*) Ein Frauenzimmer an der Saale.

man ſich nicht in Avantage ſetzen, nur die gewöhnliche Herausforderung erfolgte.

Man ſetzte ſich, nach damaligem „Comment“ (Studentenbrauch) dadurch in Avantage, daß man die empfangene Beleidigung durch eine Beleidigung höheren Grades überbot. Es gab Verbal- (durch Worte) und Real- (thätliche) Injurien. Die Verbal-Injurien waren: 1) ſonderbar, 2) dummer Junge, 3) Hundsfott. Für die erſten beiden wurde Genugthuung auf Hieb- oder Stoßwaffen; für die dritte nur auf Piſtolen gefordert. Die Realinjurien waren 1) auf den Fuß treten, 2) von dem breiten Steinweg (Bürgerſteig) ſtoßen, 3) Ohrfeige, 4) Schlag mit dem Ziegenhainer Stocke, 5) unter den Zopf ſpucken, 6) die Hetzpeitſche, 7) das gefüllte Nachtgeſchirr auf dem Schädel zerſchlagen. Auf dieſe beiden letzteren Beleidigungen erfolgte ebenfalls das Piſtolenduell. — Während meiner erſten beiden Semeſter ſind noch ſämmtliche Realinjurien vorgekommen, mit Ausnahme des Spuckens unter den Zopf; denn Zöpfe kamen nur ſehr vereinzelt im Format von Rattenſchwänzen vor, nicht vom eigenen Haar, ſondern mit kleinen Haken an den Kragen oder an den Hut angehängt. Sämmtliche Realinjurien wurden in einem, 1810 revidirten Burſchen-Comment in Jena abgeſchafft bei Strafe des Verſchiſſes, d. h. für unehrlich erklärt zu werden. — Die Waffe für den Zweikampf in Jena war der Stoßſchläger, eine mit drei Hohlkehlen geſchliffene, 25 bis 30 Zoll lange Klinge, mit einem Stichblatt von 6 Zoll im Durchmeſſer. Eine Verwahrung der edleren Körpertheile, wie bei den Zweikämpfen auf den Hieb, fand nicht ſtatt*). Ich kam bereits

*) Seit 1815 hat man in Jena die weniger gefährliche Hiebwaffe eingeführt.

als ein wohlgeübter Fechter nach Jena; zwei ältere Hauptſchläger hatten mich ſchon auf dem Gymnaſium eingepaukt, ſo daß der Univerſitäts-Fechtmeiſter, ein Schüler und Nachfolger des berühmten Kreißler, mich ſchon in dem erſten Monate zu ſeinem erſten Vorfechter ernannte. Wenn Goethe von ſich rühmt, daß er vieles verſucht, aber nur in der einen Kunſt: „Deutſch zu ſchreiben“ es der Meiſterſchaft nahe gebracht, könnte ich von mir ſagen, daß ich auch nur in einer Kunſt, und zwar in der Fechtkunſt es zur Meiſterſchaft gebracht. —

Der Cartellträger meines Gegners machte mir die Mittheilung über wann? wo? das Duell ſtattfinden ſollte. Zu meinen Secundanten wählte ich einen preußiſchen Landsmann, Namens Kupfer, der ſich vornehmlich der Philologie und der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft widmete und wegen ſeiner Liebhaberei, bei allen Händeln, ſei es als Anſtifter, Vermittler, Austräger — nur nie als Ausfechter — die Hand im Spiele zu haben, der „Diplomat“ genannt wurde. Als ſolcher hat er ſpäter in preußiſchen Dienſten im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſeine Laufbahn gemacht, welche jedoch kein glänzendes Ende nahm. Er war dem, 1816 aus ſächſiſchen Dienſten in preußiſche getretenen Freiherrn von Miltitz, welchem der damals ſehr wichtige Geſandſchaftspoſten in Conſtantinopel anvertraut worden war, als Secretair attachirt worden. Miltitz, welcher übrigens ein ungemein feiner und in ſeinem Fache vollkommen bewanderter Diplomat war, ſuchte ſich bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin dadurch zu hoher Geltung zu bringen, daß er Berichte über geheime Geſpräche

ſchrieb, welche der Geſandte Rußlands mit dem franzöſiſchen und dieſer mit dem türkiſchen gehabt, was bei dem bevorſtehenden Ausbruche des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von großer Wichtigkeit war. Nun war aber mein ſchlauer Freund Kupfer dahinter gekommen, daß Miltitz dieſe angeblichen geheimen Geſpräche erfunden hatte. Er machte hiervon in aller Stille dem Grafen Goltz in Berlin Anzeige, und da in Folge der Miltitz'ſchen Berichte bedeutende Zerwürfniſſe zwiſchen den Höfen von Berlin und Petersburg eingetreten waren, nahm der König Friedrich Wilhelm III. dieſen Betrug, welchen Miltitz geſpielt hatte, ſo übel auf, daß er ſofort ſeinen Flügeladjutanten Oberſt v. Thiele nach Conſtantinopel ſchickte, mit Vollmacht verſehen, den Baron von Miltitz zu verhaften, die geſandtſchaftlichen Papiere durchzuſehen und die für wichtig gehaltenen nebſt dem Geſandten nach Berlin zu bringen. Dies geſchah. Miltitz wurde mit Penſion entlaſſen, aber auch ſein Secretair verlor ſeinen Poſten, weil man wohl den Verrath, nicht aber den Verräther liebt. Kupfer trat nie wieder in den Staatsdienſt ein; er war Beſitzer eines Landgutes, gehörte als Abgeordneter für Wirſitz in der Nationalverſammlung 1848 zu der reactionären Partei, ohne jedoch jemals das Wort zu nehmen. Später beſchäftigte er ſich mit literariſchen und volkswirthſchaftlichen Studien, allein auch hiervon hat er niemals etwas verlautbart. Als Student war er von ſo dünner und ſchlanker Figur, daß wir ihn „Strohhalm" nannten, worauf er mit dem Sprüchwort entgegnete: „ein guter Hahn wird niemals fett". Seine Natur und Figur hatte ſich in den älteren Jahren gänzlich geändert; er war als Sechsziger

unförmlich ſtark geworden; auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, bei welcher ich in den Jahren 1849 bis 1859 als Hülfsarbeiter beſchäftigt war, nannte man ihn, wenn er ſchwerfällig in einem Schuppenpelz und mit Filzſchuhen verſehen zur Winterszeit eintrat: das „antediluvianiſche Rhinozeros“. Als Student war er von ausgelaſſenem Humor, und wir alle verkehrten gern mit ihm: wenn er jetzt auf die Bibliothek kam, vermied ein jeder, mit ihm in ein Geſpräch verwickelt zu werden, denn wenn es ihm gelungen war, auf einem Stuhle Poſto zu faſſen, dann rührte er ſich unter einigen Stunden nicht von der Stelle. Als er mir einmal auf der Bibliothek eine Vorhaltung wegen meiner demokratiſchen Geſinnung machte, nahm ich aus meinem Schreibtiſche mein Stammbuch aus der Studentenzeit heraus und legte ihm das von ihm: „Jena den 12. April 1812“ geſchriebene Blatt vor. Er wollte nichts von ſo alten, abgethanen Geſchichten hören; da indeß einige Freunde herangetreten waren und über die Lebenszeichen des antediluvianiſchen Rhinozeros verwundert waren, gab ich nähere Auskunft und las nun die von Kupfers Hand geſchriebenen Denkſprüche vor: „Keinem Despotismus fröhne, wer ſich „deutſcher Abkunft rühmt! Leider! — fügt der Student „Kupfer hinzu — pia desideria. — Rettung von Tyrannen„ketten! Hoffnung auf den Sterbebetten! — Weh den „Unterdrückern! wenn in dem Schooße der Städte der Feuer„zunder ſich gehäuft, das Volk erkennend ſeine Rechte,*) zur „Eigenhülfe ſchrecklich greift. Da zerret an der Glocke

*) So hat Kupfer die Worte Schiller's: „das Volk zerreißend ſeine Kette“ abgeändert.

„Strängen die Rache (der Aufruhr), daß ſie heulend ſchallt „und, nur geweiht zu Friedensklängen, die Loſung an„ſtimmt zur Gewalt. — Schiller. — Lieber Förſter, er„innere Dich zuweilen der, unter Freud und Leid verlebten „Stunden mit Deinem Kupfer.“ — Auf der Rückſeite: „Memorabilia. Die unſrigen möchten wohl unzählig ſein.“ (Es folgen nun eine Anzahl Namen und Orte, welche ſich vornehmlich auf die Duelle beziehen, in welchen Kupfer mein Secundant war.) —

Und ſo wäre ich denn glücklich wieder auf der Stelle angelangt, von welcher mich Freund Kupfer zu einer Abſchweifung in eine ſpätere Zeit verführte.

Da man ſich nicht nach Tiſch mit vollem Magen zu ſchlagen pflegte, weil es dann gefährlichere Wunden gab, hatte mein Secundant die Morgenſtunde beſtimmt und vorher für einige Taſſen Chokolade geſorgt. Das Stelldichein war im Schlaghölzchen, einem Kiefernwäldchen auf dem, eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Landgrafenberge, auf welchem einige Jahre früher ein ernſteres Rendezvous am Tage der Schlacht von Jena (14. October 1806) ſtattgefunden. — Es hatte ſich eine zahlreiche Zuſchauerſchaft eingefunden, namentlich war die thüringiſche Landsmannſchaft ſtark vertreten. Mein Gegner war ein Gothaer, ich ein Altenburger, und obſchon die beiden Herzogthümer Sachſen-Gotha und Sachſen-Altenburg unter demſelben Herzogshute ſtanden, waren die beiden Racen doch nie unter einen Hut landsmannſchaftlicher Verbrüderung zu bringen. Daß ein Altenburger Fuchs einem alten Burſchen Gotha's eine Ohrfeige zu geben ſich unterſtanden,

forderte blutige Rache, und ſie war mir heut geſchworen. Mein Gegner war mir, obſchon ich eine gute Klinge führte, bei weitem überlegen. Anfänglich ſpielte er mit mir; plötzlich aber drang er gewaltig auf mich ein, und mit dem Ausruf: „der ſitzt auf dem Fechterfleck!“ erhielt ich eine Quart über den Arm auf die Bruſt, daß ich zurücktaumelte und verloren geweſen wäre, wenn mein Secundant nicht durch ein ſchnelles Halt! den Nachſtoß abgewehrt hätte. Der Stoß, den ich erhielt, war gut geführt, und ich würde durchbohrt worden ſein, wenn nicht die Spitze des Schlägers auf die Schnalle des Hoſenträgers getroffen wäre. Nun hatte ich aber auch meinen Vortheil mir abgeſehen; als W..... im nächſten Gange denſelben Sprung und denſelben Kraftſtoß wiederholte, parirte ich ſchnell und ließ ihn gegen meinen vorgehaltenen Spieß wie einen wüthenden Eber anrennen. Der Schläger entfiel ſeiner Hand, der Aermel ſeines feinen Battiſthemdes zeigte an verſchiedenen Stellen Blutſpuren. Da es darauf ankam, zu ermitteln, ob die Wunde ein regelmäßiges Dreieck, ein geriſſenes Loch, oder ein per et per (durch und durch) war, ließ mein Freund Kupfer es ſich angelegen ſein, die Wunde genau zu unterſuchen. War es ein unregelmäßiges Loch, ſo konnte das Duell fortgeſetzt werden; war ſie ein Dreieck, oder ein per et per, dann mußte Genugthuung genommen werden, und das Duell war beendet. — Der Secundant meines Gegners ſtreifte den Hemdärmel nur ein kleines Stück zurück, und mit dem Bemerken: „ein Loch, ein rechter Sauſtoß!“ rief er dem Arzt zu, den Verband anzulegen. Hiermit war Kupfer nicht einverſtanden; er ſtreifte den

Aermel weiter zurück, und es zeigte ſich, daß ich dem Gegner mit meinem Schläger nicht nur den Unterarm, ſondern auch den Oberarm durchſtochen hatte, ſo daß vier offene, ſtark blutende Wunden vorhanden waren. Um dies zu verdecken, fuhr der gegneriſche Secundant mit den Fingern ſeiner rechten Hand von einer Wunde zur andern, uns beſtändig zurufend: „iſt nur ein Loch!“ worauf ich ihm bemerkte: „er ſcheine mir ein ſehr geſchickter Flötenſpieler zu ſein, daß er die Löcher ſo gut zu ſchließen verſtehe!“

II.

Goethe.

1.

„Die Weltſeele."

Ein Vortrag.

Bevor wir, meine Herren, uns daran begeben, in gemeinſchaftlicher Beſprechung ein näheres Verhältniß über Goethe's Gedicht: „Weltſeele" zu gewinnen, geſtatten Sie mir als Einleitung einige Erinnerungen aus meinem Leben mitzutheilen, durch welche ich mich zunächſt veranlaßt fand, dies Gedicht als Gegenſtand für unſere heutige Unterhaltung zu wählen.

Mir iſt die Gunſt zu Theil geworden, eine längere Reihe von Jahren hindurch zu wiederholten Malen mich der freundlichſten Aufnahme Goethe's in ſeinem Hauſe, öfterer Begegnung außerhalb und manchen Beweiſes wohlwollender Zuneigung erfreut zu haben.

Zum erſten Male ſchritt ich über die Schwelle ſeines Zimmers, auf welcher uns das Wort: SALVE willkommen heißt, im Jahre 1811; ich erblickte demnach das damals noch in vollem Glanze ſtrahlende Weltlicht zu einer Zeit,

als die Mehrzahl von Ihnen, m. H., das Licht der Welt noch nicht erblickt hatte. — In jenem Jahre machte ich als Student in Jena die Bekanntschaft mit Goethe's Sohne August, welcher hier in dem letzten Semester nachholen sollte, was er in den früheren in Göttingen und Heidelberg versäumt hatte. — Da Goethe gewöhnlich des Sonnabends nach Weimar ging, um am Abend — am Sonnabend wurde immer auf zahlreichen Besuch der Studenten gerechnet und ein Trauerspiel gegeben — das Theater und am Sonntag das Bierhaus in Oberweimar zu besuchen, nahm ich seine Einladung, ihn zu begleiten, gern an, zumal ich durch ihn freien Eintritt in das Theater erhielt.

Gestehen will ich indeß, daß ich damals noch nicht von so hoher Begeisterung für Goethe erfüllt war, wie später. Wir schillerten damals noch stark, und so war es denn auch nicht das Verlangen, Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath von Goethe vorgestellt zu werden, was mich zu öfterem Besuch seines Hauses veranlaßte. Gehörte ich doch auch zu Denen, welche es dem deutschen Dichter nicht vergeben konnten, daß er von dem Tyrannen und Unterdrücker der deutschen Nation, von Napoleon, den Orden der Ehrenlegion angenommen hatte.

Was mich damals zu wiederholtem Besuche in Goethe's Hause veranlaßte, war daher nicht Se. Excellenz, sondern Frau von Goethe, damals noch eine höchst lebenslustige Frau, an der von der Geheimeräthin und Excellenz auch nicht der entfernteste Anflug zu spüren war. Da Frau von Goethe nicht als coursähig anerkannt war, überdem auch nicht in den streng abgeschlossenen Kreisen der b ger-

lichen Geſellſchaft verkehrte, wußte ſie ſich dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie die Einladungen zu den Studentenbällen bereitwilligſt annahm, bei denen es ihr nie an einem oder einigen „cavalieri serventi“ fehlte, denen der Papa gern den Wechſel um einige Friedrichsd'or erhöhte, wenn der begünſtigte Sohn ſchrieb, daß er mit der Frau des berühmten Goethe getanzt, mit ihr Landpartien gemacht, ſo und ſo viel Flaſchen Champagner mit ihr geleert, worin die im Feuer einer „Bacchantin“ — ſo hörte ſie ſich gern von uns nennen — glühende Dame etwas zu leiſten vermochte.

Ein Umſchlag in meinen Anſichten über Goethe's hohe Bedeutung als des Dichters, an welchem das deutſche Nationalgefühl vornehmlich ſeinen Halt habe, erfolgte bereits im nächſten Jahre, als ich den Aufführungen des Götz von Berlichingen und Egmont zu wiederholten Malen beigewohnt und Hermann und Dorothea auswendig gelernt, wie durch Belehrung, welche ich dem damals in Weimar als Prediger und Gymnaſiallehrer angeſtellten Dr. Johannes Schulze, Herausgeber der Werke Winckelmanns, und dem Umgange mit dem Schauſpieler Wolff verdankte. — Da Goethe zuweilen einen längeren Aufenthalt in Jena nahm, hatte ich Gelegenheit ihn öfters zu ſehen und mit der beſſeren Erkenntniß der Werke des Dichters ſteigerte ſich auch meine Verehrung für den Menſchen.

So galt es uns denn als eine glückliche Vorbedeutung, daß wir zu Ende April, als wir am frühen Morgen zur Schlacht von Lützen aufbrachen, vor dem Poſthauſe in Meißen Goethe begegneten. Obſchon er, in einen ruſſiſchen Offiziermantel gehüllt, ſich tief in die Ecke des Wagens

zurückgezogen hatte, erkannte ich ihn, und bot ihm einen „ſchönen guten Morgen", welchen Gruß er freundlichſt erwiederte. Kaum daß die Kameraden, es war eine Compagnie freiwilliger Jäger von „Lützow's wilder verwegener Jagd," zum größten Theil aus Studenten beſtehend, hörten: Goethe ſitze in dem Wagen, umringten wir ihn, und ich hielt eine kurze Anrede, in welcher ich ihn um ſeinen Waffenſegen bat. Alle ſtreckten ihm die Büchſen und Säbel entgegen, und mit darauf gelegter Hand rief er: „Zieht mit Gott!" was mit donnerndem „Hurrah" erwiedert wurde.

Wunderſamer Weiſe fügte es ſich, daß wir bei unſerm Rückmarſch aus Frankreich und geraden Wegs von Paris (1815) in Heidelberg Raſttag hielten, wo ich zu meiner großen Freude erfuhr, daß Goethe anweſend und einer Einladung der Brüder Boiſſerée gefolgt ſei, um von ihrer reichen Sammlung altdeutſcher und niederländiſcher Bilder, insbeſondere der Kölniſchen Schule, nähere Kenntniß zu nehmen. Auf ein an Se. Excellenz gerichtetes ſchriftliches Geſuch, meine Aufwartung machen zu dürfen, wurde mir ſogleich eine Stunde beſtimmt, ich ſtellte mich ihm in voller Uniform mit dem eiſernen Kreuz vor, wurde auf das Herzlichſte empfangen und hatte, da er bei den Herren Boiſſerée wohnte, die willkommene Gelegenheit, die werthvollen Gemälde mittelalterlicher Künſtler zu ſehen, welche ſelbſt Goethe, der ſonſt nur die klaſſiſche Kunſt anerkannte, einigermaßen zur Romantik hinüberzuziehen vermochten, worüber die Freunde dieſer Schule eine nicht geringe Genugthuung empfanden.

Wenn nun aber auch Goethe ſchon in früheſter Zeit

durch ſeine Abhandlung über altdeutſche (gothiſche) Baukunſt und das Straßburger Münſter in dieſer Richtung anregend gewirkt hatte, ſo ging er doch in ſeiner Anerkennung Wilhelms und Stephans von Köln, van Eyck's, Memmling's, Schorrel's und der anderen in Boiſſerée's Sammlung vertretenen Meiſter nicht ſoweit, ſie über Raphael und Correggio zu ſtellen, und noch weniger war er geneigt, in die geiſtlichen und kirchlich-katholiſirenden Litaneien von Novalis, Friedrich Schlegel, Brentano, Ludwig Tieck und anderer frommen Kloſterbrüder einzuſtimmen. Zur Belehrung dieſer Geſellſchaft und zum Aergerniß ihrer Gemeinde, zu welcher auch Frau von Savigny, die Schweſter Bettina's, deren Bekenntniß freilich ganz anders lautete, gehörte, erſchien in dem erſten Heft von „Kunſt und Alterthum am Rhein“ ein Aufſatz, worin dem Chriſtkindchen der heilige Joſeph als Pflegevater zugetheilt wird und dieſelbe untergeordnete Rolle, wie in dem Liedertafelliede: „die heiligen drei König' mit ihrem Stern“ ſpielt, in welchem es heißt:

Der Joſeph fromm ſitzt auch dabei,
Der Ochs und Eſel liegen auf der Streu.

Nun will ich hier noch einer dritten Begegnung mit Goethe erwähnen. Auf einem erſten Ausfluge mit meiner jungen Frau (geb. Laura Gebike) nach Thüringen, im Herbſt 1832, erfuhr ich in Jena, daß Goethe für den Monat September eine Gartenwohnung in dem botaniſchen Garten der Univerſität bezogen habe. Ich verſäumte nicht, mich und meine Laura bei ihm anzumelden, und wir wurden in herzlichſter Weiſe willkommen geheißen. — Goethe bot meiner Frau ſeinen Arm zu einem Spaziergang durch den

Garten, und obſchon ſie kurz vorher geäußert: ſie würde mehr Muth haben, dem Kaiſer Napoleon oder Alexander ſich vorſtellen zu laſſen, als Goethe, gewann ſie doch bei deſſen entgegenkommender Freundlichkeit vollkommene Unbefangenheit und richtete die von ihrem Lehrer Zelter an den Freund ihr aufgetragenen Grüße beſtens aus. „Ich möchte," ſagte Goethe auf dieſem Spaziergange, „der jungen Freundin gern ein Sträußchen verehren, aber leider iſt, wie Sie ſehen, ſchon Alles verblüht." — „Dort unten," rief Laura, Goethe mit ſich fortziehend, „ſeh' ich ja noch eine wunderſchöne Blume in herrlichſter Blüthe!" Goethe folgte, er ging feſten Schrittes darauf zu. „So kann man denn doch," rief er, „ſeinem ärgſten Feinde nicht entgehen: das iſt die Tabakspflanze, die eine gar ſchöne Blüthe treibt, deren Blätter aber, wo ſie in Rauch aufgehen, das ſicherſte Mittel ſind, mich zu vertreiben." Dennoch entſchloß er ſich, dieſe Tabaksblüthe zu brechen, auch fanden ſich noch einige Aſtern und Immergrün, ſo daß er meiner Frau ein ganz hübſches Sträußchen geben konnte, wie er dabei ſagte: „mit Vorbehalt, es im Frühling durch ein beſſeres zu erſetzen."

Nach unſerer Rückkehr nach Berlin brachte uns Zelter das nachſtehende, von Goethe eigenhändig geſchriebene, dem Freunde zur Abgabe an mich zugeſandte Gedichtchen:

Drei Begegnungen.

An F. Förſter.

Als an der Elb' ich die Waffen Dir ſegnete,
Dem Bekreuzten am Neckar begegnete,
Da fehlte Dir noch das Dritte:
„Der Gegenſatz der ſiebenten Bitte."

Sie heißet: „von allem Bösen
Mögest, Herr, uns gnädig erlösen!“
Hier heißt es: „gieb das Beste,
Und mach' das Leben zum Feste!“
Da Du nun auch dies erfahren,
Möge Dich Gott noch lange bewahren!

Goethe.

Durch ein so unerwartetes Geschenk von dem von uns so hoch verehrten Dichter fühlten meine Frau und ich uns veranlaßt, unsern Dank im nächstfolgenden Jahre persönlich auszusprechen. Zelter hatte wieder für Gruß und Empfehlung bestens gesorgt und eine Rolle noch ungedruckter Compositionen Goethe'scher Lieder meiner Frau mitgegeben, um sie dem Dichter vorzusingen, was auch an verschiedenen Abenden zu seiner großen Zufriedenheit bei ihm und bei seiner Schwiegertochter, der von ihm zärtlich geliebten muntern und geistvollen Ottilie ausgeführt wurde. — Am liebenswürdigsten und am heitergeselligsten war Goethe am Mittagstische, wo jedoch die Eingeladenen nie die Zahl der Musen überschritten. Vor ihm stand eine Flasche alten Rheinweins, welche er ganz allein zu leeren pflegte; wir Andern hatten uns aus den vor uns aufgestellten Flaschen nach Belieben zu versorgen. Auf den Küchenzettel, den er für gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen einen besonderen Einfluß. Es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes stuffato), dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte, wegen der Damen, eine Mehlspeise (Karlsbader

Strudel), wohlſchmeckender, wenn auch nicht wohlthätiger als der dortige Sprudel. Er ſelbſt zog der ſüßen Speiſe ein Stück engliſchen oder Schweizer Käſe vor. Das Zerlegen des Bratens, ſelbſt wenn es ein ſchwieriges Wildziemer war, beſorgte er eigenhändig, legte auch wohl einer begünſtigten Tiſchgenoſſin ein ausgeſuchtes Stück oder die zierlichſte der Forellen vor. — Vorherrſchend war an dem Mittagstiſche bei dem alten Herrn — wir hatten ja damals ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag feſtlich begangen — der ausgezeichnet gute Humor und die ſcherzhaften Neckereien mit ſeiner Schwiegertochter; doch nahm die Unterhaltung zuweilen auch eine ernſte Richtung. Von dem Einen wie von dem Andern ſind Erinnerungen in den Tafeln meines Gedächtniſſes aufgezeichnet. Als einmal gegen das Ende der Mahlzeit der Wunſch ausgeſprochen wurde, eine Spazierfahrt zu machen, brachten die Einen Belvedere, die Andern Tiefurth, noch Andere Ettersburg und andere ſchön gelegene Orte in Vorſchlag. Den nach ſo verſchiedenen Himmelsgegenden hinſtrebenden Geiſtern rief Goethe mit erhobener Stimme in gebieteriſcher Haltung zu:

„Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von dieſem heil'gen Schmaus!"

und meinte, ſolches Gebot könne hier wohl Anwendung und Beachtung finden. Ottilie erklärte ſich damit einverſtanden und fügte hinzu: es ſei ihr ſehr lieb, doch endlich einmal über jenes geheimnißvolle Gedicht, über welches ſie ſich vergeblich den Kopf zerbrochen, von dem Dichter Aufſchluß erhalten zu haben. „Alſo Du ſelbſt, lieber Vater, biſt der Allgebietende, welcher an die ihm dienenden Geiſter

diesen Zuruf ergehen läßt, und so werden wir denn heute auch erfahren, weshalb jenes Gedicht die Ueberschrift „Weltseele“ führt. — „Das nehm' ich an,“ erwiderte Goethe, „daß ich den Aufruf ergehen lasse, und somit seid Ihr es, an die ich mich wende, und mögt Ihr Euch nun als Cherubim, Aeone oder dergleichen weltschöpferische Urgeister bezeugen und nach vollbrachtem Werke, worauf wir doch wohl mehr als sechs Tage zubringen dürften, vom All ins All zurückkehren: dann werdet Ihr wohl inne geworden sein, was unter der Weltseele gemeint ist.“ — Uns Allen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, zog sich Goethe mit einer verbindlichen Handbewegung und dem entschuldigenden Worte: „am siebenten Tage ruhte er,“ in sein Zimmer zum Mittagsschläfchen zurück. — „Da sind wir nun,“ bemerkte Frau von Goethe, nachdem sich der Papa entfernt hatte, „so klug wie vorher; schon einige Mal habe ich es versucht, ihn zu veranlassen, über jenes wundersame Gedicht und dessen Ueberschrift uns Aufklärung zu geben, allein ich erhielt immer ausweichende Antworten.“

Wir Andern fügten uns bereitwilligst den von Frau von Goethe getroffenen Anordnungen, und vertheilten uns diesmal nicht „nach allen Regionen,“ sondern fuhren gemeinschaftlich nach Belvedere, wo unsere liebenswürdige Wirthin dafür gesorgt hatte, daß wir, — der großherzogliche Hof war nicht anwesend — den Kaffee im Parktheater tranken, dessen Coulissen aus verschnittenen Laubholzwänden bestehen, und wo schattige Lauben zu Ankleidezimmern dienen. Die Gesellschaft hatte zum Theil auf Moos- und Rasenbänken, zum Theil auf ausgebreiteten Plaids im Grünen des Pro-

ſceniums den Kaffee eingenommen, die Cigarre war zur Vertreibung der Mücken geſtattet, es wurden für die Schildträger des Königs Gambrinus einige Gläſer mit dem damals eines hohen Rufes ſich erfreuenden oberweimariſchen Bier kredenzt, als Frau von Goethe aus ihrem Körbchen ein Buch hervorlangte, mir es gab und mit der Verſicherung: die Weltſeele laſſe ihrer Seele heut keine Ruhe, mich bat, das Gedicht vorzuleſen, um vielleicht im Austauſch der Gedanken der Löſung des Räthſels näher zu kommen; ich kam bereitwilligſt der Aufforderung nach und las an jener geweihten Stelle:

„Weltſeele.“

Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt Euch durch die nächſten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon ſchwebet Ihr in ungemeſſ'nen Fernen
Den ſel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weitr' hinaus,
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet Eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket ſchöpferiſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
In abgemeſſ'nem Schwung.

Und kreiſend führet Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Aar,
Und ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüften
Die feſten Formen vor.

Nun Alles ſich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen ſtrebt,
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Schwalme Wall
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und Ihr erſtaunt auf den beglückten Auen
Nun als das erſte Paar.

Und bald verliſcht ein unbegrenztes Streben
Im ſel'gen Wechſelblick
Und ſo empfangt mit Dank das ſchönſte Leben
Vom All in's All zurück.

„Je öfter ich," bemerkte Frau von Goethe, „dies Gedicht leſe oder vorleſen höre, deſto räthſelhafter erſcheint es mir, ich finde es wunderbar ſchön und dennoch muß ich bekennen, den poetiſchen Aufbau in dieſer Weltſchöpfung nicht in ſeiner vollſtändigen Architektur verſtanden zu haben." — „Und ſoeben haben Sie," bemerkte Profeſſor Riemer, welcher mit ſeiner ſchönen Frau gegenwärtig war, „das Löſungswort des räthſelhaften Gedichtes ausgeſprochen; denn darüber wird Niemand in Ungewißheit ſein, daß unſer Dichter uns hier eine Kosmogonie, eine Weltſchöpfung nicht etwa nur dichten wollte, ſondern wirklich gedichtet hat." — „Dann aber," entgegnete Frau von Goethe, „bleiben mir immer noch zwei Fragen unbeantwortet. Wer erläßt jenen Aufruf? und an wen iſt er gerichtet?" — „Auf eben dieſe beiden Punkte," erlaubte ich mir zu bemerken, „hat

uns der Dichter heut an der Mittagstafel, wenn auch nicht vollständige Aufklärung, so doch Andeutungen gegeben, um die Lösung des Räthselhaften des Gedichts finden zu können. Er erklärte uns für die weltschöpferischen Cherubim oder Aeone und hierdurch sich selbst für den gebietenden Allvater." — „Wohl schwerlich würde sich," entgegnete Frau von Goethe, „der Vater mit der Erhebung zu einer so hohen Stellung einverstanden erklären; indessen möcht' ich doch einen Vorschlag machen, wodurch wir den Dichter vielleicht veranlassen könnten, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten. Wie oft waren wir ihn darum angegangen, über einzelne Stellen im „Faust," über die räthselhaften „Sprüche des Bakis," über jenes wunderschöne Gedicht „die Geheimnisse," über „die Harzreise im Winter" und so manches Andere uns Aufschluß zu geben; wir erhielten immer nur ausweichende oder uns noch mehr in die Irre führende Antworten. Werden aber von Unbekannten briefliche Anfragen in bescheidener Weise an ihn mit der Bitte um Aufklärung über diese und jene mystische Stelle in seinen Schriften gerichtet, so zeigt er sich gern geneigt, gewünschten Aufschluß zu geben. Auch auf die in literarischen Blättern über einzelne unverständliche oder schwer zu verstehende Stellen im Faust (der zweite Theil war damals noch nicht erschienen), gemachten Bemerkungen hat er sich herbeigelassen, brieflich oder auch mündlich Bescheid zu geben."

Hieran knüpfte Frau von Goethe den Vorschlag: das in Rede stehende Gedicht in dem unter ihrer Leitung damals in Weimar erscheinenden Literaturblatte: „Chaos" genannt, in einer Weise zu besprechen, welche vielleicht Goethe

veranlaſſen könnte, ſein Schweigen zu brechen. Mit der Aufgabe, einen ſolchen herauslockenden Aufſatz zu verfaſſen, wurde ich betraut, unterzog mich auch bereitwilligſt dem Auftrage und ſchickte ſpäter von Berlin aus an die Redaction des „Chaos" meine Abhandlung ein. Wegen des wirren Durcheinander der erſten, im Manuſcript Goethe vorgelegten Aufſätze, und wegen der Betheiligung von Mitarbeitern der verſchiedenſten europäiſchen und außereuropäiſchen Blätter hatte der Dichter, als man ihn bat, dem Kindlein einen Namen zu geben, es „Chaos" getauft. Da es dabei nur auf eine ſcherzhafte Unterhaltung im befreundeten Kreiſe der Frau von Goethe abgeſehen war, löſte das „Chaos" ſich bald wieder in ſeine Urelemente auf und in dieſen mag auch mein Aufſatz über die „Weltſeele" ſich verflüchtigt haben. Aus den mir gebliebenen Notizen und Erinnerungen verſuche ich Nachſtehendes mitzutheilen.

Zuvörderſt ſuchte ich das Räthſelwort der Ueberſchrift des Gedichts: „Weltſeele" zu löſen. Dieſes Wort von höchſter Bedeutung zu wählen, wurde der Dichter wahrſcheinlich veranlaßt durch die zu jener Zeit erſchienene berühmte Schrift Schelling's, mit dem er befreundeten Umgang pflog: „Von der Weltſeele" (Hamburg 1798). Der jugendliche Schelling, der himmelſtürmende Titan, welcher mit der Kühnheit und Beſonnenheit eines Prometheus, zwar nicht dem allwiſſenden Zeus den Blitz, wohl aber dem Alles wiſſenden Naturforſcher das Irrlicht ſeiner Blendlaterne ausblies, und mit dem Lichte des Geiſtes, das mächtiger als das des Sonnengottes, die Welt erleuchtete, dieſer Begründer der neuen Naturphiloſophie hatte

das Princip der griechiſchen Philoſophie, welche, wie er in der genannten Schrift bemerkt, ein gemeinſchaftliches Medium annimmt, durch welches allein alle Kräfte der Natur auf das ſenſible Weſen wirken. Dies Princip, welches die „Continuität der anorganiſchen und organiſchen Welt unterhält und die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpft, wird von uns auf's Neue als jenes Weſen erkannt, das die älteſte Philoſophie als die gemeinſchaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte, und das einige Phyſiker jener Zeit mit dem formenden und bildenden Aether (dem Antheil der edelſten Naturen) für Eines hielten.“ —

Da es uns hier nur darum zu thun war, den Nachweis zu verſuchen, was den Dichter veranlaßt haben dürfte, ſein Gedicht „Weltſeele“ zu nennen, möge die vorſtehende Andeutung genügen. Auf eine nähere Erörterung, welche Stellung Goethe als empiriſcher Naturforſcher gegenüber dem Idealismus der Naturphiloſophie eingenommen, haben wir uns hier nicht einzulaſſen. Es liegt uns ſogar die Vermuthung nicht ganz fernab: der Dichter habe im Gegenſatze zu der Philoſophie, welche mit ihrer Weltſeele als einem Aether, einem unſichtbaren Medium, allzuſehr in den Lüften zwiſchen Himmel und Erde ſchweben bleibt, für ſeine Weltſeele einen feſten Grund und Boden, eine paradieſiſche Heimath zu gewinnen geſucht, wo ihr euch erſtaunt als das erſte Paar findet, im ſeligen Wechſelblick ein unbegrenztes Streben erliſcht, und ihr mit Dank das ſchönſte Leben „vom All ins All zurückempfangt.“ Hiermit dürfte der Dichter die zur vollbrachten Thatſache gewordene Liebe des erſten wie der folgenden Paare, als die ſchaffende und er-

haltende Weltſeele zu bezeichnen im Sinne gehabt haben. — Zur Wahl ſeines Stoffes mag der Dichter als ein eifriger Bibelleſer, wie wir vermuthen dürfen, durch die unter dem Namen der Bücher Moſe in die heilige Urkunde aufgenommenen Dichtungen von der Erſchaffung der Welt veranlaßt worden ſein. Darauf deutet die Erwähnung des Paradieſes und des erſten Menſchenpaares als die Vollendung der Schöpfung hin. Mit Recht führt Longinus als ein Beiſpiel des Erhabenſten orientaliſcher Poeſie den dritten Vers des erſten Kapitels des erſten Buches Moſe an: „Und Gott ſprach: es werde Licht! und es ward Licht.“ Zu ſolcher Erhabenheit verſteigt ſich der deutſche Dichter nicht; dagegen ſteigt er aber auch nicht zur Naivetät des Ebräers herab, deſſen Dichtung trefflichen Stoff zur Illuſtrirung von Volksbibeln und Kinderfibeln und zu Puppenſpielen für die Jahrmärkte zu Plundersweilern in Hans Sachſens Weiſe liefern könnte!

Die Behauptung, daß Moſes ein gründlicher Geolog und Phyſiker geweſen ſein müſſe, hält die Engliſche Hochkirche noch immer ſo ſtreng aufrecht, daß man in den engliſchen Lehrbüchern der phyſikaliſchen Erdkunde den Nachweis der Uebereinſtimmung der ſechs Schöpfungstage mit den neueſten Syſtemen der Neptuniſten und Vulkaniſten gebracht findet, trotz aller ſehr offenbaren innern Widerſprüche. Um nur auf Einiges der Art aufmerkſam zu machen, ſo wird nach dem erhabenen Worte: „es werde Licht, und es ward Licht,“ in den nächſten Verſen hinzugefügt: „Da ſchied Gott das Licht von der Finſterniß und nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen

der erste Tag.“ — Weiter unten Vers 16 heißt es dann: „Und Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsterniß; da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag.“ Das war aber bereits am ersten Tage vollbracht. Ferner: im ersten Kapitel V. 26.: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. (27.) Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie: ein Männlein und ein Fräulein. (28.) Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan.“ Im dritten Kapitel wird erzählt, wie der Herrgott am siebenten Tage ruhete von seinen Werken. Die nähere Zeitbestimmung wird (V. 4.) angegeben: „Also ist Himmel und Erde geworden, da sie geschaffen sind zu der Zeit, da Gott der Herr Himmel und Erde machte.“ An Bäumen auf dem Felde und allerlei Kraut fehlte es nicht; doch hatte Gott der Herr noch nicht regnen lassen, und (V. 5.) „es war kein Mensch da, der das Land bauete.“ (V. 7.) „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ (V. 18.) Und Gott der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. (V. 21.) Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er entschlief.

Und nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. (V. 22.) Und Gott bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm und brachte sie zu ihm. (V. 23.) Da sprach der Mensch: Das ist ja Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist. (V. 24.) Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch."

Daß im ersten Kapitel bereits ein Männlein und ein Fräulein geschaffen wurden, hat der Dichter im zweiten Kapitel vergessen. Die Strafe dafür, daß Adam von dem verbotenen Baume der Erkenntniß gegessen, erscheint keineswegs als besonders hart. Denn jedenfalls befand das junge Ehepaar sich glücklicher bei der Arbeit, dem Einbringen der selbstgebauten Feldfrucht, als in dem Paradiese, wo ihnen die Tauben gebraten in den Mund flogen, und sie von tödtender Langeweile geplagt werden mußten. Außerdem sorgte der Herr auf's Beste für die Verbannten. (Kap. 3. V. 21) „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an." Auch ruft er ihnen das tröstliche Bekenntniß nach (V. 22): „Siehe, Adam ist worden wie unser Einer und weiß, was gut und böse ist." Damit er aber die Hand nicht etwa auch nach der Frucht des ewigen Lebens ausstrecken möge, wird er aus dem Paradiese vertrieben. Ob er nicht mit der Frucht der Erkenntniß das bessere Theil erwählte, wäre wohl zu bedenken. — Schließlich sei auch noch auf den Widerspruch hingewiesen, daß Kain, nach Vertreibung aus dem väterlichen Lande

wegen Brudermordes in das Land Nod, jenseit Eden gegen Morgen, flieht, wo er, obschon der Erstgeborne des ersten Menschenpaares, sich aus der dortigen Einwohnerschaft eine Gattin wählt, mit welcher er in einer glücklichen und gesegneten Ehe seine Tage herrlich und in Freuden verlebt. —

Dergleichen Vergeßlichkeiten und Widersprüche kommen in dem kosmogonischen Gedichte Goethe's nicht vor, in welchem wir den Prozeß der Weltschöpfung physikalisch-astronomisch-geologisch-botanisch und physiologisch nachzuweisen versuchen wollen. — An ein Gedicht aber, welches in nicht mehr als neun vierzeiligen Versen uns die gesammte Weltschöpfung und Weltbeseelung vorführt, dürfen wir nicht den Anspruch machen, darin, wie in einem Lehrbuche der Naturgeschichte und Naturwissenschaften, ein nach Kapiteln und Paragraphen eingetheiltes System zu finden; die Dichtung, wenn sie nicht in das prosaische Gebiet des Lehrgedichts herabsteigen soll, genügt ihrer Aufgabe, wenn wir darin nachzuweisen vermögen: eine großartige Auffassung des Gegenstandes, Abgrenzung der unterschiedenen Gebiete, einen festen Ausgangspunkt, ein Fortschreiten auf dem Wege nothwendiger Entwicklung und die Erreichung des Zieles als den wahrhaften Abschluß. Dies würde, in der Sprache der Philosophie ausgedrückt, lauten: in einem Gedichte, welches die Ueberschrift „Weltseele" führt, müssen wir nachweisen können, daß es, vom Allgemeinen ausgehend, zum Besonderen fortschreitet und mit dem Einzelnen schließt. Daß das bezeichnete Gedicht diesen Anforderungen Genüge leistet, wird sich ergeben, wenn wir näher auf dessen Inhalt eingehen.

Auf die vorerst aufgeworfene Frage: von wem der Auf-

ruf geſchieht? und an wen er gerichtet? ertheilte uns Goethe ſelbſt, wenn auch nur im Scherz des Tiſchgeſpräches, eine Andeutung, welche benutzt wurde, um bei einem Wiederabdruck des Gedichtes im „Chaos“ als Myſtifikation und zugleich als Aufklärung der Leſer zu dienen. Dieſer erſte Vers lautete:

Vereinte Schaar beflügelter Aeone
Saß ſchmauſend da in Ruh,
Da rief der Herr von ſeinem hohen Throne
Den Himmelsboten zu:

Vertheilet Euch u. ſ. w.

Gegen dieſen, angeblich von Goethe ſpäter verworfenen Vers ſollte zur Rechtfertigung des Dichters die Anſicht aufgeſtellt werden, daß durch jenen Vers die höhere Bedeutung des Gedichts abgeſchwächt und des Geheimnißvollen beraubt worden ſei. Habe er ſich doch ſelbſt als Denjenigen genannt, welcher vom heiligen Schmaus an ſeiner Tafel die Geiſter ausſende, wozu denn auch nach ihm ein Jeder, der bevorzugte Geiſter bei ſich verſammelt habe, ermächtigt ſei.

Die vorher als die dialektiſchen Kategorien des Gedichts bezeichneten: Allgemeinheit, Beſonderheit, Einzelheit würden wir, ohne dabei an Aufrichtung einer chineſiſchen Mauer zwiſchen ihnen zu denken, etwa ſo beſtimmen: Vers 1 bis 4 die Materie als das Allgemeine, die träumende Weltſeele:

Schon ſchwebet ihr in ungemeſſ'nen Fernen
Den ſel'gen Göttertraum...

Das Licht geht auf:

Ihr leuchtet im lichtbeſäten Raum;

Die Milchſtraße mit ihren Myriaden aufgehender Sonnen iſt das Saatfeld der Sternenwelt.

> Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
> In's Weit' und Weitr' hinan.

Der Komet, welcher weder einen feſten Kern, noch geſicherten Beſtand gewonnen hat, gehört noch in das Bereich der ungeformten Materie; deshalb iſt der nächſte Schöpfungsakt der kühne Griff nach ungeformten Erden:

> Ihr wirket ſchöpferiſch jung,
> Daß ſie belebt und ſtets belebter werden
> In abgemeſſ'nem Schwung."

Dieſen Erdenkörpern wird eine feſte Bahn durch das Geſetz der Schwere angewieſen. — Mit dem fünften Verſe tritt zu der Allgemeinheit der Materie die Beſonderheit der Form hinzu:

> Ihr ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüften
> Die feſten Formen vor.

Die Elemente treten in ihrer Trennung ſelbſtſtändig auf. Mit göttlichem Erkühnen ſtrebt das Eine das Andere zu übertreffen:

> Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
> Und jedes Stäubchen lebt.

Mit liebevollem Streiten wird der „feuchten Qualme Nacht" vertrieben, die Pflanzenwelt tritt hervor, „es glühen des Paradieſes Fluren in überbunter Pracht," in welche die „geſtaltenreiche Schaar" ihren fröhlichen Einzug hält.

Hier iſt nun die Stätte für die Einzelheit bereitet, welche durch Vermittelung der Beſonderheit mit der

Allgemeinheit zuſammenſchließt. Denn es bleibt nicht dabei, daß ſich das erſte Paar nur verwundernd anſtaunt:

Und bald verliſcht ein unbegrenztes Streben
In ſel'gem Wechſelblick,
Und Ihr empfangt mit Dank das ſchönſte Leben
Vom All in's All zurück.

Vereinigung des Entgegengeſetzten in der Liebe iſt der Schlußring, durch welchen die Weltſeele die Schöpfung vollendet und das Zuſammengefügte dem All zurückgiebt.

2.

Erinnerungen aus Geſprächen mit Goethe.

1825. „Da hat mir," ſagte Goethe, „ein junger Maler aus Berlin, deſſen Name ihn ſchon zu Anſtrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert, — er unterzeichnet ſich Leſſing — eine Landſchaft mit einer Staffage zugeſandt, welche ein entſchiedenes Talent verräth, für poetiſche Erfindung wie für Compoſition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künſtler eben ſo wenig, wie mit ſeinem Gemälde in Uebereinſtimmung. Weshalb verlaſſen wir unſere enge Studierzelle oder den lärmenden Geſellſchaftsſaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Thor hinaus ins Freie? Wir ſuchen Erholung, Erheiterung, wollen einen friſchen Athemzug thun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winterlandſchaft und nicht etwa in eine jener heitern holländiſchen

wo wir Damen und Herren ſich luſtig auf ſpiegelglatter Eisfläche Schlittſchuh laufend umhertummeln ſehen — o ich ſelbſt war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittſchuhläufer! — nein, hier führt uns der Maler in eine Winterlandſchaft, in welcher ihm Eis und Schnee noch nicht genug zu ſein ſcheint; er überbietet, oder wir können ſagen, er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigſten Zugaben. Da ſehen Sie: einen in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk verſorgenden Brunnen, aus deſſen Löwen- oder Drachenrachen das feſtgefrorene Waſſer wie eine Zunge von Eis heraushängt, feſt an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Laſt des Schnees brechen; ich ſehe ſie lieber auf dem Weihnachtstiſche mit hellen Lichtern beſteckt, von frohen Kindergeſichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, giebt einem abgeſchiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf ſchwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloſter getragen wird, das Geleit. — Das ſind ja lauter Negationen des Lebens und „der freundlichen Gewohnheit des Daſeins," um mich meiner eignen Worte zu bedienen. Zuerſt alſo die erſtorbene Natur, Winterlandſchaft; den Winter ſtatuire ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene; Mönche ſtatuire ich nicht; dann ein Kloſter, zwar ein verfallenes, allein Klöſter ſtatuire ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Todter, eine Leiche; den Tod aber ſtatuire ich nicht." — Als ich mir erlaubte, an den berühmten Friedhof Ruysdaels in der Dresdner Gallerie zu erinnern und beſcheidentlich fragte: ob nicht auch die elegiſche

Stimmung in der Landschaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: „Zuverlässig — allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohlthuend rührende Stimmung versetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergessen machen, daß wir uns auf einem Todtenacker befinden."

1827. Ich fand Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide, um sich gegen blendendes Sonnenlicht zu schützen, was die Weinranken im kleinen Garten an seinem Hause in der Stadt nur spärlich durch die kleinen Fensterscheiben seines Arbeitszimmers einfallen ließen. Am Abend schützte er sich gegen das Lampenlicht durch einen vorgesetzten Schirm. Er zeigte uns einige Schirme, welche kunstgeübte Hände der Freundinnen nach den von ihm getuschten Zeichnungen in dunkles Pergament radirt hatten. Es waren Mondscheinlandschaften, und er war so gütig, meiner Frau, welche ihm durch den Vortrag mehrerer seiner, von Zelter neuerdings componirten Lieder die Abende verkürzte, zwei von ihm getuschte Landschaften: griechische Tempel bei Mondbeleuchtung, zu schenken. Von jenen Compositionen gefielen ihm zumeist zwei Lieder, „Ich ging im Walde so für mich hin" und „Um Mitternacht ging ich nicht eben gern" ꝛc. Als meine Frau das erste Lied unter der in Zelters Liederhefte befindlichen Ueberschrift: „Auch mein Sinn" citirte, erklärte Goethe: er erinnere sich keines seiner Gedichte mit dieser Ueberschrift. Als er darauf in dem gedruckten Hefte sein Lied fand, be-

merkte er lachend: „Da hat mein guter Zelter, wie er es öfter gethan, mein Lied umgetauft. Der ihm von mir gegebene Name heißt: „Gefunden.“

Bei diesem Besuche stellte ich Goethen meinen Pflegesohn, den, zu der Zeit für ein musikalisches Wunderkind geltenden, sieben Jahr alten Karl Eckert vor, der sich später als Liedercomponist, als Begleiter der Gräfin Sonntag-Rossi nach Amerika, als Direktor der Kaiserlichen Oper in Wien und als Hofkapellmeister in Stuttgart einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Der Knabe, welcher bereits in seinem fünften Jahre freie Phantasieen auf dem Flügel spielte, hatte den „Erlkönig“ componirt, und meine Frau sang die Romanze, von dem Knaben begleitet, eines Nachmittags in dem bei Goethe versammelten Freundeskreise vor. Goethe belobte den Knaben, unterhielt sich eingehend mit ihm, fragte ihn, ob er andere Compositionen kenne, und welche ihm vorzüglich gefalle. Damals war die so geniale, weltberühmt gewordene Composition Schuberts noch nicht vorhanden. Mein kleiner Componist sagte: er kenne nur die Compositionen von Reichardt und Leonhard Klein, die ihm aber nicht gefallen wollten, weil sie den Erlkönig so sehr graulich singen ließen. Wenn, meinte er, der Erlkönig so tief brumme, dann würde der Knabe sich fürchten. Der Erlkönig müsse den Knaben durch seinen Gesang zu verlocken suchen. — Goethe äußerte sich hiermit einverstanden und sagte zu Hummel, welcher dem Knaben mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört hatte: „Meinen Sie nicht, lieber Hummel, daß der Knabe das Richtige getroffen hat?“ Der Kapellmeister sprach sich zustimmend aus, wie er sich

überhaupt liebevoll und anerkennend über das Talent des jungen Componiſten äußerte. „Wir müſſen ſchon zugeben, daß der Knabe das Richtige getroffen hat," bemerkte Goethe und, ihm freundlich die Wange ſtreichelnd, fügte er hinzu: „Du mußt es ja am Beſten wiſſen, wie ſo einem Bürſchchen, das der Vater zur Nachtzeit vor ſich auf dem Pferde in den Armen hält, zu Muthe iſt, wenn der Erlkönig ihn verlockt. Außerdem aber müſſen wir auch zugeben, daß der Erlkönig als ein Geiſterkönig jede beliebige Stimme annehmen und nach ſeinem Gefallen erſt ſanft und einſchmeichelnd und dann wieder drohend und zornig ſingen kann." — Hummel forderte den Knaben auf, mit ihm vierhändig auf dem Flügel zu phantaſiren, wo ſie abwechſelnd Themas angaben. Goethe hörte mit lebhaftem Antheil zu, und nachdem er dem Knaben aufmunternd geſagt: er möge gute Freundſchaft mit Zelter und ſeinem jungen Freunde Felix Mendelsſohn halten, äußerte er gegen Hummel die bedeutſamen Worte: „Urſprüngliches Talent, das iſt Waſſer auf meine Mühle." —

Bei einem Beſuche im Herbſt 1829 fand ich ihn wieder an einer Augenentzündung leidend mit einem grünſeidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geſchützt. „Das hohe Alter," ſagte er, „fordert ſo manchen Tribut von uns; Verdunkelung des Augenlichts — wir haben ja mit gutem Grunde das Auge „„ſonnenhaft"" genannt — iſt vor allem der empfindlichſte für mich, da ich dadurch an mancher, mir lieben Gewohnheit und Beſchäftigung verhindert werde."

Den 16. October. „Wenn mich auch," äußerte Goethe

heute zu mir, „keine andere Nation mit Beſuchern ſo beläſtigt und mitunter auch durch die bloße Neugier langweilt, wie die engliſche, ſo muß ich doch auch zugeben und hab' es ja ſchon ſelbſt oft erfahren, daß kein anderer Landsmann, was ſplendide Schicklichkeit betrifft, es dem Engländer zuvorthut. Mir hatte vor etwa ſechs bis acht Wochen ein mit unſerer Literatur ſich beſchäftigender Engländer eine Ueberſetzung meines Fauſt in zierlicher Reinſchrift mit dem Erſuchen zugeſendet, mich einer Begutachtung derſelben zu unterziehen. Mit höflichſter Entſchuldigung, daß ein Augenleiden mir es nicht geſtatte, Handſchriftliches zu leſen, bat ich zu entſchuldigen, wenn ich ſeinem Wunſche in nächſter Zeit zu entſprechen nicht im Stande ſein würde. — Da erhalte ich nun geſtern von dem edlen Lord ein eigens für mich mit ſplendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar, mit dem Wunſche, daß es mir möglich ſein möge, dieſe Schrift leſen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu ſchaden. Doktor Vogel, der mich heute beim Leſen dieſes großartigen Geſchenkes fand, will mir nicht geſtatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Verſuchung zu führen. Nun möchte ich aber doch dem edlen Lord über ſeine Arbeit und die mir bewieſene Aufmerkſamkeit einige freundliche Worte ſagen, und bitte Sie daher, die Ueberſetzung mit ſich zu nehmen, und mir, was Sie darin Bemerkenswerthes finden, mitzutheilen und die betreffenden Stellen vorzuleſen." — Am folgenden Tage fand ich mich zu der mir beſtimmten Stunde ein, las zuerſt die Zueignung vor, welche Goethe ſehr gelungen fand und derſelben den Vorzug vor einer, ihm ebenfalls in

diesen Tagen zugeschickten französischen Uebersetzung (mit lithographirten Illustrationen in Folio) zuerkannte. Als ich ferner mittheilte, wie es mich in hohem Grade befremdet habe, daß die prachtvolle Eröffnungsscene im Himmel in der Uebersetzung fehle, da sie mir doch zum Verständniß der Tragödie von höchster Bedeutung, ja unerläßlich zu sein scheine und außerdem als das Erhabenste und Heiligste, was jemals gedichtet worden sei, bewundert werde, mir auch die Schwierigkeit der Uebertragung ins Englische nicht unüberwindlich erscheine, bemerkte Goethe: „Nicht die Schwierigkeit der Uebersetzung wird den edlen Lord behindert haben, es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Scrupel, vielleicht nicht seine eigenen, aber die seiner vornehmen Gesellschaft; nirgendwo giebt es so viel Heuchler und Scheinheilige wie in England; zu Shakespeare's Zeit mag das doch wohl anders gewesen sein.“ — Weiter hatte ich mitzutheilen, daß mir Gretchen's Lied: „Es war ein König in Thule“ nicht ganz getreu wiedergegeben zu sein schiene. Die Stelle:

„Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städte im Reich,
Ließ alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.“

hat Mylord übersetzt:

he called for his confessor
left all to his successor.

[Auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater (confessor) rufen, wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf „successor“ (Nachfolger)]. Goethe lachte herzlich: „ließ seinen Beichtvater rufen,“ wiederholte er, „wir wollen dem

edlen Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sündfluth regierte; Beichtväter gab es damals nicht.“ —

Auch über die franzöſiſche Ueberſetzung Bericht zu erſtatten, übertrug er mir, und da gab es denn auch der Curioſa viele. „Die neueren und neueſten Ueberſetzer des Fauſt,“ bemerkte Goethe, „ſind, was die Unkunde unſerer Sprache betrifft, nicht hinter ihrer geiſtreichen und berühmten Landsmännin, der Frau von Staël, zurückgeblieben, welche ſich doch ein unbeſtreitbares Verdienſt um die deutſche, wie um die franzöſiſche Nation erworben, indem ſie durch ihr Buch: „sur la litérature allemande“ ihren Landsleuten Bekanntſchaft mit unſeren Leiſtungen, den Deutſchen Anerkennung bei den Franzoſen verſchafft hat. Wenn man aber einem, mit der franzöſiſchen und deutſchen Sprache vollkommen vertrauten Literaten den Vers der Madame Staël aufgab:

„Ne m'interprète pas mal, charmante créature“

ſo würde er ſchwerlich überſetzen, wie er bei mir heißt:

„Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!“

Auch hätte Freund Auguſt Wilhelm von Schlegel das lächerliche Mißverſtändniß beſeitigen können, welches dadurch veranlaßt wird, daß Frau von Staël die Worte Gretchens, als ſie in der Kirche ohnmächtig niederſinkt und ausruft: „Nachbarin, Euer Fläſchchen“ überſetzt: „ma voisine, une goutte,“ als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflaſche anſpräche, nicht um das Riechfläſchchen.“ —

Das gab Veranlaſſung, noch anderer dergleichen be-

luſtigender Ueberſetzungen zu gedenken: Fauſt: „Heiße Magiſter, heiße Doctor gar“ iſt überſetzt worden:

„On me nomme Maitre-Docteur Gar.“

Von Gretchen ſagt Fauſt:

„Und wie ſie kurz angebunden war,
„Das war nun zum Entzücken gar.“

Hierbei läßt der Ueberſetzer das „gar“ unberückſichtigt; allein das „kurz angebunden“ d. h. ſchnippiſch — nimmt er für kurz aufgeſchürzt und überſetzt:

„ot sa robe courte jusque
„vraiment, c'était à ravir.“ —

Ein Engländer ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß der Vater in der Romanze „Erlkönig“ ſo übermäßig beſorgt um den Knaben geſchildert werde, da er doch mit einer ſo zahlreichen Familie geſegnet geweſen. Auf die Bemerkung, daß hiervon in dem Gedichte nichts erwähnt werde, recitirte er mit kaum geöffneten Lippen:

„Dem Vater grauſet, er reitet geſchwind,
„Er hält in den Armen das achtzehnte Kind.“

Man mußte ihm bemerklich machen: es heiße: das ächzende Kind. —

Auch durch Druckfehler ſind ſehr ſinnentſtellende Worte dem Dichter angedichtet worden. In einer, und noch dazu Cotta'ſchen Ausgabe der Werke hat der Setzer die Worte der an die Lieben in der Heimath denkenden Iphigenia:

„Zu den Geliebten ſchweift der Blick.“

zu verbeſſern gemeint und geſetzt: zu dem Geliebten u. ſ. w. Aus irgend einem Nachdrucke und noch dazu in Muſik geſetzt, hörte ich ſingen (im König von Thule):

„Die Augen gingen ihm über,
„So oft trank er daraus,"

anſtatt: ſo oft er trank daraus.

„Bei alledem," bemerkte ich zu Goethe, „darf es uns Deutſchen zu großer Genugthuung gereichen, wenn wir ſehen, wie das tiefſinnigſte Werk der deutſchen Dichtkunſt (der Fauſt) wie ein Evangelium durch die ganze Welt ſeine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philoſophen der fremden Nationen ſich bemühen, in den Geiſt deſſelben einzudringen." — Mit zuſtimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: „Nun ja, wir ſind ſo etwas deutſcher Sauerteig geweſen, das fängt ſchon an zu gähren, ſie mögen es draußen und drüben mit ihrer Maſſe durchkneten und ſich daraus ein Backwerk nach ihrem Geſchmack zurechtmachen. Unterdeſſen werden wir zu Haus uns nach und nach in dieſem wunderlichen Labyrinthe zurecht finden lernen."

Die dem Dichter zuletzt zugeſandte franzöſiſche Ueberſetzung war in Folio und mit Lithographieen illuſtrirt: „Laſſen Sie nun einmal die Auffaſſung eines Franzoſen mit der eines Deutſchen und zwar eines, wie ſich dieſe Herren zu ſein rühmen dürfen, „von echtem Schrot und Korn" vergleichen. Er bat ſeinen Hausfreund Schuchart, die Mappe mit Cornelius' Zeichnungen zum Fauſt aus dem Schranke zu nehmen, und wir legten die Scenen, welche gleichmäßig von den franzöſiſchen und deutſchen Künſtlern gewählt worden waren, neben einander. „Ich ſollte wohl," äußerte Goethe, „mich hierbei eines Urtheils enthalten, denn daſſelbe könnte leicht als captivirt erſcheinen durch das ſinnig und poetiſch concipirte, fleißig und correct ausgeführte Blatt,

mit welchem der ehrenwerthe Künſtler mir ſein Werk zugeeignet hat. Nur dieſe eine Bemerkung will ich mir erlauben, daß in einigen Zeichnungen der Franzos für einen Deutſchen, und umgekehrt der Deutſche in einigen ſeiner Zeichnungen für einen Franzoſen gelten könnte. So z. B. ſogleich das erſte Blatt, wo Beide die Scene illuſtriren, in welcher Fauſt dem, aus der Kirche ſittſam nach Haus gehenden Gretchen ſeinen Arm anbietet. Cornelius' Fauſt würde weit eher für einen franzöſiſchen Cavalier der Pariſer Boulevards, als für einen deutſchen Doctor der Philoſophie gelten können, während wir dem Fauſt des Franzoſen etwa vor dem Münſter in Straßburg, zu der Zeit, als es noch zu Deutſchland gehörte, zu begegnen meinen." — Als einer der Anweſenden hierbei in Anregung brachte, daß der Dichter doch dem ſo vielfach an ihn gerichteten Anſuchen, ſeinen Fauſt für die Darſtellung auf der Bühne einzurichten, nachkommen möchte, unterbrach ihn Goethe mit der ſehr beſtimmt ausgeſprochenen Erwiderung, daß er hierzu nie rathen und noch weniger ſeine Hand dazu bieten werde. „Von meinem lieben Freunde Zelter," ſagte Goethe, „habe ich ausführliche und befriedigende Nachrichten über die Compoſitionen des Fürſten Radzivill und über die Proben und erſten Verſuche, ſpäter auch über die gelungenen Aufführungen in Euren königlichen Schlöſſern und fürſtlichen Paläſten erhalten, die mich wohl verlocken könnten, indeſſen wollen wir es noch weiter bedenken."

Als ſpäter nach Goethe's und Zelter's Tode der Briefwechſel Beider (1834) im Druck erſchien, in welchem ja auch meiner und meiner Frau freundlichſt zu öfteren

Malen Erwähnung geschieht, las ich mit um so größerem Interesse die, die Darstellungen des Faust betreffenden Briefe, da ich und meine Frau als Mitwirkende daran Theil genommen und brieflich und mündlich Goethe davon Nachricht erstattet. Der Fürst Radziwill, dessen Erscheinung ihn als einen Polen ursprünglichster Herkunft ankündigte, so daß eine Büste des Königs Johannes Sobieski, in Elfenbein, in der Kunstkammer des Berliner Museums für sein Bildniß gehalten wurde, hatte bereits 1811 einzelne Lieder aus Faust, namentlich: „den König in Thule“ und „Meine Ruh ist hin,“ componirt. Ein Fräulein Sebald, die erste Sängerin der Zelter'schen Akademie war die Erste, welcher der Fürst seine Compositionen anvertraute, welche er mit dem Cello, auf dem er ein Meister ersten Ranges war, begleitete. Zuweilen trug er seine Compositionen selbst vor; wegen seiner wundervollen Tenorstimme wurde er in der hohen Gesellschaft des Wiener Congresses als „der polnische Troubadour“ gefeiert. Der Beifall und die Anerkennung, welche seine ersten Compositionen zum Faust fanden, veranlaßten ihn, sich mit der Dichtung mehr und mehr vertraut zu machen, und so entstanden nach und nach die verschiedenen Chöre und die melodramatische Begleitung zu den einzelnen Scenen. Wir Andern, die wir uns schon Jahre lang mit dem tiefsinnigsten aller Dichterwerke beschäftigt, mußten uns gestehen, daß der recitirende, wie der musikalische Vortrag des polnischen Fürsten uns Deutschen zuerst den Weg zum Verständniß angebahnt habe. Es war aber auch eine Erscheinung, wie sie nie dagewesen, und wie sie nie wieder kommen wird! Der Fürst Anton Radziwill mit

dem Cello, aus dem er Töne tiefgefühltester Wehmuth, herzzerschneidenden Klagelautes, verschwebende Geistertöne und derbe Soldatenlieder, paradiesische Engelchöre und kannibalisches Wohlsein roher Bursche in Auerbachs Keller zur Ausführung und Darstellung brachte. Was aber unser Erstaunen zumeist erregte, war der gesprochene Vortrag des Gedichts und zwar nicht etwa nur der des Faust, Mephisto's, der Bürger, vor allen aber Gretchens. Niemals hat eine der diese Rolle darstellenden Schauspielerinnen mit so rührender Innigkeit und naiver Anmuth gesprochen, wie wir es aus dem Munde des genialen Fürsten vernommen haben, wobei sogar der Anklang polnischen Accentes nicht im Mindesten störte, so schmieg- und biegsam war die Modulation der Aussprache*). Die erste Aufführung fand zur Feier des Namenstages der Gemahlin des Fürsten, einer Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs II., am 23. Mai 1830 statt. Tags darauf meldete Zelter an Goethe über den gelungenen Verlauf: „Gestern ist unser Faust glatt und

*) Zelter schreibt an Goethe: „Berlin, den 9. Mai 1816. Als die erste Zusammenkunft bei dem Fürsten Radziwill über die Idee zur Aufführung des Faust gehalten ward, lud man mich ordentlich ein. Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren waren gegenwärtig. Ich verhielt mich still, bis es an mich kam. Mein erstes Verlangen war Austheilung der Rollen, welche bald vollendet war. Nun hatte kein Mensch ein eigenes Exemplar. Es ward herumgeschickt. Die meisten Buchhändler hatten selber keins. Es wurde zusammengeborgt, das Gedicht war Allen unbekannt. Fürst Radziwill las zuerst; dann wir Andern. Ich ließ die Anmerkung fallen, daß ein Fürst einer fremden Nation ein schöneres Deutsch spreche als wir Alle und uns zuerst durch so viel Fleiß, Ausdauer und Liebe mit unsern eignen Schätzen bekannt mache." (Goethe und Zelter Briefwechsel, Bd. II. Seite 264.)

rund vom Stapel gelaufen.“ Dann fügt er hinzu: „Wenn Radziwill's Composition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große Verdienst zugestehen müssen: dies bisher im dichten Schatten (doch nur in den Kreisen des damaligen Berliner Hofes) verborgen gewesene Gedicht an's Licht zu bringen, was Jeder, indem er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. Ich wüßte wenigstens keinen Andern, der Herz und Unschuld genug gehabt hätte, solchen Leuten solche Gerichte vorzusetzen, wodurch sie nur erst Deutsch lernen. — Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem das Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler (Pius Wolff, ein Zögling Goethe's und der Weimarischen Bühne) als Faust, unsere erste Schauspielerin (Frau Stich) als Gretchen, einen Fürsten als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art, wie man sie nirgend findet, und endlich einen Singchor von den besten Stimmen unserer Akademie, aus ehrbaren Frauen, schönen Mädchen und Männern von Rang — darunter ein Prediger, ein Consistorialrath — aus Staats- und Justizräthen bestehend, und dies Alles angeführt von dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele der Residenz (Graf Brühl), so solltest Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gehabt zu haben.“

Nun hatte aber Goethe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Berlin, obschon er es sehr zu schätzen wußte, daß er hier eine Bettina, eine Rahel, eine Herz, Elisabeth Stägemann und viele der jüngeren geistreichen Frauen zu

Verehrerinnen, an Zelter einen Bruder ſeines Herzens,*) an den Brüdern Humboldt, dem Grafen Brühl, an Varnhagen von Enſe, an dem kneiplustigen Homeriden Wolf, an der Familie Körner, an dem Profeſſor Seebeck, den beiden Staatsräthen Schulze und Nikolovius, an den Miniſterialräthen Süvern und Johannes Schulze (früher Profeſſor in Weimar, Herausgeber der Werke Winckelmann's), dem ſogenannten Theater-Schulz, Recenſent an der Spener'ſchen Zeitung, u. A. begeiſterte Freunde hatte. Im Kreiſe der Künſtler zählte Goethe zu ſeinen Verehrern: Schadow, Fr. Tieck, Schinkel, Rauch, General Rühle v. Lilienſtern. Kam einer dieſer Freunde, oder eine dieſer Freundinnen nach Weimar, ſo waren ſie des herzlichſten Empfanges gewiß, ebenſo die von einem oder einer derſelben Empfohlenen. Goethe's Abneigung gegen Berlin ſchrieb ſich aus ſehr früher Zeit her. Als er im Jahre 1778 mit dem Herzoge Ernſt Auguſt, damals Regimentschef in preußiſchen Dienſten, hier war, ſchrieb er an Frau v. Stein unter dem 17. Mai: „Es iſt ein ſchön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu

*) Zelter gratulirt dem Freunde zu ſeinem 70. Geburtstage aus Wien, den 28. Auguſt 1819: „Was ſoll ich denn heute wohl ſchreiben? Du, mein tauſendmal gebenedeiter Herzensbruder! Dank ſei allen Göttern, daß ich Dich habe und im Herzen trage, wo ich gehe und ſtehe. Heil und Segen Deinem ſel'gen Leben, Können, Wollen und Wirken, daß es Frucht bringe von Geſchlecht zu Geſchlecht! — Das Alles weißt Du beſſer als ich.

„Du haſt mir, wie mit himmliſchem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich in Dir nur haben."

ſitzen, in dem Augenblicke, da ſie überzuſprudeln droht.*) Und die Pracht der Königſtadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tauſend und tauſend Menſchen, bereit für ſie geopfert zu werden. Menſchen, Wagen, Pferde, Geſchütz, Zurüſtungen — es wimmelt von allem. Wenn ich nur gut erzählen könnte, von dem großen Uhrwerke, das ſich vor einem treibt. Von der Bewegung der Puppen läßt ſich auf die verborgenen Räder, auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tauſend Stiften ſchließen, die dieſe Melodien eine nach der andern hervorbringt. So viel kann ich ſagen: je größer die Welt, deſto garſtiger die Farce und ich ſchwöre: keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden iſt ſo ekelhaft, als hier das Weſen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander." Später kamen andere Veranlaſſungen, ihm Berlin zu verleiden.

Der Buchhändler Nicolai, Herausgeber der „allgemeinen deutſchen Bibliothek", welche ſich als Organ des guten Geſchmackes in Kunſt und Literatur das Schiedsrichteramt für jede neue Erſcheinung auf dieſem Felde beilegte, hatte durch ſeine „Freuden des jungen Werther," mit denen der gutmüthige Mann die Jugend vor Selbſtmordgedanken bewahren und zugleich den guten Geſchmack zu retten gedachte, Goethe's ſchlagfertige und ſicher treffende Ironie herausgefordert. In dem Gedichte: „Nicolai auf Werther's Grabe"**) und der Brockenſcene im Fauſt hatte

*) Der baieriſche Erbfolgekrieg ſollte eröffnet werden.

**) Das Spottgedicht, welches Goethe in „Dichtung und Wahrheit" für nicht mittheilbar erklärt, findet ſich in den von E. Boas geſammelten Nachträgen (Leipzig 1841).

Goethe den guten Nicolai ſehr ſtark abgefertigt, und wenn dieſer auch zu der Zeit der Aufführung des Fauſt nicht mehr am Leben war, ſo hatte er doch eine tonangebende Gemeinde hinterlaſſen, in welcher ſalbadernde Prediger das Wort führten. Die Letzteren — und noch bis auf den heutigen Tag wird in Berlin gegen Goethe „gehengſtenbergert“ und „gebüchſelt“ — hatte der Dichter mit den bekannten vier Zeilen abgefertigt:

„Was kümmert mich Berliner Dunn,
Geſchmäckler — Pfaffenweſen!
Denn wer mich nicht verſtehen kann,
Der ſoll mich auch nicht leſen.“

Deſſenungeachtet verſuchten es dieſe geiſtlichen Geiſtloſen ab und zu einmal, den Parnaß zu erſteigen, brachten es aber nur bis zum Sandhügel der Haſenhaide bei Berlin. Das Wunderſamſte, um nicht zu ſagen das Lächerlichſte, war nun, daß die in des „heiligen römiſchen Reiches Sandbüchſe“, — ſo nannte man zu Friedrichs des Großen Zeit die Mark Brandenburg — hauſirenden Dichter in ihren Gedichten vornehmlich die ſchöne Natur feierten und ſich gern als Naturdichter feiern ließen. Als ſolcher hatte ſich der Paſtor Schmidt in Werneuchen bei Berlin großen Ruhm erworben. A. W. v. Schlegel hatte ihn mit einem Epigramm bedacht:

„Wenn Paſtor Schmidt
Mit ſchwerem Schritt
Die Straße tritt,
Steh'n um ihn her
Die Pflaſterer:
„Gott grüß' Euch Herr!“

Er spricht: Natur,
Auf deiner Spur
Schreit' ich einher!
Und sieht in Ruh
Den Kammern zu."

Ob Goethe's Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark" früher entstanden ist als Schlegel's Epigramm, ist mir nicht bekannt; nur so viel steht fest, daß die Naturdichter der Mark und insonderheit die Gedichte des Pastor Schmidt, ihm die Veranlassung dazu gegeben hatten.

Zur Feier des 70. Geburtstages Goethe's hatte der Staatsrath Schulze in seinem in Schönhausen bei Berlin gelegenen Landhause die näheren Freunde und Freundinnen des Dichters zu einem festlichen Mittagsmahle versammelt. Reden, Toaste und Gesänge fehlten nicht, und meine Frau trug ein von mir gedichtetes Lied: „Der Musen und Grazien der Mark Glückwunsch" vor. — Als bei einem späteren Besuche in Weimar Goethe meiner Frau Freundliches über ihren Gesang sagte, erwiderte sie ihm, die sich gegen Befreundete, und dazu durfte sie Goethe mit Zuversicht zählen, ungezwungene und anmuthige Scherze erlaubte, daß sie von seiner gütigen Gesinnung überrascht sei, da sie ja in Berlin zu Haus gehöre, wo die Musen und Grazien der Mark sich aber nicht rühmen könnten, in besonderer Gunst bei ihm zu stehen. — Goethe nahm den Scherz wohl auf und erwiderte ihn mit der Versicherung, daß er von seinem Unglauben bekehrt worden sei, seitdem ihm eine der Musen und Grazien in Person und zwar beides in einer erschienen sei. Die Zeiten, meinte er, seien längst vorüber, wo Nicolai mit Biester und Gedike als die Allein-

herrſcher im Reiche des guten Geſchmackes in Berlin dominirten. „Aber ich bin ja," fiel ihm meine Frau in die Rede, „eine Tochter Gedike's, habe alſo auch etwas von jener gefahrlichen Erbſchaft angetreten." Goethe, ohne im Geringſten in Verlegenheit gebracht zu ſein, entgegnete, ihre beiden Hände faſſend und ihr freundlich in die Augen ſehend: „wie er nicht geglaubt hätte, daß es ihm beſchieden ſein werde, in ſeinen alten Tagen noch einmal in die ſchönſte Ausgabe von Gedike's Leſebuch einen ihn über ſo manches Wiſſenswerthe aufklärenden Blick thun zu dürfen." Gegen mich ſich wendend, erinnerte Goethe daran, er habe vom Staatsrath Schulze erfahren, daß ich bei einer ihm zu Ehren auf Schulze's Landhauſe veranſtalteten Feſtlichkeit ein Gedicht vorgetragen habe: „Die neuen Muſen und Grazien in der Mark". „Laſſen Sie es doch von Freund Zelter in Muſik ſetzen, und ſingen Sie mir es bei einem nächſten Beſuche vor; er iſt den jüngern Muſen dieſe Genugthuung ſchuldig, da ſich die alten dieſer Vergünſtigung zu erfreuen gehabt." —

Goethe hatte ſich in die Sophaecke zurückgezogen, um nicht von dem Lampenſchein geblendet zu werden, gegen welchen er ſich außerdem durch einen grünen Schirm zu ſchützen ſuchte. Meine Frau ſang den „König in Thule," „meine Ruh iſt hin," dann ſpäter: „O neige, Du Schmerzensreiche" u. ſ. w. Nach einigen freundlichen, „dem ſeelenvollen und innig leidenſchaftlichen" Vortrage der Sängerin geſpendeten Worten, ſprach er ſich anerkennend und eingehend über die Compoſitionen des Fürſten Radziwill aus, die ihm ja auch,

und zwar vorzüglich die Chöre, von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde Zelter als vorzüglich gelungen gerühmt worden ſeien. Nur damit erklärte er ſich nicht einverſtanden, daß der Componiſt auch die Selbſtgeſpräche Fauſt's, welche ſich wohl ohne muſikaliſche Beihülfe zur Geltung bringen würden, mit Muſik ausgeſtattet habe, wodurch das Drama den zwitterhaften Charakter des Melodrama's erhalte, welches weder Schauſpiel noch Oper, nicht Fiſch, nicht Fleiſch ſei. In dieſer Meinung wurde er noch durch die Mittheilung beſtärkt, daß, wenn der Fürſt die Monologe, welche er ſicherer als irgend ein Schauſpieler, auch mit Verſtändniß und tiefgefühlter Empfindung ſpreche und ſich ſelbſt auf dem Cello begleite, das Gedicht zur vollen Geltung gelange; wenn aber der Schauſpieler die Rolle ſpreche, Muſik und Rede oft auseinander geriethen, wodurch Zögerung und Fortſchreiten an unrechter Stelle unvermeidlich würden. So angemeſſen der Stimmung die muſikaliſche Begleitung zu Fauſt's Monolog: „Verlaſſen hab' ich Feld und Auen" u. ſ. w. ſei, ſo ſtöre es jedenfalls, daß der Sprechende als abhängig, oft an unpaſſenden Stellen unterbrochen und aufgehalten von der muſikaliſchen Begleitung erſcheint. Er ſei immer der Meinung geweſen, daß die bezeichneten Stellen keiner muſikaliſchen Beihülfe bedürften, worin er vollkommen dem geiſtreichen Coleridge zuſtimme:

„An orphic tale indeed,
A tale divine of high and passionate thoughts,
To their own music chaunted."

„Der Fauſt, ein orphiſches Gedicht fürwahr,
Ein göttliches, voll hoher, leidenſchaftlicher Gedanken
Ertönend zu der eigenen Muſik."

Als von einer der anweſenden Damen bemerkt wurde, daß die Muſik Beethoven's zu Egmont's Monolog im Kerker und zur Erſcheinung Clärchen's als Traumbild von unbeſchreiblich rührender Wirkung ſei, ſagte Goethe: „Nun, da möcht' ich doch auf den bedeutenden Unterſchied der Situation der beiden Scenen aufmerkſam machen. Fauſt kehrt von dem Spaziergange zurück; in ernſte Betrachtungen verſenkt, verweiſt er den knurrenden Pudel, der ihn ſtört, zur Ruh und begiebt ſich dann daran, mit Sinnen und Nachdenken ſich das Verſtändniß über die ſchwerſte Stelle des Evangeliums zu erſchließen. Dies Alles ſcheint mir zur muſikaliſchen Begleitung nicht geeignet. Da iſt es doch etwas Anderes, wenn Egmont den langentbehrten Schlaf herbeiwünſcht.“ Mit einem Ausdrucke tiefempfundenſter Wehmuth, die uns Alle zu Thränen rührte, recitirte Goethe die Worte: „Süßer Schlaf! Du kommſt wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, verwiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes: ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonieen, und eingehüllt in gefälligen Wahnſinn verſinken wir und hören auf zu ſein.“ — „„Hier hab' ich ausdrücklich angegeben, daß Muſik ſeinen Schlummer begleiten ſoll, ſanft während der Erſcheinung des Traumbildes, das verſchwindet, als die Trommeln der Wache ertönen, welche Egmont zum Blutgerüſt begleiten ſoll. Hierbei iſt allerdings die muſikaliſche Begleitung angezeigt und Beethoven iſt mit bewundernswerthem Genie in meine Intentionen eingegangen.““

An einem der folgenden Tage, an welchem wir wieder

eine Einladung zu Frau von Goethe in den Garten erhalten hatten, fand auch Goethe sich ein und brachte das Gespräch wieder auf die Compositionen des Fürsten Radziwill, theils um meiner Frau, welche von den Verehrerinnen des fürstlichen Componisten nicht der geringsten eine war, etwas Freundliches über ihren Gesang zu sagen, theils — und vielleicht mehr noch — um sie wegen ihrer Schwärmerei für ihre geliebte Vaterstadt Berlin mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor zu necken, sagte er: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben; allein zwei Dinge würde ich dort gewiß, eben so wie vordem, alltäglich wiederfinden: unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken.“ — „Was die Staubwolken betrifft,“ entgegnete Laura, „so wissen wir uns zu helfen, entweder wir machen uns nichts aus dem Staube, oder“ — „wir machen uns aus dem Staube,“ unterbrach sie Goethe. — „Dies letztere Mittel,“ fügte Frau Ottilie hinzu, „würde sich doch wohl am meisten empfehlen.“ — „Und was die Regenwolken betrifft,“ nahm Laura ihre Rede wieder auf, „so würden Sie bei unserm Freund Zelter und auch sonst überall den Himmel voller Geigen finden, und das Cello des Fürsten Radziwill würde sich gewiß Ihres Beifalls erfreuen.“ — Meine Frau erging sich aufs Neue in lebhafter Schilderung des fürstlichen Componisten und Virtuosen und fügte dann hinzu: „Wir wollen es schon noch durchsetzen, daß Excellenz nach Berlin kommen, ich habe mit Doris und Rosamunde eine kleine Verschwörung gemacht.“ — „Und wollen Sie mir davon nicht vorher einen kleinen Wink

geben?“ fragte Goethe. — „Nicht alles, aber etwas will ich davon verrathen. Wir halten die in Aussicht gestellte Sendung der delicaten Teltower Rübchen zurück und liefern sie nur aus, wenn Sie sie selbst abholen.“ — „Da seht ihr guten Kinder nun,“ sagte Goethe, zu den andern Damen gewendet, „wie gefährlich die lieben Berlinerinnen uns sind. Wenn es ihnen mit ihrem Lockvogel auf dem Cello nicht gelingt, so halten sie eine Lockspeise bereit, so daß wir am Ende doch wohl anbeißen.“

Wie angelegentlich aber auch meine Frau bei wiederholter Anwesenheit in Weimar ihre und der Freunde, namentlich des Fürsten Radziwill und Zelter's, Wünsche und Hoffnungen, den in Aussicht gestellten Besuch Goethe's in Berlin betreffend, diesem an's Herz legte, immer wußte er mit irgend einem halb im Ernst, halb im Scherz gemeinten Vorwande auszuweichen. Wir haben ja, was wir früher von Zelter mündlich oft genug hörten, später in dem Briefwechsel gelesen, mit wie herzlichen Worten die Einladungen von Berlin ergingen, und von Weimar die Zusagen mehr zweifelhaft als zusichernd erfolgten. „Komm doch, lieber Junge,“ schreibt Zelter den 21. April 1814 an Goethe, „nur noch ein Mal vor meinem Tode nach Berlin, damit Du noch hier erfährst, wie der Himmel sein muß, wenn ich mich darauf freuen soll. . . . Lebe wohl, mein Allerliebster, der mein Leben bescheint, begrünt, und laß doch von Dir hören. Wenn ich nicht weiß, wo Du bist, weiß ich auch von mir nichts.“

Durch den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen Brühl, war Goethe ersucht worden, zur

Sieges- und Friedensfeier in Berlin ein Festspiel für das Hoftheater zu verfassen, welchem Ersuchen er durch „Epimenides Erwachen" nachkam. Zelter meldet dem Freunde über den Erfolg der beiden ersten Vorstellungen sehr Erbauliches, theilt ihm jedoch auch mit, daß die Berliner, (welche, wie Goethe nicht unbekannt war, zu seinem preußisch-patriotischen Enthusiasmus nicht unbedingtes Zutrauen hatten) sein „Epimenides Erwachen" verdolmetschten durch: „J, wie nennen sie das Erwachen?" worauf Goethe erwidert: „Da wir die Berliner nun zum Calembour gebracht haben, so wollen wir es eine Weile dabei bewenden lassen." Dessenungeachtet wandelt ihn die Lust an, mit dem Berliner Theater in nähere Verbindung zu treten. „Da ich," schreibt er dem Freunde, „mit dem Grafen Brühl, den ich als Knaben gekannt, in gutem Verhältnisse stehe, und da es durch seine Bemühungen mit dem Epimenides so gut abgelaufen ist, so möchte ich ihm gern etwas zu Liebe thun und überhaupt mit dem Berliner Theater im Einverständniß bleiben. Es bedarf nur einiger Anregung, und ich arbeite wohl wieder eine Zeit lang für die Bühne, und da ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat."

Eine neue Veranlassung, den Freund zur Reise nach Berlin aufzufordern, gaben die schon mehrfach erwähnten Compositionen des Fürsten Radziwill zum „Faust," von denen einzelne Arien und Chöre bereits 1815 in einem engern Kreise bei dem Fürsten gesungen wurden: „Du bist eingeladen," schreibt Zelter an Goethe den 2. November 1815, „hast Du's denn angenommen? Hänschen geht und sieht

ſich die Augen matt, willſt Du denn nicht kommen? Nimm mir's nicht übel, aber darin ſind die Cäſaren (Napoleon?) ganz andere Leute, die kommen etwas weiter her, ungerufen, mit Sack und Pack und laſſen ſich keine Mühe verdrießen um unſertwillen. Es muß alſo doch etwas an uns ſein, und Du biſt nicht ſo weit her und wollteſt nicht einmal kommen, wenn Du ſo freundlich und wohlmeinend eingeladen wirſt? Da in Deinem Briefe vom 29. October 1815 keine Spur iſt von Deinem Willen und Wollen; da Eure jungen Herrſchaften hier ſind; da mir die Großfürſtin (die Gemahlin des Erzherzogs) voriges Jahr ſelber verſprochen hat, nicht ohne Dich, Riemer und Meyer zu kommen, ſo wird mir bange, weil Gott wiſſen mag, wann wieder eine ſo gute Gelegenheit erſcheinen ſoll, Dich hier zu ſehen."

Wie anerkennend auch Zelter die Compoſitionen des Fürſten und ſeine Liebenswürdigkeit rühmte, ſo vermochte er doch nicht den Freund zur Reiſe nach Berlin zu überreden. — Dieſer ſchreibt ihm (den 21. Mai 1816): „Staatsrath Hufeland (der Lebensverlängerungs-Doctor) hat mich ſehr freundlich auf künftigen Winter nach Berlin eingeladen *im Namen* des Fürſten Radziwill. Dergleichen Expeditionen werden mir immer unmöglicher. Ich würde nur mir ſelbſt und Andern zur Laſt fallen. Mein Befinden verlangt die größte Gleichheit im Leben und Genießen."

Zelter's unbegrenzte Verehrung für Goethe und die durch des Dichters herzliche Zutraulichkeit herbeigeführte Verwöhnung des Berliner Muſik- und Maurermeiſters gaben Veranlaſſung, daß der Muſiker in ſeinen Briefen zuweilen einen Ton anſchlug, der von dem Hammerſchlag des Maurers

überboten wurde. Wenn er den Freund: „lieber Junge“ anredet und ihm schreibt: „Du biſt zum Charfreitag nach Berlin commandirt,“ oder: „nun, mein Alter, raffe Dich auf und ſtrecke Dich nach Berlin; es wär' ein allerliebſter Genieſtreich, wenn Du, mir nichts Dir nichts, mit einem Male hier ankämſt und nähmeſt, was ſo arme Leute geben können,“ — ſo glauben wir nicht, daß Goethe, der in dieſem Jahre den 70. Geburtstag erleben ſollte, wenn er auch die derbe Natur ſeines Freundes liebte und gegen Andere rechtfertigte, dieſen allzu cordialen Ton für den angemeſſenſten gehalten habe, zumal wenn es eine Einladung nach Berlin galt und die Einführung in die geſelligen Kreiſe, in welchen Zelter das Wort führte.*)

Nichts legt ein beredteres Zeugniß für Goethe's liebenswürdigen Charakter ab, als die milde freundliche Weiſe, in welcher er die neuen Anläufe, welche Zelter nimmt, ablehnt. „Soll ich,“ antwortet er den 7. Juni, „an Berlin denken, ſo macht mir's eine traurige Empfindung, daß ich

*) Im December 1823 machte Eckermann Zelter's Bekanntſchaft bei Goethe, wo die heitern Stunden beim Mittagstiſch ſehr angenehm vergingen. „Als ich darauf,“ erzählt Eckermann, „mit Goethe allein war, fragte er mich: nun, wie gefällt Ihnen Zelter?“ Ich ſprach über das durchaus Wohlthätige ſeiner Perſönlichkeit. „Er kann,“ fügte Goethe hinzu, „bei der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derb, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen; allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum Jemanden, der zugleich ſo zart wäre, wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delicateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten.“ (Geſpräche mit Goethe.)

des Guten, was mir dort zu Theil werden ſollte, mich nicht erfreuen darf. Ich habe zwar auf der letzten Reiſe nach Karlsbad mancherlei gewagt und unternommen und es iſt mir Alles geglückt, aber genau beſehen, blos deshalb, weil nicht allein jeder Tag, jede Stunde, ſondern auch jeder Augenblick von mir abhing; ich konnte bis an das Ende meiner Kräfte gehn und zuletzt ohne Rückſicht rechts, links wenden, oder auch umkehren. Wie iſt dies in einem ſo großen, complicirten Zuſtand denkbar? Was ſoll ich nun aber zu Eurer fauſtiſchen Darſtellung ſagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, verſetzt mich ganz klar in die wunderlichſte Region. Die Poeſie iſt doch wirklich eine Klapperſchlange, in deren Rachen man ſich mit widerwilligem Willen ſtürzt. Wenn Ihr freilich wie bisher zuſammenhaltet, ſo muß es das ſeltſamſte Werk ſein, werden und bleiben, was die Welt geſehen hat." —

Nicht ſowohl, weil ich als Mitglied der Singakademie in den Chören mitwirkte, vielmehr weil meine Laura die Lieder und das Duett mit Fauſt-Radziwill ſang, erhielten wir zu jeder der Proben und Aufführungen Einladungen und zwar von dem Fürſten perſönlich, da er und ſein Cello zum Einſtudiren der Geſangſtücke ſich immer zuvor bei uns einfanden, obſchon ich im dritten Stockwerk wohnte, welches zu erſteigen dem etwas corpulenten Fürſten einige Anſtrengung koſtete. Später ließ er ſogar eines ſeiner Inſtrumente bei uns als „Stammgaſt" zurück, und ſo geſchah es, daß, als er ſtarb, dieſer verwaiſte Gaſt, von Laura mit einem Trauerflor und einem Lorbeerkranz geſchmückt, noch einige Wochen als „Leidtragender" in ihrem Zimmer vereinſamt daſtand.

Zelter's Briefe hatten den Wunsch Goethe's, über die Compositionen und die Aufführungen Näheres zu erfahren, rege gemacht, so daß bei einem unserer Besuche in Weimar, er meine Frau bat, eines oder einiges daraus am Flügel zu singen. Laura konnte dieser Aufforderung nur in einer sehr beschränkten Weise genügen, da die Musik damals noch nicht im Druck erschienen war. Sie sang aus der Erinnerung die Romanze: „Es war ein König in Thule," welche Goethe wegen ihrer Einfachheit belobte und dabei bemerkte: Freund Zelter habe sie zwar auch sehr schön, freilich aber nur für einen mit hinreichender Grundgewalt der Baßstimme begabten nordischen Skalden, nicht für das milder gestimmte Naturkind componirt. Ueber eine der unlängst stattgefundenen Aufführungen in dem fürstlich Radziwill'schen Hôtel erstattete ich, von meiner Frau unterstützt, ausführlichen Bericht, welcher etwa Nachstehendes enthalten haben mag:

Die an den Königlichen Hof ergangenen Einladungen lauteten auf 7 Uhr pünktlich; die an die Gäste 6½ Uhr, die an die Mitwirkenden auf 6 Uhr. Die Mitglieder des Hoftheaters unter des Grafen Brühl, die der Singakademie unter Leitung des Professors Zelter, die der Königlichen Kapelle unter der des Kapellmeisters Weber, standen in geordneten Reihen und Gruppen, als der Hof eintrat. (Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß der König Friedrich Wilhelm III. nur einer einzigen Vorstellung beigewohnt hat. Wie verlautete, war er nicht nur gegen die Dichtungen Goethe's, namentlich gegen den Faust, sondern auch gegen den Dichter persönlich eingenommen, was aus einer Begegnung mit ihm in der Rheincampagne sich herschrieb, wo Goethe in einer Anwand-

lung satirischer Laune — er schrieb damals seinen Reineke Fuchs — sich in Gegenwart des preußischen Kronprinzen mißfällige Anspielungen erlaubt haben soll.) — Die Seele der Vorstellung, das ordnende und bewegende Lebensprincip bei einer solchen Vorstellung war der Fürst mit dem Cello zwischen den Knieen, Ton und Takt angebend, zuweilen die Monologe allein begleitend und recitirend — besonders rührend die Gespräche Gretchens mit Faust —, zuweilen auch hinter der Scene die Worte des Erdgeistes sprechend. Die gelungensten Vorstellungen waren die, bei denen Wolff die Rolle des Faust, der Herzog Karl von Mecklenburg die des Mephistopheles, Frau Stich (später ihre Tochter Clara) die Gretchens, deren Gesangstücke Laura (später die berühmte Sonntag) vortrugen. Wie aber auch noch bei den heutigen Vorstellungen im Theater die Chöre von der allermächtigsten Wirkung sind, so waren sie es bei jener ersten im Radziwill'schen Palais in einem noch höheren Grade. In gestrenger Weise handhabte der Fürst die Ordnung im Saal. Wenn er das Zeichen zum Beginn gegeben, dann wurden die Thüren geschlossen; kein Stuhl durfte gerückt, kein Wort gesprochen werden. Als einmal nach dem Beginn an die geschlossene Thür heftig geklopft wurde und man dem Fürsten meldete: Prinz August Königl. Hoheit habe geklopft, rief der Fürst sehr vernehmlich: „muß warten, bis die Scene zu Ende ist." — An demselben Abend gab es noch einen sehr belustigenden Auftritt. Der Herzog Karl hatte als Mephisto die Beschwörung zu sprechen: „Der Herr der Ratten und der Mäuse," — bei der folgenden Zeile hielt er an und mit Rücksicht auf die unmittelbar vor ihm in erster Reihe sitzende

Kronprinzessin, Prinzessin Karl, Wilhelm die ältere und die jüngere, sowie auch andere prinzessliche Backfische, unterdrückte er die Worte:

„Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse"

und fuhr sogleich fort: „befiehlt dir, dich hervorzuwagen und diese Schwelle zu zernagen." Nun hatte der Fürst diese Scene dadurch noch graulicher zu machen gesucht, daß die Beschwörungsworte als ein Echo aus der Hölle von ihm selbst aus einem Versteck mit dröhnender Stimme wiederholt wurden. Als nun Mephisto jene bedenkliche Zeile ausließ, streckte der Fürst sein weißes Haupt mit flammenden Augen aus dem unterirdischen Versteck hervor und rief: „Herzog Karl! ich kann Ihnen die „Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse" nicht schenken! noch einmal, da capo!" Unter einem homerischen Gelächter, bei welchem der überlustige Kronprinz es allen Andern zuvorthat, mußte der Herzog von Mecklenburg sich als den Gebieter über all das ekle Ungeziefer bekennen. Zu einem nicht geringeren Ausbruche einer sogenannten „ungeheuern" Heiterkeit ließ der Kronprinz sich hinreißen, als bei einer späteren Aufführung bei Anwesenheit der Prinzessinnen und ihrer Damen die Scene in Auerbachs Keller zur Darstellung kam und der Königliche Opernsänger Ischischeke mit seines Basses Grundgewalt das Lied von dem großen Floh nach Zelter's Composition vortrug. Schwerlich aber dürfte jemals auf der deutschen Bühne ein vortrefflicherer Mephisto auftreten, als wir ihn von dem Herzog Karl dargestellt sahen. Dieser wurde hierbei nicht nur durch sein Naturell unterstützt: Ueberlegenheit durch satanischen Humor, Verachtung des weiblichen

Geschlechtes wegen anderer Gelüste, Freisein von jeder Verlegenheit durch Geistesgegenwart, Schadenfreude, Heuchelei, allerunterthänigster Sclavensinn nach oben, rücksichtslose Tyrannenseele nach unten, — sondern auch das eingelernte und eingeübte feine Benehmen des vornehmen Hofmannes, die Gewandtheit des Weltmannes, der sich immer und in jedem Verhältnisse obenauf zu halten wußte (obschon es auch ihm nicht an offenen Gegnern und heimlichen Feinden fehlte), kamen ihm in dieser Rolle zu Statten*). So großen Beifall auch die berühmten Schauspieler Seydelmann, Teffoir, Döring und andre in dieser Rolle gewonnen haben: keiner von ihnen reichte auch nur im Entferntesten an die Virtuosität, mit welcher Herzog Karl den Mephisto gab. — Nach beendeter Aufführung blieb die gesammte Gesellschaft zum Abendessen beisammen, welches in einem von Schinkel nach dem Ordensrempter der Marienburg in Preußen erbauten, nur von einer Säule getragenen Saale angerichtet wurde. Es wurde an größern und kleinern runden Tischen nach Belieben Platz genommen. Der Fürst und die Fürstin machten in liebenswürdigster Weise die Wirthe und nahmen bald an diesem, bald an jenem Tische Platz bei den Sängern und den Mitgliedern der Kapelle, welche in derselben Weise wie der Königliche Hof, dessen Tafeln sich in demselben Saale befanden, bewirthet und bedient wurden, wobei das bekannte

*) In Aller Munde war damals ein Epigramm, als dessen Autor man einen als patriotischen und satirischen Dichter berühmten Staatsrath (Stägemann?) nannte:

„Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsraths schlecht.
Unübertrefflich aber stets als Mephistopheles."

Sprichwort: „cantores amant humores“ nicht allein durch fröhlichen Humor, sondern auch bei den schäumenden Feuchtigkeiten des Champagners zu vollkommenster Geltung kam. —

Uebrigens sei hier bemerkt, daß Goethe durch den Fürsten selbst schon 1814 nähere Auskunft über das Vorhaben, den Faust zur Aufführung für die Bühne zu bearbeiten, erhalten hatte. In den Tages- und Jahresheften (Bd. 32 der Werke. Ausgabe 1830) finden wir folgende Notiz: „Der Besuch des Fürsten Radziwill (1814) erregte eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Composition zu Faust, ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.“ Hier sei nun auch angeführt, was mir in Weimar durch den Kanzler Müller und Professor Riemer im vertraulichen Gespräch als eine Entschuldigung für Goethe, daß er Zelter's Einladung wiederholentlich abgelehnt, eröffnet wurde. „Goethe,“ sagte mir der Kanzler Müller, „war nicht in der Lage, nach Berlin ausschließlich als der Freund Zelter's zu kommen, als großherzoglich weimarischer wirklicher Geheimerath mußte er erwarten, eine Einladung in herkömmlicher Form von dem Könige, dem Kronprinzen oder den Prinzessinnen Wilhelm und Karl, welche er gern seine lieben Schülerinnen nannte, zu erhalten. Eine solche förmliche Einladung hat er nie erhalten; außerdem war ihm nicht unbekannt geblieben, daß er als Dichter sich niemals auch nur der geringsten Anerkennung bei Sr. preußischen Majestät zu erfreuen gehabt, im Gegentheil — — wie dies auch dadurch ihm zu erkennen gegeben worden sei, daß,

selbst nachdem ihm von dem Kaiser Napoleon, dem Kaiser Franz von Oestreich, dem König Ludwig von Baiern Orden verliehen worden seien, von dem Könige von Preußen weder ihm noch Schiller eine solche Auszeichnung zu Theil geworden sei. Was ihn aber noch mehr als alle andern Rücksichten von einem Besuche Berlins im vorgerückten Alter zurückhielt, war die Befürchtung der Ovationen des Publikums im Theater, was nur die Partei der Gegner — und diese war, wie er wußte, zahlreich vertreten — zu Gegen-Demonstrationen herausgefordert haben würde. — Die wahren Verehrer und Verehrerinnen des großen Dichters waren immer der Ansicht, daß es durchaus nicht gerathen sei, Goethe zu der Reise nach Berlin zu veranlassen."

Die Berichte, welche ich und meine Frau bei unsern öfter wiederholten Besuchen in Weimar dem Dichter persönlich erstatteten, gaben mir erwünschte Veranlassung, über eine und die andere Stelle im Faust mir Aufschluß und Belehrung zu erbitten, wobei ich gelegentlich auch Näheres über den zweiten Theil und über den Abschluß des Ganzen zu erfahren suchte. Ich erhielt nur ausweichende Antworten; ich erinnere mich nur, daß, als ich die Vermuthung aussprach, die Schlußscene werde doch wohl in den Himmel verlegt werden, und Mephisto als überwunden vor den Hörern bekennen, daß „ein guter Mensch in seines Herzens Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei," — Goethe kopfschüttelnd sagte: „Das wäre ja Aufklärung. Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker." Bei meinem letzten Besuche (1831) lagen zwei starke Foliobände, Manuscripte enthaltend, auf seinem Arbeitstische,

und auf diese zeigend, sagte er: „Unter sieben Siegeln liegt hier der zweite Theil des Faust verschlossen; erst aber, wenn ich es nicht mehr im Stande sein werde, mögen Andere ihre Hand daran legen.“ Und so geschah es: der zweite Theil des Faust erschien vollständig erst nach des Dichters Tode.

Ich suchte das Gespräch wiederum auf die Bearbeitung des Faust für die Bühne zu leiten, und Goethe stimmte meiner Ansicht bei, daß die großen Dramen und Tragödien in alter wie in neuerer und neuester Zeit nur durch die Vorstellungen auf der Bühne zu allgemeinem Verständniß und allgemeiner Anerkennung gelangt wären. „Aber eben die Bearbeitung,“ bemerkte Goethe, „das ist der schwierige Punkt, zumal bei einem Drama wie der Faust, bei welchem der Dichter von Haus aus gar nicht an eine Aufführung auf der Bühne gedacht hat. Hält es doch schwer genug, selbst die gedrungensten Stücke Shakespeare's, der doch ausdrücklich nur für die Darstellung schrieb, für unser Theater bühnengerecht zu bearbeiten. Sie haben ja das selbst bei Ihrer Bearbeitung Richards III. erfahren, von der ich durch die Aufsätze in Ihrem Berliner Conversationsblatte Kenntniß genommen habe.“ — „Es haben mich,“ entgegnete ich, „bei der Bearbeitung dieses größesten seiner historischen Trauerspiele vornehmlich die von Ihnen in dem Aufsatze: „Shakespeare und kein Ende“ niedergelegten Ansichten geleitet, und würde ich Ew. Excellenz Geduld und Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, so bäte ich um die Gunst, Ihnen eine kurze Angabe meines Verfahrens bei dieser Arbeit vortragen zu dürfen.“ — „Ueber das Wesentliche,“ bemerkte

Goethe, „bin ich durch die publicirten Aufsätze bereits unterrichtet; doch soll es mir lieb sein, von Ihnen darüber auch noch mündliche Mittheilung zu vernehmen. Sie besuchen mich ja wohl morgen um diese Stunde wieder.“ Ich empfahl mich und fand mich am nächstfolgenden Tage zur bestimmten Stunde wieder ein. —

Zum Verständniß der Unterhaltung, welche ich über den in Rede stehenden Gegenstand mit Goethe hatte, dürfte es ganz angemessen sein, zuvor an die Ansichten zu erinnern, welche er in dem bereits erwähnten Aufsatze über die Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke für die Bühne ausgesprochen hat. Veranlaßt wurde Goethe zu dieser Abhandlung durch die von Ludwig Tieck, dem unübertroffenen Vorleser Shakespeare'scher Stücke, gestellte Forderung: diese Stücke ohne nur ein Wort zu ändern, oder wohl gar eine Scene wegzulassen, aufzuführen, auch mit derselben dürftigen Ausstattung der Decorationen und Anzüge. Hiermit hatte sich weder Schiller bei der Bearbeitung Macbeth's, noch Goethe bei der von Romeo und Julia einverstanden erklärt, und da sie deshalb von Tieck und seinen romantischen Zunftgenossen angefochten wurden, rechtfertigte Goethe sein und seines Freundes Verfahren in jenem Aufsatze in ganz objectiv gehaltener Weise, ohne irgend welche persönliche Beziehungen einzumischen. Er kennzeichnet Shakespeare „als den Dichter, der überall auf die Enthüllung der Innerlichkeit gehe, so daß das gesammte Aeußere, die Naturereignisse nicht ausgeschlossen, in den Dienst dieser Manifestation träten. Durch diese oft noch halb symbolische Form, welche auch nur einer andeutenden Bühne bedurft habe, gleiche er

noch den Alten, während er im Sinn ſich gänzlich von ihnen unterſcheide. Denn bei den Alten ſei der Gegenſatz der tragiſchen Handlung der von Sollen und Vollbringen, bei den Neueren von Wollen und Vollbringen. Dieſer herrſche noch durchaus bei Shakeſpeare, aber noch nicht zu der Weichheit abgemildert, welche ihn ſpäter oft habe ganz in das Rührende auslaufen laſſen, weil der Wille des Menſchen, auch im Widerſpruch mit dem höchſten Wollen, doch ſein Himmelreich ſei. Beachte man nun dieſe eigenthümliche mittlere Stellung Shakeſpeare's zu den Alten und Neuen, ſo erhelle, daß er kein Theaterdichter nach den heutigen Anforderungen, vielmehr etwas unendlich Größeres geweſen ſei. Wollte man zur Einfachheit ſeiner Bühne zurückkehren und auf die Vervollkommenung der Perſpective, der Maſchinerie und Garderobe verzichten, ſo ſei dies ein zweckloſes Opfern der höheren Illuſion und eine reine, ſinnige Vorleſung der Shakeſpeare'ſchen Dramen vorzuziehen. Wollte man ihn aber auf unſerm Theater mit all dem Ortswechſel und vielen untergeordneten Perſonen, die nur zum Vorſchwätzen des Dichtergeheimniſſes da ſeien, nach unſerer ſceniſchen Einrichtung geben, ſo beläſtige die empiriſche Mannigfaltigkeit die Phantaſie und hemme ihren Schwung, ſtatt ihn zu fördern. Man müſſe daher, ſollte Shakeſpeare nicht bald ganz von unſerm Theater verſchwinden, den von Schröder eingeſchlagenen Weg fortſetzen, der ein Epitomator des Dichters als eines Epitomators der Thaten des Weltgeiſtes geworden. An der vollkommenen treuen theatraliſchen Reproduction müßten wir erwürgen." — Da mich bei der Bearbeitung Richards III. für die Bühne dieſe Anſichten

geleitet hatten, durfte ich mich der Zuſtimmung Goethe's verſichert halten. „Sie haben in Berlin," bemerkte er, „an dem Grafen Brühl einen hochgebildeten und einſichtigen General-Intendanten, und wenn man ihn auch, wie ich, aus meinen Unterhaltungen mit ihm, mich überzeugt habe, nicht ohne Grund von einer allzugroßen Vorliebe für brillante Decorationen und Coſtüme nicht freiſprechen darf, ſo kommt doch hierbei Vieles auf Rechnung allerhöchſten Geſchmacks, zumal bei dem Ballet, und es mag oft keine leichte Aufgabe für den Vorſtand des dortigen Theaters ſein, doch allwöchentlich, mindeſtens allmonatlich Shakeſpeare, Schiller, die claſſiſchen Spanier und Franzoſen, auch wohl einmal im Jahre mich ſelbſt auf dem Repertoir, welches dem Könige zur Genehmhaltung vorgelegt werden muß, durchzubringen."

Es hatte mir leid gethan, daß bei ſpäter wiederholten Ausflügen nach Weimar der vertraute Hausfreund Goethe's, Eckermann, ſich abweſend auf Reiſen befand. Erſt im Jahre 1830, als ich nach meiner Rückkehr aus Italien einige Wochen in Weimar verweilte, um Bericht über die Ergebniſſe meiner Reiſe zu machen, aß ich mehrere Male zu Mittag mit dem eigenthümlich begabten und von dem großen Dichter durch ein Vertrauen, — wir möchten es Vertraulichkeit nennen — bevorzugten Freunde, dem wir die Hebung und Aufbewahrung der koſtbaren Schätze des Geiſtes und Gemüthes Goethe's verdanken. Eckermann war ein beſcheidener, ſchweigſamer Mann, der ſich niemals in die Unterhaltung einmiſchte, nur Auge und Ohr war, ſo daß ihm kein Wort, keine Miene Goethe's und der Anweſenden entging. Da man wußte, daß Eckermann jedes Wort, was geſprochen

worden war, aufzeichnete und mit einem sicheren, zur Virtuosität ausgebildeten Gedächtnisse begabt war, machte es die Andern befangen in ihren Aeußerungen. Goethe selbst schien darauf nicht Rücksicht zu nehmen, vielmehr machten seine längeren Auslassungen den Eindruck, als ob er seinem Sekretair — eine Zeit lang versah dies Amt der mir befreundete Dr. John — etwas in die Feder dictirte. Nur so erklärt es sich, daß Eckermann in den von ihm herausgegebenen Gesprächen über Goethe sehr umfang- und inhaltreiche Erörterungen Goethe's, noch dazu über sehr von einander verschiedene Gegenstände, welche er bei einem Zusammensein von mehreren Stunden, zuweilen von einem ganzen Tag gesprochen, von Wort zu Wort in eigener Rede und nicht etwa nur referirend mittheilt. Nicht unbemerkt wollen wir es lassen, daß sich Eckermann so sehr in die Denk- und Redeweise Goethe's eingelebt hatte, daß er zuweilen aus eigenen Mitteln hinzugefügt haben mag, ohne deshalb durch diese Annäherung dem Dichter zu nahe getreten zu sein. — Weder bei dem Mittagstisch, noch bei dem Kaffee und Thee hab' ich von Eckermann's Lippen jemals auch nur ein Wort vernommen; dagegen nahm er im Kreise der Familie der Frau von Goethe (Ottilie) lebhaften Antheil an der Unterhaltung; doch hat er mir nie den Eindruck eines Mannes von Freimuth und Begeisterung gemacht, vielmehr den einer gedrückten Stimmung, als ob er sich in der vornehmen, munteren, mitunter sogar ausgelassenen Gesellschaft nicht behaglich fühle. Ein ganz Anderer war er, wenn man ihn in seiner eigenen Wohnung aufsuchte. Er theilte sein Arbeitszimmer nicht etwa, wie Faust, nur mit

einem Pudel, nein, mit einem ganzen Heere von Raub-, Kletter-, Sing- und Schreivögeln, die — nur der Adler und Habicht waren angekettet — frei umherflogen und in den in den Ecken aufgestellten Tannen nisteten. Das Geschrei und Gekrächze, das Krähen und Kreischen, das Zwitschern und Singen machte einen so furchtbaren Lärm, daß man sein eignes Wort kaum hörte; ärger aber noch als die Nerven des Gehörs wurden die des Geruches angegriffen, zumal in der Nähe der Raubvögel, die mit rohem Fleisch gefüttert wurden. „Nicht zehn Minuten," rief ich mit zugehaltener Nase ihm zu, „würde ich das hier aushalten, ohne ohnmächtig umzufallen," worauf er gelassen erwiderte: „und mir ist nur in dieser Atmosphäre wohl; der Geheimerath nennt das Idiosynkrasie und erzählte mir, daß Schiller in seinem Schreibtische immer einen Kasten mit faulen Aepfeln gehabt hätte, deren für Andere so widerwärtiger Geruch ihm ein unentbehrlicher, nervenstärkender Balsam gewesen sei."

Eckermann stellte meine Sehnsucht nach einem Athemzuge frischer Luft alsbald zufrieden, und wir machten einen Spaziergang durch den Park, um später in dem Gartenhause uns bei Frau von Goethe zum Thee einzufinden. Der von der Ilm durchrauschte Park erhielt ursprünglich von dem Herzoge Karl August die Bestimmung, ein botanisches Gehölz zum Studium für seine Forst- und Jagdbeamten zu sein. Daher die große Mannigfaltigkeit an Laub- und Nadelholz und an Gesträuch und Gezweig aller Art, die bei der Schonung und Pflege, die dem Park zu Theil ward, im Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert zu herrlichem Anwuchse gediehen sind. Während ich nur Auge für die Pracht-

exemplare hochſtämmiger Tannen, rieſenarmiger Eichen und weitausgreifender Buchen hatte, hatte mein Begleiter nur Ohren für die mannigfaltigen Stimmen des Vogelconcertes, welches ſich im niedern Gebüſch, auf den Zweigen und von den Wipfeln herab vernehmen ließ. Wie das muſikaliſch gebildete Ohr in dem wogenden Tonmeere der Symphonie jedes einzelne Inſtrument, im Chore jede einzelne Stimme, ſelbſt jeden einzelnen Ton unterſcheidet und zu nennen weiß, ſo wußte mir Freund Eckermann jeden Vogel namhaft zu machen, deſſen Stimme ſich vernehmen ließ. „Dieſen unermüdlichen Anmelder ſeiner werthen Perſon," bemerkte ich, als in einiger Entfernung ein Kukuk ſich vernehmen ließ, „brauchen Sie mir nicht vorzuſtellen, dieſen langweiligen Philiſter kenne ich genau." — „Vielleicht nicht ſo genau wie ich", ſagte Eckermann, „er hat vielmehr die Natur eines durchtriebenen Burſchen und noch mehr Raupen als er im Schnabel, hat ſeine theure Ehehälfte im Kopf, für welche ein jedes Neſt ein Findelhaus iſt, in welches ſie ihre Eier legt, um ſich mit dem Aufpäppeln ihrer Kinder nicht befaſſen zu dürfen. Der Gemahl bleibt dabei nicht unbetheiligt, er ſpionirt die Neſter der Hänflinge, Grasmücken, Rothkehlchen und anderer kleiner Vögel auf, und wenn er ein ſolches ausfindig gemacht hat, ruft er der Gattin: Guck, guck! zu. Vielleicht gelingt es uns, das Neſt zu finden, auf welches er die Gattin eben aufmerkſam macht, laſſen Sie uns ihn beſchleichen." Unter dem Vorgeben, daß Zwei ein zu großes Geräuſch bei dem Zurückbiegen der Zweige machen würden, bat ich ihn allein zu gehen und nach beendeter Expedition mich an der Quelle zu treffen, wo an

der Felswand das ſchöne Gebet an die Nymphen zu leſen iſt. Vorſichtig ſchlich er dem Rufe des Kukuks nach, während ich mich nach der mir in theurer Erinnerung gebliebenen Stelle begab; ich las:

„Die ihr Quellen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten:
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſein."

Schon vor vielen Jahren, da ich als Student in Jena öftere Ausflüge nach Weimar machte, war dieſe Stelle des Parkes für mich ein geweihter Wallfahrtsort, und ich hatte damals ein ſo unbegrenztes Vertrauen, daß mir die heilſamen Nymphen gewähren würden, um was der Dichter fürbittet, daß der Glaube des Böhmen an die Hülfe des heiligen Nepomuck nicht felſenfeſter ſein dürfte.

Aus meinen ſchweigſamen Betrachtungen weckte mich jetzt der Zuruf Eckermann's: „Gefunden!" Er verſicherte mich, daß, wenn ich am nächſten Morgen ihn zum Spaziergange nach dem Park abholen würde, er mir das Neſt einer Grasmücke zeigen wolle, in welches Frau Kukuk ihr Ei gelegt hätte. Noch nie hatte ich ihn in ſeinem Geſpräche ſo lebhaft und eifrig geſehen, wie bei den Mittheilungen der Beobachtungen, die er im Leben der Vögel gemacht. Insbeſondere bot ihm der Kukuk reichen Stoff zu Mittheilungen, ſo daß er damit noch nicht zu Ende war, als wir durch das ſchmale Pförtchen in das Gartenhaus eintraten. Goethe, welcher hinter der lebendigen ſpaniſchen Wand von Malven, durch welche er ſich den Blicken neugieriger Vorüber-

gehender entzog, auf und ab ging, trat freundlich uns willkommen heißend auf uns zu und sagte: „Sie haben, wie ich merke, unsern Freund Eckermann auf sein Lieblingsthema gebracht, ich hörte wiederholentlich seinen Kukuksruf, von dem weiß er ein Liedchen zu singen, obschon es kein Singvogel ist.“ Der Enkel Wolfgang kam, den Großpapa zum Theetisch einzuladen, an welchem wir unter einer Linde Frau Ottilie, ihre Schwester und andern Besuch fanden. Bald hieß es auch hier wieder: „ei der Kukuk und kein Ende.“ Ich hatte Eckermann bemerkt, daß ihm doch, wie gründlich auch seine Beobachtungen gewesen, eine seltsame Begabung, womit die Natur diesen verzogenen Liebling schon im Ei ausgestattet habe, unbekannt geblieben sei. Aufgefordert, hierüber Mittheilung zu machen, erzählte ich, daß mir der Direktor der Akademie in Tharandt einmal ein noch nicht flügges Kukukchen gezeigt, welches er aus dem Neste einer Blaumeise in dem Astloche eines Apfelbaumes aufgefunden und ausgenommen hatte. Er machte uns auf die schaufelartige Bildung der Flügelschulterknochen aufmerksam und fügte erläuternd hinzu: Wenn der aus dem Ei gekrochene Kukuk sich nach Verlauf einiger Zeit von kleineren Stiefgeschwistern umgeben sieht, welche ihre Schnäbelchen mit gleichem Verlangen aufsperren, sobald die Eltern Fütterung bringen, duckt er sich unter die Kleinen und macht es ihnen bequem sich auf seine Schulterschaufeln zu setzen. Kaum aber, daß eines darauf Platz genommen, rutscht er damit an die Oeffnung und wirft es mit geschicktem Schub zum Loche hinaus, wo dann das arme Stiefbrüderchen, wenn es nicht sofort den Hals gebrochen,

doch bald von den Raubvögeln und Katzen aufgefressen wird.

Bestätigung erhielt diese Aussage durch einen der anwesenden Jäger. „Ja, ja," bemerkte Goethe, „die Natur ist viel listiger und erfindsamer im Guten, wie im Bösen, als wir armen Menschenkinder, und wenn Salomo der Weise spricht: „Neues unter der Sonne giebt es nicht," so beweist das, daß der weise König kein Naturforscher war." — Von einem der Anwesenden wurde die Bemerkung gemacht, daß der Mensch ein noch ungelöstes Räthsel sei; jedenfalls sei die Aufgabe, welche die Sphynx dem Oedipus gegeben, doch zu sehr nur für den Scharfsinn eines Kindes berechnet gewesen. Hierauf wurde von Goethe bemerkt, daß, wie der Mensch, so auch das Thier ein Räthsel und ein vielleicht noch schwerer zu lösendes sei; denn nicht nur, daß durch die Sprache der Menschenbruder uns sein geheimes Wesen offenbare, der Mensch sei doch trotz aller Racenunterschiede immer einer von derselben Gattung, wogegen die Thierwelt in unendlich viele spezifische von einander verschiedene Gattungen und Arten getrennt sei. Bei der Psychologie des Menschen haben wir es immer nur mit einer und derselben Seele zu thun; bei der Thier-Psychologie verlangen die Seelen der Vierfüßer, der Vögel, der Fische, der Insekten, bis zu den Infusorien herab, eine jede eine besondere Wissenschaft. Mit der herkömmlichen Bezeichnung „Instinkt" kommen wir nicht mehr aus.

Im weiteren Verlauf des Gespräches wurden zum Belege dieser Ansicht verschiedene interessante Beobachtungen und Erlebnisse aus der Thierwelt erzählt. Von der Weisheit des

Elephanten wie von den Schelmereien und Liſten Reineke's wurde manches mir noch Unbekannte mitgetheilt und nicht unerwähnt gelaſſen, daß Egmont dem Herzog Alba bemerklich mache, wie es leicht ſei, eine Heerde Schafe zu treiben, wie man aber dem edlen Roß ſeine Gedanken ablernen müſſe. „Da wir," bemerkte ein anweſender junger Mediziner, „annehmen dürfen, daß ein jedes Geſchöpf, bei welchem wir ein mehr oder minder ausgebildetes Gehirn finden, auch mit einem Vorſtellungsvermögen, einem Bewußtſein begabt ſein muß, wäre eine Pſychologie der Thiere gewiß eine Aufgabe für die vergleichende Anatomie, die uns noch nicht einmal irgend einen genaueren Unterſchied des Gehirnes des Affen von dem des Menſchen nachgewieſen hat." — Den höheren Klaſſen der Säugethiere räumte man dieſe Begünſtigung des Bewußtwerdens, wenn auch nicht des Bewußtſeins, am allerwenigſten des Selbſtbewußtſeins ein; ob dies aber in gleicher Weiſe den Vögeln, den Fiſchen, den Inſekten zugeſtanden werden könne, wurde in Zweifel gezogen. Ein junger Engländer, deren ſich damals mehrere in Weimar, als dem deutſchen Athen, aufhielten und von Frau Ottilie beſonders protegirt wurden, erklärte, wenn er auch nicht an den großen Zulauf oder vielmehr das große Zuſchwimmen der Fiſche zur Predigt des heiligen Antonius glaube, ſo könne er doch zur Pſychologie der Fiſche einen intereſſanten Beitrag liefern. Bei einem Beſuche in Howard Caſtle bei York, deſſen Park zu den vorzüglichſten in England gehöre, ſei der ihm befreundete Gartendirektor mit ihm im Nachen an eine Stelle des Sees gefahren und habe hier mit einem Handglöckchen geläutet, worauf ein Hecht, mindeſtens acht

bis zehn Pfund ſchwer, langſam mit einem verbundenen Auge herangeſchwommen kam, ſich geduldig greifen, verbinden und wieder in das Waſſer werfen ließ. Der Direktor erzählte: Er habe eines Tages an dieſer Stelle einen großen Hecht ſchwimmen ſehen und zwar nicht im bloßen Waſſer, ſondern buchſtäblich in ſeinem Blute. Bei näherer Unterſuchung habe ſich ergeben, daß der Hecht ſich an einem Nagel, ſpitzen Steine oder einer Wurzel das linke Auge ſchwer verletzt habe. Aus Mitleid habe er es verſucht, den Fiſch, der, obſchon noch lebend, doch unbeweglich auf derſelben Stelle blieb, zu ſich in den Kahn zu nehmen. Hierbei habe er ſich der Liſt, die man bei dem Forellenfang anwendet, bedient, er habe mit der Hand ihn am Bauche gleichſam magnetiſirt, ſo daß er ſich geduldig habe greifen laſſen. Der Fiſch, der ſonſt auf dem Trocknen gewaltig gezappelt, habe ganz ſtill gehalten und geſtattet, ihm einen Verband anzulegen, worauf er ihn wieder ſeinem Elemente übergeben habe. Am nächſten Morgen habe der Fiſch zur ſelben Stunde am ſelben Orte ſich wieder eingefunden, ſich ruhig greifen und diesmal einen feſteren Verband mit Heftpflaſter anlegen laſſen. Dieſe Procedur habe er nun ſeit acht Tagen regelmäßig fortgeſetzt, da der Fiſch ſich immer pünktlich eingefunden. Ich überzeugte mich, daß die Heilung die beſten Fortſchritte gemacht habe und ſo dem klugen Hecht bald wieder recht „wohlig auf dem Grunde“ ſein werde. — Man erkannte allgemein an, daß ein ſolches von dem natürlichen Inſtinkte des Fiſches abweichendes Benehmen nicht unbewußt und ohne alle Ueberlegung, mithin nicht ohne eine, wenn auch nur auf niederer Stufe des Gefühls ſtehende geiſtige

oder seelische Begabung möglich sein könne. — „Nun kömmt die Reihe an Sie, my dear Sir Smidson," sagte Frau Ottilie zu einem andern der britischen Jünglinge, „Sie haben uns schon oft von Pferderennen, Jagden, Boxern und Hahnenkämpfen erzählt, so daß Sie uns gewiß auch einen Beitrag zur Seelenkunde der Thiere liefern werden." — „Wenn man in Deutschland," erwiederte Mr. Smidson, eine Geschichte erzählt, die ein wenig unglaublich zu sein scheint, so ruft man gleich: „eine Jagdgeschichte!" Nun, auf die Gefahr hin, daß meine Geschichte für eine Jagdgeschichte erklärt werden dürfte, will ich sie Ihnen dennoch nicht vorenthalten. Ich wohnte in London High Holborn Street 65 im Hause eines Drechslers, welcher als Mechaniker an seinem Schilde die Aufschrift führte: „philosophical instruments-maker," denn er beschäftigte sich auch mit Arbeiten für chirurgische Apparate. Eines Tages hörte ich jämmerliches Geschrei eines Hundes auf der Straße; ich trat so eben aus dem Hause und fand einen Bulldog edelster Race auf drei Beinen sich fortschleppend; ein Vorderfuß war durch ein Wagenrad übergefahren und zerbrochen worden. Der Hund schien herrenlos zu sein, ich nahm ihn in das Haus, mein philosophischer Instrumentenmacher untersuchte den Schaden und erklärte sich bereit, Schienen und einen Verband anzulegen, wodurch das Bein geheilt werden würde. Nach einigen Tagen war der Patient so weit hergestellt, daß er aufzutreten vermochte; der Verband wurde abgenommen, und bald darauf verließ der Geheilte unser Haus, ohne sich dankbar zu verabschieden oder ein Honorar zurückzulassen. Aber nun hören Sie wie merkwürdig: Nach Verlauf von meh-

reren Monaten fand ſich „Blacknoſe,“ ſo hatten wir ihn getauft, wieder bei uns ein, mit jämmerlichem Geheul kündigte er ſich an, doch kam es nicht von ihm allein, er ſchleppte einen zweiten Hund, ein Affenpinſcherchen mit ſich, dem daſſelbe Unglück, wie früher ihm, begegnet war. Er gab uns zu verſtehen, was wir, auch ohne von ihm Auskunft zu erhalten, ſogleich bemerkten, daß dem Hündchen das Bein gebrochen worden war, und daß er unſre Hülfe, durch welche er geheilt worden, für ſeinen leidenden Mitbruder in Anſpruch nahm, was wir auch mit beſtem Erfolge thaten. Blacknoſe machte ſeinem kranken Freunde täglich Beſuche, und als dieſer ſo weit hergeſtellt war, um entlaſſen werden zu können, führte ihn Blacknoſe mit unverkennbarer Freude über die gelungene Wiederherſtellung zu ſeinem Herrn, deſſen Bekanntſchaft wir ſpäter machten, und der den Dank nachträglich bezeigte, den Blacknoſe vergeſſen hatte, obſchon er uns den Beweis eines guten Gedächtniſſes und kluger Ueberlegung gegeben.“ — Mr. Smidſon hatte ſeine Geſchichte ſo ſchmucklos und mit einem Ausdrucke der Zuverläſſigkeit vorgetragen, daß Keiner von uns an der Wahrheit derſelben zweifeln konnte.

Von verſchiedenen Anweſenden wurden aus Veranlaſſung dieſer Geſchichte Bemerkungen gemacht, welche darin übereinſtimmten, daß wohl die Pſychologie der Hunde die ergiebigſte Quelle für die allgemeine Seelenkunde der Thierwelt ſein dürfte, was ſeinen Grund darin habe, daß kein anderes Thier in ſo naher Beziehung zu dem Menſchen als unterhaltender Geſellſchafter und thätiger Gehülfe bei den mannigfaltigſten Geſchäften ſtehe, wie der Hund, der dem Jäger,

dem Schäfer, dem Schlächter, dem Eskimo vor dem Schlitten, der Berliner Milchfrau vor dem Karren, dem Nachtwächter als Begleitung, dem Student als Mappenträger, dem Postillon als Wachtposten auf dem Verdeck, dem Müller und Kornhändler als Rattenfänger und so noch vielen andern Gewerbtreibenden ein unentbehrlicher Dienstmann und Genosse sei. — „Haben wir doch," fügte Goethe mit heiterer Miene hinzu, „hier am Orte erlebt, daß der Hund für die Theaterkasse ein einträglicher Gastrollen-Spieler ist." Um ein weiteres Gespräch über diesen Gast, durch welchen das berühmte Weimarische Theater auf den Hund gekommen war, und Goethe die Direktion desselben niedergelegt hatte, nicht aufkommen zu lassen, wurde von einer der Damen geäußert: „Wir haben einen Beitrag zur Seelenkunde der Bewohner des Wassers, dann einen zweiten zu der der Bewohner des Festlandes erhalten; es wäre wünschenswerth, nun auch über das Seelenvermögen der Bewohner des dritten Elementes, der Luft, Auskunft zu erhalten. Und hierbei dürfen wir mit Zuversicht auf unsern Freund Eckermann rechnen, der in dem Reiche der gefiederten Segler der Lüfte so zu Haus ist, daß er die ganze Welt nur aus der Vogelperspective betrachtet."

Unter dem Vorwande, er habe seine Vögelgeschichte in diesem Kreise und zumal Seiner Excellenz schon so oft erzählt, daß er fürchten müsse, die Gesellschaft zu langweilen, entzog sich Eckermann der Mittheilung und meinte: „Vielleicht übernimmt es unser Berliner Freund, dessen Name ja schon Gewähr giebt, daß er, ein Förster, also auch ein Jäger, mit den geflügelten Bewohnern des Waldes und

Feldes bekannt iſt, als Vertreter und Wortführer derſelben uns aus ſeinen Erlebniſſen etwas mitzutheilen.“ — Da man die herkömmlichen Entſchuldigungen, die ich machte, nicht gelten ließ, und meine Frau der Frau von Goethe zuflüſterte, daß wir vor Kurzem eine ſehr komiſche Taubengeſchichte in unſerer Wohnung erlebt hätten, gab es keine Ausflucht und ich erzählte: „Wir wohnen in Berlin in ſehr lebhafter Gegend, in einem Eckhauſe unter den Linden und der Charlottenſtraße im zweiten Stock. Neben meinem Arbeitszimmer iſt ein Cabinet, in welchem meine Bibliothek auf einigen Regalen aufgeſtellt iſt. Das Cabinet hat ein Fenſter nach der Charlottenſtraße, welches am Tage geöffnet iſt, da der Raum zugleich ab und zu zum Schlafen benutzt wird. Eines Tages hör' ich in dem Cabinet Taubengirren — gurren ſollte man ſagen, denn es iſt weit mehr ein u als ein i zu hören. Vorſichtig gehe ich hinein und finde ein zärtliches Taubenpaar, er, der Kleidung nach, dem niederen Stande der Feldtauben angehörend, aber von ſtattlichem Gliederbau, in den Manieren derb, aber reſpectvoll gegen die Dame einen Baßtriller gurgelnd, der eine geſunde Bruſtſtimme ankündigte. Die Dame war weiß gefiedert mit braunrothen Flügelſchilden, trug ein zierliches Häubchen, eine Halskrauſe, und ihre rothen Füßchen waren mit Federn bedeckt. Der Kleidung und ihrem ganzen Benehmen nach ſchien ſie von edlerer Herkunft zu ſein als ihr Gefährte. Das Pärchen ſchien mir zu ungleich, als daß ich glauben durfte, es hätte ein hochkirchlicher Taubenvogt vor dem Altar ſie zuſammengefügt, vielmehr vermuthete ich, daß hier eine Entführung ſtattgefunden, und der Schmidt von Gretna-

green die Copulirung vollzogen habe. Sehr gern gewährte ich den beiden Liebenden eine Freistatt, sorgte für gefüllte Trinkschale (und zwar in Form der berühmten Taubenschale der Capitolinischen Sammlung) und streute ihnen reichliches Futter. „Hier ist gut wohnen, hier wollen wir das Nest bauen!“ so dachten sie und führten es aus. Sie trugen Strohhalme, Federn, Garn und Wolle in Flocken und Fäden, Blätter und trockene Zweige unermüdlich herbei, und nach wenigen Tagen war auf dem obersten, leer gebliebenen Brett des Regals das vortrefflich gebaute, reich ausgefütterte Nest fertig. Der Himmel schenkte dem glücklichen Paare seinen Segen; nach einigen Tagen lagen zwei schneeweiße zierliche Eier in dem Neste, und die jugendliche Gattin ließ sich die Pflichten und Sorgen des Ausbrütens mit unausgesetztem Eifer angelegen sein; — nur ab und zu vergönnte sie sich einen kurzen Ausflug, während dessen der Eheherr sorgsam ihre Stelle einnahm. Eines Morgens erhielt ich Besuch von einem sich mir als Taubenhändler vorstellenden Manne, der mich ersuchte, ihm die weiße Taube mit den braunen Flügelschilden, die er zu meinem Fenster ein- und ausfliegen gesehen, herauszugeben; sie gehöre ihm und sei ihm, wie er sich ausdrückte, durchgebrannt oder gestohlen worden. Ich bedeutete den guten Mann, daß er als Taubenhändler wisse, was das Wort „vogelfrei“ bedeute, und daß eine mir zugeflogene Taube kein Diebstahl sei. Wahrscheinlich trieb der Mann, welcher in einer kleiner Nebenstraße wohnte, das Gewerbe des Taubenhändlers nur, um fremde Tauben anzulocken und einzufangen. „Ihr hättet nur,“ sagte ich ihm, „das Fläschchen mit Anisöl zu Hause lassen

ſollen, damit dieſer die Tauben anlockende Geruch mir Euer Gewerbe nicht verrathen hätte. Um Euch aber für Eure Bemühung eine Vergütigung zu geben, nehmt dies Trinkgeld und gebt Euch weiter keine Mühe; die Taube gehört mir.“ Der verdutzte Mann bedankte ſich und zog mit dem unverdienten Trinkgelde ab. Während nun mein Täubchen, jetzt mehr mein als jemals, die Eier brütete, brütete der fremde Mann Rache; die Täubin wieder einzufangen, war ihm nicht gelungen; allein der Gemahl blieb ein, blieb zwei, drei Tage fort; die Gattin wich nicht von dem Neſte, und ich ſetzte ihr das Futter und den Trinknapf ganz nahe, damit ſie ihrer Pflicht genügen möge. Noch ein paar Tage hielt ſie es aus; während ſie in den erſten Tagen ihrer Einſamkeit girrende, lockende Klagetöne hatte vernehmen laſſen, nahm jetzt ihr Gurgeln — gorghe giar würde es der Italiener nennen — den Ton eines unglücklichen Bewußtwerdens der Treuloſigkeit oder des Todes des Gemahls und zuletzt den Entſchluſſes zur Rache an. Dürfte ich mir eine poetiſche Ausſchmückung meiner einfachen, wahrheitgetreuen Erzählung erlauben, dann würde ich nicht unerwähnt laſſen, daß Bürgers Ballade Lenore, für eine Singſtimme in Muſik geſetzt von Zumſteg, aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag, und daß ich in den unarticulirten Lauten der Verlaſſenen die Worte zu vernehmen meinte: „Biſt untreu, Wilhelm, oder todt, wie lange willſt Du ſäumen?“ So war denn der Anfang auch das Ende vom Liede, nur mit dem Unterſchiede: meine Lenore *fuhr* nicht, ſondern *flog* um das Morgenroth zum Fenſter hinaus, auf und davon, ihren Wilhelm zu ſuchen, ſich mit ihm wieder zu vereinigen oder ſich zu rächen. —

Mein Taubenvergnügen ſchien ein trauriges Ende genommen zu haben, die angebrüteten Pfänder der Liebe erkalteten in dem Neſte, das darin eingeſchloſſene Leben erſtarb, bevor es die Entwicklung bis zum Durchbrechen der Schale gebracht hatte. Da vernahm ich am nächſten Morgen die wohlbekannten Gurgeltöne des in ungerechten Verdacht der Untreue gekommenen Gemahls, der, wie ſich mir unzweifelhaft ergab, in ſchmählicher Gefangenſchaft gehalten worden war, aus welcher er ſich durch Liſt, Gewalt oder Beſtechung ſelbſt ranzionirt hatte und ſogleich im Fluge zurück zu der theuren Gattin geeilt war. Als er ſie nicht auf dem Neſte fand, ſie auch auf ſeinen girrenden Lockruf nicht kam, wendete er ſich an mich, zuerſt mit vielen Verbeugungen auf meinem Schreibtiſch auf und nieder gehend, dann Auskunft verlangend näher ſich herandrängend, und als ich ihn mit Worten und Zeichen bedeutete, daß ich nicht wiſſe, wohin ſeine Gemahlin entflogen oder entflohen ſei und ihn auf das Fenſter verwies, um ſie wieder heimzuführen, gab er mir ſeinen Unwillen durch einige Flügelſchläge zu erkennen, worauf er ſich zu näherer Inſpicirung der Verlaſſenſchaft zu dem Neſte begab. Er fand hier Alles in beſter Ordnung, und in der Hoffnung, das erkaltete Leben durch die Wärme ſeines Blutes und ſeiner Federn wieder erwecken zu können, übernahm er mit heroiſcher Reſignation auf jeden Genuß der Freiheit und des Lebens die mütterlichen Pflichten des Brütens und verließ während mindeſtens 48 Stunden auch nicht eine Minute das Neſt. Als er aber am dritten Tage die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ſeine Bemühung, das erſtorbene Leben wieder zu erwecken, vergeblich ſei, gerieth er in einen Zu-

ſtand, der an Verzweiflung grenzte. Er ſchleuderte die beiden Eier aus dem Neſte, daß ſie am Boden zerſchellten, dann richtete ſich ſeine Wuth gegen das Neſt, welches er mit den Krallen der Füße und mit der Schärfe des Schnabels ſo zerſtörte, daß nicht ein Reischen, nicht ein Hälmchen auf dem andern blieb und die mühſam zuſammengetragenen Federn rings umherflogen. Der häusliche Heerd war zerſtört — ohne häusliches Glück hatte er keinen Werth. — In ſich gekehrt und nachdenklich ſaß nun mein Herr Tauber auf dem Fenſterbrett, ähnlicher dem trübſeligen Kauz der Minerva als einem heitern Zugvogel vom Geſpann der Venus. Mit einem Male, wie aus Träumen erwacht, ſtreckte er den Hals lang aus, die Augen blitzten, und wie ein Stoßvogel ſchoß er auf das Dach des gegenüberſtehenden Hauſes. Dort hatte er ſeine verloren geglaubte Gattin erblickt, wie ich ſie auch gleich erkannte, umringt von einer Schaar zudringlicher Bewerber um ihre Gunſt. Des Odyſſeus Pfeile können nicht größeren Schrecken und mehr Verderben unter der Schaar der Freier, welche Penelope bedrängten, angerichtet haben, als mein tapferer Taubenheld unter den Curmachern ſeiner Gemahlin. Sie ſtoben theils ſchwer verwundet, theils arg zerzauſt und zerſchlagen auseinander, die Federn flogen wie Schneeflocken umher. Nur Einer, dem Anſehen nach von vornehmer Herkunft, hielt trotzig Stand und trat dem beleidigten Ehemann herausfordernd entgegen. Er warf ſich aufplüſternd in die Bruſt, auf welcher ein gekräuſelter Buſenſtreif ſich breit machte; ob er mit vatermörderiſcher Halsbinde verſehen ſei, konnte ich nicht entdecken, wohl aber, daß ſeine Kappe oder Tolle einem Helmbuſche

glich. Vielleicht, daß er sich bereits einiger Gunstbezeugungen von der Dame zu erfreuen gehabt, denn sie hielt sich noch immer an seiner Seite und schien den Zweikampf durch Dazwischentreten und begütigendes Zureden verhindern zu wollen. Ihr Herr Gemahl aber ging als kräftiger Landwehrmann dem verzärtelten Junker von der Nobelgarde mit gefälltem Schnabel zu Leibe und nach wenigen Gängen trieb er ihn so weit hinter die Mensur zurück, daß er in eiliger Flucht seine Rettung suchen mußte. Das Ehepaar verständigte sich sehr bald und kehrte in die verlassenen Räume des Cabinets auf das Bücherregal zurück. Nach eingenommenem Frühstück nahmen sie in dem auf dem Fußboden aufgestellten Gefäß ein Bad, striegelten und putzten sich und machten dann einen Spazierausflug. Unterdessen nahm ich die umherliegenden Trümmer ihres zerstörten Nestes wieder auf und legte sie auf den Tisch, um ihnen den Wiederaufbau bequem zu machen. Hierin war ich im Irrthum. Bei der Rückkehr erweckten die aufgelesenen Bauhölzer so schmerzliche Erinnerungen bei dem Gemahl, daß er sie in sichtbarer Aufregung an den Boden schleuderte, dann mit der Gattin täglich ausflog und mit Mühe und Sorgfalt ein neues Nest baute, zu welchem nicht das kleinste Federchen oder Hälmchen des alten verwendet wurde. Bald lagen wieder zwei Eier in dem Neste und nach Verlauf von vierzehn Tagen vernahm ich zu meiner großen Freude die piependen Stimmen der ausgekrochenen Jungen. Im Verlaufe des Sommers vermehrten sich meine Tauben noch um drei Paar Junge. Sie waren anmuthige Gespielen der Kinder, belästigten aber zuletzt die Hausfrau so sehr,

daß ich ſie — braten ließ? — o nein, entſetzen Sie ſich nicht, meine verehrten Freundinnen, trauen Sie mir nicht eine ſo kannibaliſche Verletzung des Gaſtrechts zu; ich trug Sorge für geſicherte Freiheit und ferneres Wohlbefinden. Ein mir befreundeter Taubenliebhaber holte ſie auf ſein Landgut ab, wo ſie in der Mitte des Hofes in einem von einer Säule getragenen Hauſe gegen Katzen und Marder geſchützt, eine ſtattliche Wohnung erhielten." —

Meine Taubengeſchichte erfreute ſich allgemeiner Theilnahme und gab zu lebhafter Unterhaltung Veranlaſſung. Die Einen nannten es eine Idylle, ein Anderer ſagte, es erinnere an Lope's komiſches Epos die „Gatomachia" (Katzenkomödie), ein Dritter meinte, es könne Stoff zu einem Luſtſpiel wie „die Vögel des Ariſtophanes" geben; „mir," äußerte ein Vierter, „zu einer Tragödie, nur müßten dann die beiden Duellanten auf dem Platze bleiben, und die Wittwe in ihrer Verzweiflung von einer Katze ermordet werden." — „Laſſen Sie uns," nahm zuletzt Goethe das Wort, „dieſe Geſchichte mit einigem Ernſt bedenken; ſie liefert einen ſehr bedeutenden Beitrag zur Pſychologie der Thiere. Hierbei haben wir nicht nur Bewußtſein mit Abſicht und Ueberlegung vor uns, wir finden die Thiere auf einem ſittlichen Boden ſtehen, was im „Reineke Fuchs" nicht der Fall iſt, wo man nur Schelmenſtreichen begegnet. Hier erhebt ſich die Liebe zur Leidenſchaft, für welche das Leben eingeſetzt wird; eheliches Verhältniß, Monogamie, Familienleben, und wollt ihr es eine Dichtung nennen, ſo nennt es einen Roman, eine Novelle, in welcher Wahlverwandtſchaft das Hauptwort ſein würde, und zwar nicht

die chemiſch-mechaniſche, durch welche die Salze und Säuren ſich vereinigen, ſondern die höhere auf dem Gebiete des Lebens, wo außer den Seelen auch Fleiſch und Blut ihrer gegenſeitigen Anziehungskraft unwiderſtehlich zu folgen gezwungen werden.“ — Goethe zog ſich, da er ſich der Abendkühle nicht gern ausſetzte, in ſein Zimmer zurück, und beſtieg dann mit den Damen den Wagen, der ihn nach der Stadt brachte, wohin wir Andern bald nachfolgten.

Druck von [illegible] & Offersag in Berlin.